DHO Zi 83

21

Gren. V, 9, 492, 16

Mit 2 Kupfern, 2 Aquatinlarat.
u. großer verschied. Gef.
Kupferstichkarte.

J. Holm fec.

Reisen

von Neapel

in die umliegenden Gegenden.

Nebst

Reminiscenzen

von

meiner Rückreise nach Deutschland

und

einigen Nachrichten

über

das letzte Erdbeben in Neapel.

Von

Carl Friedrich Benkowitz.

Mit vier Kupfern und einer Charte.

Berlin,

bei Friedrich Maurer, 1806.

Vorrede.

Ich übergebe hier dem Publikum das letzte, was ich über Italien schrieb, und begleite es mit dem Wunsche, daß es freundlich angenommen werde. Fast nie habe ich in beschreibende, vorarbeitende Bücher gesehen, sondern alles aus dem großen Buche der Wirklichkeit, und des unmittelbaren Anschauens genommen. Ich habe das Original copirt, nicht die Copie, und dies rechne ich mir zu einem kleinen Verdienste. Es wäre mir leicht gewesen, systematischer, gelehrter, schulgerechter, kurz, mehr für Recensenten zu schreiben, und das Wichtige, das ich nicht in der Wirklichkeit hätte finden können, aus Büchern zu nehmen; ich habe dies verschmäht, und für das Publikum schreiben wollen. Ich habe das Große und Kleine, wie es sich mir darbot, aus der Natur genommen,

nicht aus farbespielenden Büchern, und mich bemüht, die Sachen so aufzustellen, wie sie sind.

Wer mit meinen Büchern in der Hand nach Italien reis't, der wird kein Paradies suchen, und nicht unwillig werden, wenn er es nicht findet. Die Einbildungskraft wird seinen Verstand nicht überflügeln, und ihm den Genuß bei Gegenständen rauben, die er unter seiner Erwartung findet. Denn etwas über seine Erwartung zu finden ist sehr selten, und ich habe nur dreimal auf meiner ganzen Reise die Erfahrung gemacht: in der Mitte der Peterskuppel in Rom, an der Grotte des Neptun in Tivoli, und auf St. Elmo in Neapel beim Herunterschauen auf die Stadt.

Um Genuß bei neuen Gegenständen zu finden, muß man sehr wenig erwarten; dann ist es nicht schwer, das Vergnügen der übertroffenen Erwartung zu genießen. Läßt man der Einbildungskraft freien Lauf, so genügt ihr auch das Höchste nicht, was hienieden zu finden ist.

Inhalt.

Reise von Neapel in die umliegenden Gegenden.

Reise von Neapel nach Pompeji. . Seite 3
Pompeji und Herkulanum. . . — 37
Drei Tage in Neapel, oder Wallfahrt zum Grabe Virgils, nach Capo di Monte, und nach Puzzuolo. . — 45
Erster Tag, oder Wallfahrt zum Grabe Virgils. . . . . — 46
Zweiter Tag, oder Besuch auf einem englischen Kriegsschiffe, und auf Capo di Monte. . . . . — 54
Dritter Tag, oder Reise nach Puzzuolo. — 69
Reise nach Caserta. . . . . — 111
Reise nach Portici und auf den Vesuv. — 126
Wanderung über St. Elmo und den Vommero nach Puzzuolo. . . . — 156
Wanderung über den Pausilipp. . — 173

Reminiscenzen von meiner Rückreise nach Deutschland.

Das schnell veränderte Clima. . . — 181
Ein kleines Abentheuer. . . . — 185
Ersteigen der Kuppel auf der St. Peterskirche bis in den Knopf. . . — 191

Reise nach Tivoli. . . . . Seite 209
Die Villa Borghese. . . . . — 219
Canova's Werkstatt. . . . . — 235
Fontana di Trevi. . . . . — 239
Unglückliche Geschichte eines Affen. . — 241
Verona. . . . . — 248
Das Amphitheater in Verona. . . — 253
Ueber den Transport der Kunstsachen, nebst Erzählung von einem kleinen Transport derselben aus Neapel bis Schlesien. . . . . — 260
Inspruk. . . . . — 279
Hall am Inn. . . . . — 287
Das Wunderbild der Mutter Gottes zu Absam in Tyrol. . . . — 294
Lied von der Mutter Gottes zu Absam. — 302
Reise von Hall in Tyrol nach Wien auf dem Inn und der Donau. . . — 305
Wien. . . . . — 335
Parallele zwischen Wien und Berlin. . — 343
Den 1sten Junius 1803, Abends um zehn Uhr. . . . . — 355
An die Censoren in Wien. . . — 359
Ueber die wachsende Theurung aller Lebensbedürfnisse. . . . . — 362
Abschied von meinen Lesern. . . — 374

Anhang.
Nachrichten von dem Erdbeben in Neapel und den umliegenden Gegenden in der Nacht vom 26. Julius 1805, mit Berücksichtigung des Lokale dieser Stadt. — 377

Reisen

aus

Neapel in die umliegenden Gegenden.

Reise von Neapel nach Pompeji.

Zu den merkwürdigsten Oertern in Italien gehört unstreitig die siebenzig Jahr nach Christi Geburt von einem Aschenregen begrabene, und jetzt zum Theil wieder auferstandene Stadt Pompeji. Sie liegt zwischen dem Vesuv und dem Ufer des Meeres, nicht weit von dem letztern, und in einer Entfernung von Neapel von ungefähr drei deutschen Meilen.

Den 4ten December 1802 versammelten sich einige Deutsche, zu denen auch ich gehörte, an dem Platze Largo di Castello in Neapel, nahmen eine von den Miethkutschen, die hier beständig in Bereitschaft stehen, und eilten voller Erwartung zu diesem berühmten Orte.

Der Weg führt nach der Ostseite über die lange Magdalenen-Brücke aus Neapel, und man befindet sich dann sogleich bei dem ungeheuren Getreidemagazin am Ufer des Meeres, das der jetzige König erbauet hat. Dies Gebäude ist mehr als noch einmal so lang, wie die Peterskirche in

Rom, nämlich beinahe eine italienische Viertelmeile, und kann also einen unermeßlichen Vorrath fassen. Aber es hat den kleinen Fehler, daß dieser Vorrath nicht vorhanden ist; denn wie man sagt, hat man, nachdem das Gebäude fertig war, die Erfahrung gemacht, daß sich das Getreide so nahe am Ufer des Meeres nicht erhält. Es ist Schade, daß man sie nicht vorher gemacht hat. Uebrigens hat dies Magazin, nach meiner Meinung, noch einen andern Fehler: daß es ganz offen am Meere liegt. Denn wenn der Feind von der Meerseite kömmt, so kann er den ersten Angriff auf dies wichtige Objectum belli machen.

Man fährt von hier an immer am Ufer des Meeres, hat aber nur selten die Aussicht über den schönen Golf; denn man befindet sich fast beständig zwischen Landhäusern, aus denen zu Zeiten ein ganzer Ort wird. Der erste davon ist St. Giovanni a Teduccio, in welchen man, ohne ihn zu bemerken, hinein- und herausfährt, denn alles gleicht einer Straße. Einige italienische Meilen weiter kömmt man zu dem beträchtlichern Orte Portici, der ganz einer Stadt gleicht, und wo der König ein schönes Lustschloß hat. Mit diesem grenzt nach der Seite des Vesuvs zu das Dorf Resina dicht zusammen.

Noch einige italienische Meilen weiter kömmt man zu dem noch größern Orte Torre del Greco, und nun befindet man sich gerade zwischen dem Vesuv und dem Meere, da man den ersten bis jetzt immer mehr oder weniger vor sich gesehen hat. Man ist ungefähr drei deutsche Viertelmeilen von der Spitze des Vesuvs entfernt, und sieht ihn in einer ganz verkürzten, bei weiten nicht so schönen und erhabenen Gestalt, als aus Neapel.

Torre del Greco erfuhr bei dem letztern Ausbruch desselben die verheerende Kraft der Lava, denn ein Strom davon floß mitten durch die Stadt, und ergoß sich in's nahe Meer. Der Weg führt jetzt quer durch diesen Strom, und ist ganz bequem. Man hat die obern Schlacken der Lava hinweg gearbeitet, und bauet nun auf der untern Schicht derselben sich wieder an. Hier braucht man keine tiefe Graben zur Einsenkung der Mauern zu machen, und bauet dennoch auf sehr festem Grunde. Aber es muß auch eine ungeheure Arbeit kosten, die hohen und scharfen Schlacken der Lava hinweg zu schaffen.

Der Strom ist auf dem Felde bei einem Gebüsch vorbei gegangen, und hat einen Theil davon hinweg genommen. Man bemerkt also jetzt

eine scharfe Grenzlinie zwischen dem schönen lebendigen Grün und dem furchtbaren zackigen Grau, das dicht an demselben hinläuft, und von weiten wie ein tief und heftig rojolter Boden aussieht. Denn die ausgebrannten Schlacken der Lava schwimmen oben auf dem Strome, machen ihn auf eine höchst unwirthbare Art ungleich. Es könnte keine bessere Festung geben, als wenn ein Lavastrom um sie herum geflossen wäre; kein Wagen, keine Kanone, kein Pferd könnte denselben überschreiten, und bloß die Menschen würden über die scharfen und hohen Zacken hinweg klettern können.

Man sieht in dieser Gegend mehrere Lavaströme, und zwar aus allen Zeiten: halb verwitterte, ganz verwitterte, und noch völlig erhaltene. Einige hatten keine so starke Quelle, daß sie bis an's Meer reichten, sondern erstarrten unterweges.

Vier italienische Meilen von Torre del Greco kömmt man nach Torre del Annunziata, ebenfalls einem Städtchen am Meere, und hier verläßt man die große Landstraße, um sich links etwas tiefer in's Land nach Pompeji zu wenden. Dieser merkwürdige Ort ist jetzt nur noch eine kleine Strecke entfernt, und man nähert sich ihm,

ohne etwas von ihm zu entdecken; denn die Hügel umher sind mit italienischen Pappeln und Weinreben bepflanzt, hinter welche er sich verbirgt. Endlich kömmt man links zu einer neu erbauten Pforte, die an einem Wohnhause liegt, tritt durch sie hinein, und befindet sich dann in dem sogenannten Soldatenquartiere. Wir waren nun in dem Beginn des Raums, der uns so heilig ist, der noch vor 1700 Jahren mit seinen alten Bewohnern ruhig bevölkert war, der sodann bei einer Aschen- und Stein-Eruption des Vesuvs sich plötzlich von der Erde verlor, anderthalb Jahrtausende vergessen war, und jetzt in unsern Zeiten, nachdem Italien eine ganz andere Gestalt angenommen hat, aus seinem Aschengrabe, wie ein Auferstehender, wieder hervorgeht.

Die ersten Erscheinungen, die unser Auge trafen, waren eine Menge hoher Säulen, die in einem länglichen Vierecke regelmäßig zusammenstanden, und einen innern Hof bildeten. Dieser Hof enthält 23 Säulen in der Länge, und 17 Säulen in der Breite, ist also sehr ansehnlich, und mit ungefähr 80 Säulen umgeben. Oben sind diese noch hie und da durch den Architrav verbunden, übrigens gereifelt, und noch vollkommen fest. In der Mitte des von Säulen umge-

benen Raums haben die jetzigen Aufseher in Pompeji einen kleinen Garten angelegt; und wo ehemals die alten römischen oder pompejanischen Soldaten wandelten, da wächst jetzt etwas Broccoli, Salat, und Eichorienwurzeln.

Wenn man auswendig um die Säulen herumgeht, so befindet man sich in einem Gange, der mit den ehemaligen Wohnungen der Soldaten umgeben ist. Es ist wahr, daß unsere Soldaten in keinen Palläſten wohnen, und daß die Zimmer in den Casernen nicht vorzüglich sind; aber sie wohnen noch immer besser, als die alten römischen Krieger. Die Zimmer zwischen diesen niedrigen Mauern im pompejanischen Soldatenquartier sind fünf Schritt lang, und vier Schritt breit, haben keine Fenster, sondern empfangen ihr Licht bloß durch die Thüröffnung, und sehen mehr Gefängnissen ähnlich, als Zimmern. Auch mögen hier wohl mitunter Gefängnisse gewesen seyn; denn beim Aufgraben fand man in einem von diesen Behältnissen fünf Gerippe in Eisen. Wahrscheinlich wurden diese, als bei den drohenden Auswürfen des Vesuvs Alles floh, vergessen, und kamen hülflos in ihrem Kerker um.

In einem andern Zimmer fanden wir eine steinerne Vase, welche bestimmt gewesen war,

Oel darin auszupressen. Ich besinne mich nicht genau mehr auf den Mechanismus dieser Presse, aber er war sinnreich erfunden, und zweckmäßig. Welche Hände mochten bei dieser Presse gearbeitet haben! Die Werke der alten Römer und Griechen sehen wir noch; wir sehen ihren Geist noch, unterdeß der Körper längst in den Lüften verstäubt ist.

In einem andern Zimmer fanden wir eine Menge antiker Bruchstücke von Marmor, Flaschen von rother Erde, und Capitäler von Säulen mit Figuren. Wie auf einem aufgegrabenen Kirchhofe die Gebeine der Menschen umher liegen, so liegen hier die Glieder der alten Kunst verstreut. Und mitten unter diesen auferstehenden und auferstandenen höchst merkwürdigen Ueberbleibseln aus dem Alterthume wohnen Menschen, die durchaus keinen Sinn dafür haben, und durchaus nicht ahnen, wie heilig dieser Fußboden ist.

Pompeji ist jetzt ein Versorgungsort für Invaliden vom Militär, welche hier die Wache haben, und dafür sorgen müssen, daß nichts von den Alterthümern verdorben oder entwendet wird. Diese haben sich an der Seite, wo jetzt die Eingangspforte ist, in die alten Zimmer, welche die Säulen umgeben, einquartiert, haben noch ein Stockwerk darauf gesetzt, ein Dach darüber gemacht, und wohnen nun in einer

Behausung, wo ehemals ganz andere Krieger ihren Aufenthalt hatten. Es ist hier ein zweites Soldatenquartier entstanden. Einer von diesen Kriegern ist zwar bestimmt, den Cicerone zu machen, und die Fremden in der auferstehenden Stadt herum zu führen; auch hat er auswendig gelernt, wo hie und da etwas vorzüglich Merkwürdiges zu finden ist, und sagt dies in seinem neapolitanischen Jargon her, aber man merkt bald, daß er nicht die kleinsten wahren Kenntnisse hat, und ein bloß mechanischer Cicerone ist. Ueberhaupt kann es wohl nirgends schlechtere Cicerone geben, als in diesen Gegenden. Alles Neuere, das man um sich sieht, widerspricht dem klassischen Boden, und man hat Mühe, sich den Gedanken lebendig zu erhalten, daß man auf heiligem Lande wandelt. Ich habe mitten in Pompeji einen alten Invaliden sitzen sehen, der sich von einem andern barbieren ließ; und auf der Schwelle eines antiken Hauses sah ich zwei Weiber, wovon die eine etwas auf dem Haupte der andern suchte, das man besser nicht nennt. Da diese Menschen auch betteln, sich schimpfen, schamlos sich in jeder Rücksicht betragen, so wird man durch diese unheiligen Scenen etwas in seinem Genusse und in der Illusion gestört.

Unweit von dem Soldatenquartier ist das kleine Theater, von welchem man jetzt glaubt, daß es noch aus griechischen Zeiten herrührt, und zu einem uralten Pompeji gehört, das weit früher vom Vesuv begraben wurde, und unter der jetzt auferstehenden Stadt liegt. So viel ist gewiß, daß es weit niedriger liegt, als die übrige Stadt, und eine Bauart in ganz anderem Geschmack hat, als das zweite Theater, auch ganz nahe bei dem letzten sich befindet. Indessen sind mir Zweifel gegen diese merkwürdige Vermuthung aufgestoßen. Man liest nämlich an dem Fußboden des Theaters eine lateinische Inschrift, worin sogar zwei Duumviri erwähnt werden, und das Soldatenquartier liegt eben so niedrig, als das Theater.

Um diese Zweifel zu lösen, müßte man annehmen, daß die Inschrift in spätern Zeiten hinzugekommen wäre, und daß das Soldatenquartier ebenfalls zu dem uralten Pompeji gehört hätte. Dies würde höchst schwierig zu beweisen seyn.

Um einen deutlichen Begriff von diesem Theater zu bekommen, muß man sich einen Halbzirkel denken, in welchem 23 kleine Terrassen sich hinter einander erheben, die in dem Halbrunde herumlaufen, und den Zuschauern zu Sitzen dien-

ten. Unten sind diese Sitze sehr niedrig und breit; und da hier wahrscheinlich die Vornehmsten saßen, so waren nothwendig andere Bequemlichkeiten erforderlich: denn ohne Kissen und Lehnen würden sie hier einige Stunden in Absicht des Sitzens etwas unbehaglich zugebracht haben, welches sich mit dem übrigen Epicuräismus der Alten nicht verträgt.

Ein antikes Theater ist also nichts, als eine in einem Halbzirkel angelegte Treppe mit hohen und breiten Stufen, auf welchen die Zuschauer sitzen, so daß die Füße derer, die auf einer höhern Stufe sitzen, sich hinter dem Rücken der vor ihnen auf einer niedrigern Stufe Sitzenden befinden. Da man nun diese hohen zum Sitzen bestimmten Stufen nicht gut würde ersteigen können, so sind zwischen ihnen wirkliche Treppen in regelmäßigen Entfernungen angebracht, auf denen man bequem zu der Terrasse steigt, in welcher man seinen Sitz nehmen will.

Diesem Halbzirkel gegenüber ist die Scene, und zwar gar nicht weit von den untersten Sitzen entfernt. In dem kleinen Raume zwischen ihnen und der Scene, den wir etwa das Parterre nennen würden, ist der Fußboden noch von rothem Marmor, und zwar sehr konservirt; denn es war

unstreitig keinem erlaubt, hier zu stehen, weil er den auf den untersten Stufen Sitzenden die Aussicht nach der Bühne benommen haben würde. In diesem Fußboden lies't man von großen messingenen Buchstaben die Inschrift: M. Oculatius M. F. Verus II vir pro ludis.

Vor der Bühne ist ein schmaler Graben, worin wahrscheinlich das Orchester seinen Platz hatte. Die Bühne selbst ist sehr breit, wie sie es, als vor dem Halbzirkel liegend und den Durchmesser des Kreises ausmachend, seyn muß, aber sehr wenig tief. Es sind einige Seitenmauern wie Coulissen zu finden.

Das Theater hat, nach meiner Meinung, ungefähr 6000 Menschen fassen können, welches für eine Stadt, wie Pompeji war, vollkommen hinreichend ist. Die Sitze sind jetzt unten sehr ruinirt, aber in den obern Reihen noch gut erhalten. Menschen sieht man auf diesen Sitzen nicht, aber dafür sind sie von einer Menge Eidechsen bewohnt, die mit großer Behendigkeit daran herumlaufen. Hoffentlich wird dies ehemals nicht so gewesen seyn, sonst würden die pompejischen Damen oft mitten im Schauspiele voll Schrecken aufgesprungen seyn, obwohl das Vaterland der Eidechsen in der Gegend von Neapel

zu seyn scheint; denn selbst in der Stadt sieht man sie häufig.

An der einen äußern Seite des Theaters ist folgende Inschrift: C. Quinctius C. F. Valg. M. Porcius M. F. Duo vir Dec. decreverunt Theatrum tectum fac. locar. eidemque prob. Aus diesen Worten sieht man, daß dem Theater eine Decke gegeben wurde; und da es in diesen Gegenden, besonders im Winter, sehr viel regnet, so ist dies ein sehr nothwendiges Erforderniß.

Ganz nahe bei dem kleinen griechischen Theater, aber in einer weit größern Höhe, ist das römische Theater, an Umfang jenem weit überlegen, jedoch in derselben Form erbauet. Es hat 22 Reihen von Sitzen über einander, die ehemals ganz aus Marmor bestanden. Oben haben viele diese Bekleidung verloren, aber unten ist sie an manchen Orten vollkommen erhalten. Diese Sitze sind viel breiter, als die in unsern Theatern, aber bei weiten nicht so hoch, und man muß durchaus annehmen, daß sie am Rande noch gepolstert wurden, wenn man den Zuschauern irgend eine bequeme Lage zugestehen will; denn sonst hätten sie beinahe, wie die Türken, mit kreuzweis gelegten Beinen sitzen müssen. Wahrscheinlich ließen die Vornehmern ein Polster mit einer Lehne auf

ihren Sitz legen, wodurch sie auch zugleich den Vortheil hatten, daß die hinter ihnen Sitzenden sie nicht mit den Füßen berühren konnten.

Auf der größten Höhe des Theaters ist nach hinten zu ein Gang rings um den Halbzirkel her angebracht, wo sich die Zuschauer durch Lustwandeln von dem langen Sitzen erholen konnten. Wahrscheinlich konnte man hier auch Erfrischungen und Getränke bekommen; wenigstens ist etwas vorhanden, wovon man umgekehrt darauf schließen könnte. Es laufen nämlich oben um das Theater her Rinnen, die zu einer gewissen Bequemlichkeit bestimmt gewesen zu seyn scheinen, wozu man sie noch jetzt in den Kaffee- und Bierhäusern antrifft.

Die Bühne dieses Theaters ist 32 Schritt breit, und hinter derselben sind Aufenthaltszimmer für die Schauspieler.

So groß dies Theater auch ist, und so viel tausend Menschen es auch fassen konnte, so läßt sich doch nicht denken, daß auf der Bühne Triumphaufzüge, Schlachten u. s. w. dargestellt werden konnten. Wahrscheinlich fanden dergleichen große Schauspiele nur in Rom und in andern großen Städten Statt, und die Pompejaner mußten mit kleinern vorlieb nehmen.

Um beurtheilen zu können, wie das Theater

in seiner ursprünglichen Gestalt ausgesehen hat, ist der Obersatz an einer Stelle restaurirt, oder vielmehr ganz neu angelegt worden.

Der vierte merkwürdige Gegenstand in Pompeji ist der Tempel der Isis. Er ist nur stückweise noch zu finden, und es scheint bei ihm, als hätte ein Tempel in dem andern gestanden, oder vielmehr, es ist ein Heiligstes vorhanden, das von dem übrigen Gebäude abgesondert ist. Zu diesem steigt man auf Stufen hinan, und befindet sich dann vor einem Altare, der uns erzählt, daß die Priester damals wie jetzt ihre Gaukeleien in der Religion machten. Der Altar hat einen hohlen Boden, und sie konnten also durch den Gott, der darauf stand, Orakel geben, und allerhand Wunder thun. An die Stelle der Isis ist jetzt ein Marienbild getreten, aber es ist zu befürchten, daß hie und da auch ein hohler Boden darunter seyn möchte.

Unter dem Tempel ist ein fließendes Wasser, zu welchem man durch eine Oeffnung hinabsieht, und man sagte mir, daß es der Sarno sey, der hier eine Strecke unter der Erde fließe; aber ich hatte Gründe dies zu bezweifeln, und es für ein Stück von einer Wasserleitung zu halten. Auswendig sah ich mehrere Stukarbeiten an

einem

einem kleinen Tempel, aber nur von Ziegelsteinen und roh ausgeführt.

Die aufgegrabenen Oerter in Pompeji liegen nicht alle nahe zusammen, sondern oft eine beträchtliche Strecke von einander entfernt. Als ich zur Zeit der Weinlese einst durch diese Gefilde wanderte, bekam ich Lust Weintrauben zu essen, und ließ mir von einigen Leuten, die hier über der noch nicht aufgegrabenen Stadt in ihrem Weinberge arbeiteten, welche geben. Ich wollte sie bezahlen, aber zu meiner Verwunderung schlug man das Geld aus. Daß von gemeinen Leuten in Italien dargebotenes Geld ausgeschlagen wird, ist etwas so Seltenes, daß es mir noch nie vorgekommen war, und ich drang um so mehr auf die Annahme desselben, welche dann auch endlich bewirkt wurde.

Ich erzählte sogleich dem Cicerone die Geschichte, voll Vergnügen, eine Spur von Uneigennützigkeit bei diesem Volke gefunden zu haben; aber er löfete mir das Räthsel, und diese Liberalität hatte eine andere Quelle. Der König nämlich erlaubt den Fremden, in den Weinbergen über Pompeji so viel Trauben zu essen, als sie Lust haben, und bezahlt den Schaden. Dies ist eine sehr angenehme Humanität, zumal da man

in Pompeji in Absicht der Bewirthung nicht gut berathen ist. Denn die alten Pompejaner können nicht mehr gastfreundschaftlich seyn; die neuern aber haben gar keine Anlage zu dieser Tugend, und es ist sehr gut, daß der König hier den Wirth macht. Wer also von meinen Lesern Lust hat, sich in italienischen Weintrauben satt zu essen, der beliebe die kleine Reise nach Pompeji zu machen.

Von dem Tempel der Isis geht man zu einem Orte, der erst neuerlich entstanden ist, nämlich zu der Stelle, welche die Franzosen aufgruben. Sie beträgt ungefähr 50 Schritt im Durchmesser, und mehrere Häuser und Mauern sind aus dem Aschenregen, womit sie bedeckt waren, hervorgegangen. Man erzählte mir, daß sie eine Menge Armgeschmeide, Ringe, Münzen u. s. w. gefunden hätten, aber die Wahrheit läßt sich davon nicht gut ausmitteln: denn diese Herren pflegen alles mitzunehmen, was sie von Werth vorfinden, und es ist also keine Spur von dem Gefundenen zurückgeblieben.

Man steigt zu diesen Häusern wie in einen Kessel hinab, und befindet sich dann auf unebenem Schutt und Trümmern, so daß man den Fußboden in den Zimmern nicht entdeckt. Einige Wände in diesen Zimmern waren schwarz, mit

rothen Streifen umher, einige blau mit gelben Zierrathen, und andere roth mit weißem Muster. Ich habe einige Stücke von diesen Wänden mit nach Deutschland gebracht, und sie befinden sich in dem italienischen Kabinette *). In einer Wand war eine Nische mit einer Art Altar darin, und an andern Wänden sah ich einige Gemählde, worunter einige elend gezeichnete Harpyen und ein Schiff waren. Besser fand ich die Tochter, die den Vater säugt, obwohl immer sich keine Meisterhand erkennen ließ. Ueberhaupt muß man nicht glauben, daß alles aus dem Alterthume schön ist: es gab damals Stümper unter den Künstlern, wie jetzt; aber selbst das Stümperhafte der Alten hat einen eignen Charakter und eigne Reize.

In dieser Gegend von Pompeji, oben am Rande des Kessels, worin die neu aufgegrabenen Häuser liegen, hat man eine schöne Aussicht über das Meer; denn dies liegt ganz in der Nähe, und hat zugleich das Gegenstück dazu, den Vesuv, nahe vor sich.

*) Die Beschreibung der dazu gehörigen Alterthümer und Seltenheiten ist bei Herrn Gräff in Leipzig unter dem obigen Titel herausgekommen.

Es ist eine sonderbare Empfindung, auf dem Grabe der alten Stadt zu stehen, worin sie gleichsam lebendig begraben wurde. Man hat sie ganz nahe unter seinen Füßen, und weiß nicht, ob nicht in einer Tiefe von zehn bis zwanzig Fuß Zimmer mit sehr wichtigen Alterthümern sich befinden. An einigen Orten liegt die Erde nur wenige Fuß über den alten Mauern, und dicht unter dem Fuße des christlichen Wanderers ist die Götterwelt der Römer. Italienische Pappeln und Weinreben ranken in die Zimmer der alten Pompejaner hinab, und umschlingen vielleicht einen Penaten; der Pflug verwundet die Gemälde an der Seitenwand der Zimmer, und der Hufstritt des Pferdes schallt in das friedliche Schlafzimmer ehemaliger Gatten hinab.

Wenn also Pompeji so nahe unter der Oberfläche der Erde liegt, warum wird es denn nicht weiter aufgegraben? Diese ganz natürliche Frage höre ich hier von allen Seiten aufwerfen, und würde sie selber thun. Aber sie ist nicht schwer zu beantworten, wenn man am neapolitanischen Golf gewesen ist, und die merkwürdige Hauptstadt des Landes kennen gelernt hat. Eine unterirdische, vom Vesuv begrabene, altrömische Stadt ist etwas sehr Wichtiges, und hat besonders für

die Einbildungskraft etwas sehr reizendes. Aber es giebt Dinge, und es treten Umstände in der jetzigen Welt ein, die uns die Vorwelt gänzlich vergessen lassen. Solche Umstände wurden durch das Einrücken der Franzosen in Neapel, durch die Revolution und die Folgen derselben bewirkt. Der König bekam so viel mit seinem eignen Wohl und mit dem Wohl seiner Unterthanen zu thun, daß er an die Häuser einer alten Stadt nicht denken konnte. Das Geld, das dazu erfordert würde, floß in die Hände der bescheidenen Franzosen.

Es würden sich Privatpersonen genug finden, die auf ihre Kosten hier graben würden; aber der König erlaubt dies nicht, weil alles Gefundene für seine Musea bestimmt ist; und so bleiben die vielen unterirdischen Schätze, die hier noch verborgen seyn können, in ihrem Grabe.

Es ist wahrscheinlich, daß noch nicht der zehnte Theil von Pompeji aufgegraben ist; denn nur von zwei Straßen und einigen einzelnen Gebäuden ist der Schutt bis jetzt hinweg geräumt. Zwischen diesen aufgegrabenen Theilen der Stadt aber sind große Zwischenräume, unter denen nothwendig auch Häuser verborgen seyn müssen. Es scheint, als hätte Pompeji, seinem Umfange nach, etwa zehntausend Einwohner gehabt; und wenn dies

ist, so muß noch ein sehr großer Theil der Stadt unter der Erde liegen.

Von den Häusern, welche die Franzosen aufgruben, kömmt man zu den beiden auferstandenen pompejanischen Straßen, die in einen spitzen Winkel zusammenlaufen, und wovon die eine aus dem Thore führt.

Ich bin überzeugt, daß alle gebildete Leser dieses Buches das Verlangen haben, ein deutliches Bild von diesen merkwürdigen Straßen zu erhalten, und werde mich bemühen, es zu entwerfen.

Die Straße, die zum Thore führt, ist die größte von beiden, aber dessen ungeachtet von keinem Belang; sie würde in unsern gewöhnlichen Städten nur eine unbedeutende Nebenstraße seyn. Ihre Breite beträgt nicht mehr, als acht Schritt, und die eigentliche Straße zum Fahren gar nur vier Schritt; denn an beiden Seiten sind erhöhete Trottoirs von breitern und bessern Steinen für die Fußgänger, wie man dies auch in manchen deutschen Städten, z. B. Göttingen, Hannover u. s. w. findet.

Daß in dieser Straße Wagen gefahren sind, das läßt sich nicht bezweifeln; denn man sieht die Geleise noch tief in die Steine eingedrückt; aber

unbegreiflich ist es, wie in einer Breite von vier Schritten sich die Wagen einander ausweichen konnten. Man geräth auf den Gedanken, daß eine Straße bestimmt war, die Hereinfahrenden aufzunehmen, und eine andere zum Hinausfahren gebraucht wurde. Aber von dieser letzten ist keine Spur wahrzunehmen, und man sieht jetzt nur eine einzige Straße, die sich gegen das Thor öffnet. Es wird uns hier ein kleines Räthsel aufgegeben, wie die Pompejaner in ihre Stadt hinein- und hinausgefahren sind, ohne sich zwischen die Trottoirs einzuklemmen. Ob etwa nicht so viele Wagen vorhanden waren, daß der Fall des Begegnens oft eintrat, oder ob man durch Schellengeklingel es dahin brachte, daß die Wagen sich gegenseitig abwarteten? Wenn auch weiter nichts zum Heil der Menschheit durch Erörterung dieser Sache entstehen wird, so wäre es doch ganz interessant, zu wissen, wie die Pompejaner in so schmalen Straßen fahren konnten.

Uebrigens muß ein schlechter Polizeibürgermeister in Pompeji gewesen seyn; denn das Pflaster, das aus gewöhnlichen Kieselsteinen besteht, ist so tief ausgefahren, daß in manchem Steine die Geleise beinahe einen halben Fuß tief eingedrungen sind.

Von den Häusern an den Seiten der Straße ist nur noch das erste Geschoß, oder das Erdgeschoß, übrig; und wahrscheinlich hatten sie kein zweites. Daß man durchaus kein Holzwerk mehr sieht, ist natürlich, und von den Zimmern sind meistens nur noch die Seitenwände vorhanden. Auswendig sehen die Gebäude beinahe aus, als wenn sie oben abgebrannt wären. Nach der Straße zu sind fast gar keine Oeffnungen in den Mauern, außer hie und da ein Laden, worin man etwas verkauft zu haben scheint; denn die Fenster der Alten gingen gewöhnlich nach dem innern Hofe zu.

Tritt man durch die Oeffnung der Thür in das Haus hinein, so befindet man sich in einer Art von Vorhalle, aus welcher man in einige Zimmer eingeht, deren Lage schwer zu behalten ist. Das erste, das unsere Aufmerksamkeit darin reizt, sind die Wände mit ihren frischen Farben. Blau, roth, grün, gelb, jede Hauptfarbe ist hier einfach oder mit Verzierungen angebracht. In einigen Zimmern bemerkt man Gemälde an den Wänden, schlechte, gute und mittelmäßige, aber immer in einem Charakter, den man nicht gut beschreiben kann. Die Frischheit der Farben fällt am meisten auf; und wenn man nicht historisch gewiß wüßte, daß diese Stadt nicht lange nach Christi Geburt

mit einem Aschenregen bedeckt wurde, so würde man glauben, was man sähe, sey noch kein Jahrhundert alt.

Unter den Gemälden an den Wänden bemerkte ich einen Lesenden, einen Leierspielenden, und eine Stadtaussicht. Wer mahlte dies? wer bewohnte diese Zimmer? Werden auch sie auferstehen? Oder dauert das Werk länger, als der Schöpfer?

Das Haus des Chirurgus (denn man weiß, daß man ein Haus mit vielen chirurgischen Instrumenten fand, und daraus schloß, daß ein Chirurgus darin gewohnt habe) zeichnet sich als besser vor den andern aus. Das Zimmer, worin man jene Instrumente fand, hat noch eine Decke, nämlich ein Gewölbe, ist inwendig gelb, roth, grün, hat mehrere Figuren an den Wänden, einzelne Medaillons, die ganz isolirt in der Mitte der Wand angebracht sind, und eine Oeffnung, die höchst wahrscheinlich ein Fenster war. Das Zimmer ist übrigens nur fünf Schritte lang, und fünftehalb Schritte breit; denn die Alten scheinen im Ganzen in bei weiten kleineren Zimmern gewohnt zu haben, als wir. Wahrscheinlich rührt dies davon her, weil man in diesen Gegenden der freien Luft mehr genießen kann, als in einem kältern Klima. Aber dennoch scheint mir die Menge der engen Behält-

nisse ein Mangel der Bauart zu seyn, und die jetzigen Italiener ahmen ihn nicht nach.

Weit merkwürdiger als die Wände ist der Fußboden in den Zimmern der Alten. Er ist in den Häusern ganz gemeiner Leute von einer Beschaffenheit, daß jetzt nur Fürsten oder sehr reiche Privatleute ihn verfertigen lassen könnten, nämlich von Mosaik. Die meisten meiner Leser wissen, was dies ist; aber es kann viele achtungswerthe unter ihnen geben, die es nicht wissen, und für diese will ich es beschreiben.

Mosaik ist nichts anders, als eine ebene Fläche, die aus einer unzähligen Menge kleiner Steine oder Marmorstückchen besteht, die gewöhnlich in Gemälde zusammengesetzt sind. In Pompeji besteht sie aus lauter kleinen viereckigen Marmorstückchen, die in einen Kütt dicht neben einander eingedrückt sind, und entweder Zierrathen oder Figuren bilden, indem sie nicht bloß weiß, sondern von allerhand Farben sind.

Man denke sich, was es für eine Mühe verursachen muß, so viel tausend Marmorstückchen, die kaum eine Linie im Durchmesser haben, und die obendrein oben polirt sind, zu machen, und dann einen ganzen Fußboden daraus zusammen zu setzen. Ein solcher Fußboden würde jetzt mehr kosten, als

manches Haus, und es ist unbegreiflich, wie auch geringe Leute einen solchen Luxus in ihrer Wohnung treiben konnten. Es bleibt hier ein Räthsel, wenn man nicht annimmt, daß man damals einen eigenen Mechanismus hatte, ohne Mühe eine große Menge kleiner viereckiger polirter Marmorstückchen zu machen.

Es ist bekannt, daß man jetzt die Gemälde Raphaels und anderer großer Meister für die Peterskirche in Rom in Mosaik nachahmt, um ihnen dadurch eine unvergängliche Dauer zu geben. Ein solches Gemälde, das etwa groß genug zu einem Altarblatt ist, kostet 30- bis 40000 Thaler in der dazu eingerichteten Fabrik. Was würde ein ganzer Fußboden kosten? Nach diesem Maßstabe kann man unmöglich die Fußböden der Alten taxiren; denn nur ein Lucullus, ein Cäsar, oder Pompejus, hätte sie in diesem Fall bezahlen können. Man muß leichtere und wohlfeilere Mittel gehabt haben, eine große Fläche Mosaik hervorzubringen.

Es ist zu bewundern, daß die Alten bei dem Fußboden ihrer Zimmer gerade das trafen, was den angenehmsten Effekt macht. Denn es ist wahrscheinlich nichts Schöneres dafür zu erfinden, als Mosaik. Man kann dies besonders in dem Museo pio clementino in Rom bemerken, wo man einige

sehr schöne antike Fußböden in der Mitte der großen Zimmer angebracht findet. Nur hat es immer etwas Seltsames, einer Minerva oder Venus in's Gesicht zu treten.

Unter den Antiquitäten, die ich aus Italien mitgebracht habe, ist auch ein Stück von einem farbigen antiken Fußboden, so wie eins von ganz weißem Marmor; dies letztere habe ich mit eigenen Händen in der Stadt Pompeji aufgenommen. Es besteht aus drei Schichten über einander. Die unterste ist Kalk mit Stückchen von Ziegelsteinen vermischt; auf dieser liegt eine Schicht ganz weißer, gipsartiger Materie, und in diese sind die kleinen viereckigen Marmorstückchen regelmäßig eingedrückt, so daß sie die dritte Schicht bilden.

Das jetzige Mosaik besteht gewöhnlich aus kleinern Steinen, und ist daher feiner, als das alte; doch richtet sich dies nach der Größe der Gemälde. Die Unterlage bei den kleinen ist Kupfer, welches man mit einem festen Kütte bedeckt, und in diesen die Steinchen eindrückt. Der Arbeiter hat das Gemälde vor sich, eine Menge kleiner Steinchen von allerhand Farben mit den Nüancen dazwischen, und sehr feine Zangen, mit denen er die Stückchen einsetzt. Sein Pinsel ist eine Zange, und seine Farbe ist Stein oder Glas.

Nächst dem Hause des Chirurgus in Pompeji ist noch ein merkwürdiges Haus vorhanden, welches sich von den andern besonders in Größe unterscheidet. Es hat drei Impluvien oder innere Höfe, auch ein Zimmer zum Bade. Selbst in den Impluvien findet man Mosaik, und dies scheint ein Beweis von einem vornehmen Besitzer zu seyn. In dem Zimmer, welches man für das Schlafzimmer hält, sieht man an den Wänden den Endymion und die drei Grazien. In den Arabesken bemerkte ich Gladiatoren, auch einen, der sich frisiren läßt. In einem andern Zimmer sind mehrere Nischen angebracht, in welchen wahrscheinlich die Penaten standen.

Wir gingen aus einem Hause in das andere, und die alten Pompejaner würden uns für Bettler gehalten haben, wenn es zu ihrer Zeit geschehen wäre. Wir erhielten auch wirklich in jedem Hause eine Gabe, denn es war wenigstens etwas Merkwürdiges darin zu finden. An Gemälden sah ich Fruchtstücke, todte Thiere, Fische, Krebse, Hähne, und auch einen ungeheuern Kalbeskopf. Man sieht daraus, daß man schon damals sehr große Kälber in diesen Gegenden haben mußte, so wie jetzt die sorrentinischen; denn nur ein sorrentinischer Kalbeskopf kann so groß seyn.

Nicht weit vom Thor ist ein Haus, worin allem Anscheine nach der Göttinn Diana kein Tempel erbauet war; denn ein kleiner Umstand widerlegt dies. Es ist nämlich über der Hausthüre ein Priap angebracht, und man muß durchaus schließen, daß die Venus vulgivaga hier öffentlich verehrt wurde. Ex ungue leonem. Es scheint, als wenn dieser Dienst hier nicht allein geduldet, sondern öffentlich privilegirt war, und so wie bei uns der Schneider eine Scheere, der Buchbinder ein Buch, der Friseur eine Perrücke zum Zeichen hat, um bekannt zu machen, was bei ihm verhandelt wird, so führten die anständigen Personen, die dies pompejanische Haus bewohnten, einen Priap im Schilde. Ich denke, es wird auch damals schon viele gegeben haben, die deutlich geschlossen haben, welche Waare hier zu bekommen sey. Es war wenigstens keine vergiftete, wie sie wohl jetzt in solchen Häusern den Kauflustigen verkauft wird. Uebrigens liegt dies Haus, wie gesagt, nicht weit vom Thor, und die Landleute, die zur Stadt kamen, konnten ihre kleinen Bedürfnisse dieser Art hier gleich befriedigen.

Dies Stadtthor ist oben nicht mehr bedeckt, wie die Häuser, und es sind nur noch die Seitenmauern davon vorhanden. An denselben sind meh-

rere steinerne Bänke angebracht, auf welchen wahrscheinlich die Lustwandelnden ruheten. Vielleicht bot man auch unter dem Thore feil, wie zu Samaria; denn da die Passage an Wagen hier nicht stark war, wie man aus der engen Straße schließen muß, so konnte hier wohl ein kleiner Markt seyn.

Wenn man zum Thore hinausgegangen ist, so sieht man an den Seiten Grabmäler, und in einem aufgerichteten Steine links sind die Worte eingegraben: Mamiae P. F. Sacerdot. publicae locus sepultur. datus Decurionum Decreto. Wahrscheinlich bewilligte man nur den Vornehmern die Ehre eines Grabmals an der Landstraße, wo es aller Blicke auf sich zog. Diese Sitte ist im Ganzen nicht lobens- und nicht nachahmenswürdig. Wir werden durch so viele andere Dinge an das Grab erinnert, daß man es nicht auf Reisen zu einem point de vue zu machen braucht.

Vor diesem Thore ist außerdem das merkwürdigste, das man von aufgegrabenen Gebäuden antrifft, nämlich das berühmte Landhaus eines reichen Bewohners dieser Gegend. So wie noch jetzt bei manchen kleinen Städten das Schloß eines Gutsbesitzers liegt, das alle Häuser in der Stadt übertrifft, so ist es auch hier bei Pompeji. Es liegt ungefähr 200 Schritt vom Stadtthore, und

der Besitzer konnte also das Landleben mit dem Stadtleben ziemlich vereinigen. Ehe man hinkömmt, sieht man am Wege ein Familiengrabmal mit folgenden Inschriften, die in einen Stein eingehauen sind: M. Arrio Primogeni. sodann: M. Arriae. M. L. VIIII. Dies scheinen die Kinder gewesen zu seyn. Der Vater hat folgende Inschrift an seinem Grabsteine: M. Arrius L. Diomedes sibi suisque Memoriae. Magister pag. Aug. felic. sub. urb. Ich gestehe gern, daß ich diese Inschrift nicht ganz zu entziffern weiß, aber das lieset man deutlich darin, daß Arrius sich und den Seinigen zum Gedächtniß dies Grabmal anlegte. Wahrscheinlich kam ihm kein Gedanke davon ein, daß er seines Namens Gedächtniß auf so dauernde Zeit stiften würde.

Das Landhaus selber ist um ein großes Impluvium gebauet, und ist zwei Stockwerk hoch gewesen. Die Zimmer öffnen sich gegen den innern Hof, und vor ihnen her läuft ein verdeckter Säulengang, so daß man vor den Zimmern auf und nieder wandeln kann. Dagegen haben sie inwendig nur selten Kommunikation unter einander, und sind beinahe wie Zellen der Mönche. Es scheint, als wenn man ihn mit wie ein Zimmer betrachtet hätte. In diesem Klima kann freilich selbst das Impluvium

vium den größten Theil des Jahrs hindurch ein Zimmer vorstellen.

Die Zellen haben Seitenwände und Decken von gleichen Farben. Aber die Decke besteht nicht, wie unsere jetzigen Plafonds, aus einer horizontalen Fläche, sondern aus einem Gewölbe, und zwar aus einem länglichen, wie ein halber hohler Cylinder. Dies muß für das zweite Stockwerk einige Unbequemlichkeit verursachen.

Ueberhaupt scheint in manchen Fällen unsere Bauart bei weiten bequemer zu seyn, als die der Alten, und dies rührt zum Theil vom Klima her. Je weiter kultivirte Völker gegen Norden wohnen, und je weniger ihnen das Klima erlaubt, unter freiem Himmel zu verweilen, um so bequemer richten sie das Inwendige ihrer Wohnungen ein, wo sie ihr Leben zubringen müssen. In St. Petersburg bauet man bequemer, für den Winter wenigstens, als in Berlin.

Dessen ungeachtet findet man in diesem Landhause manche bewundernswürdige Bequemlichkeiten, z. B. ein Schwitzzimmer, welches rings umher zwischen den Mauern zu erheizen ist; und ein anderes vorher, in welches Kanäle aus einem kleinen Ofen laufen. Auch ein Holzbehältniß unter-

scheidet man noch. Aber wie viel mehr würde man von dem Leben der Alten entdecken, wenn man eine Zeitlang in Pompeji wohnen könnte. Ein alter Mann aus Neapel hat dies Glück; er wohnt in einem Theile von dem Landhause, den er bequem für sich eingerichtet hat, und hat hier die Wache. Er brachte jedem von uns einen Blumenstrauß, und zwar aus dem Impluvio des Hauses, wo er einen kleinen Garten angelegt hatte. Dies Verschenken der Blumen und das dafür gelöste Trinkgeld scheint sein Erwerbszweig zu seyn.

Nachdem wir alles über der Erde in dem Landhause betrachtet hatten, stiegen wir in den Keller hinunter. Er besteht aus langen schmalen Gängen, wie Klostergänge, und ist sehr groß, denn er läuft ganz unter dem Viereck des obern Hauses hin. Das merkwürdigste, das man in diesem Keller findet, sind ein und zwanzig thönerne Weinkrüge, die an die Mauer gelehnt sind, und neben einander noch so da stehen, wie sie von ihrem Besitzer hingesetzt wurden. Sie haben eine Form, wie man sie in den neuern Zeiten nicht mehr sieht. Oben haben sie einen kurzen engen Hals, wie eine Flasche; unter demselben wölbt sich der Bauch des Gefäßes, der sich allmählich wieder verliehrt, und unten endigt das Gefäß in eine Spitze, so daß

es nicht unangelehnt stehen kann *). Dicht unter dem Halse sind zwei Henkel, es ist zwei bis drittehalb Fuß hoch, und möchte ungefähr zwanzig bis dreißig Berliner Flaschen fassen. Es ist von roth gebranntem Thon, und hat noch ein ziemlich neues Ansehen.

Es macht eine sonderbare Wirkung, diese ein und zwanzig Gefäße dicht neben einander stehen zu sehen, und der König von Neapel verglich sie, als er sie erblickte, mit kleinen Kindern. Beinahe sehen sie so aus. Diese Gefäße lehren uns noch etwas sehr merkwürdiges, nämlich, daß Pompeji nicht sowohl von einem Aschenregen, als vielmehr von Asche mit Wasser vermischt, überflossen wurde. Denn sie sind mit solcher flüssig gewesenen und jetzt fest zusammengetrockneten Asche bis oben angefüllt. Die Asche floß also hinein, und es wäre interessant zu untersuchen, ob sie inwendig ganz bis auf den Grund geflossen ist.

In diesem Keller fand man auch die Spuren von zwei und zwanzig Todten. Wahrscheinlich flüchteten sich die Bewohner des Hauses, als der Aus-

*) Unter den von mir aus Italien mitgebrachten Alterthümern ist ein sehr merkwürdiges ägyptisches Thränengefäß, welches genau die Form von diesen Weingefäßen hat, bis auf den Bauch, der bei dem meinigen verhältnißmäßig dicker ist.

bruch geschah, in den Keller, um hier Schutz vor dem furchtbaren Aschenregen zu suchen. Aber nun kam auch ein Strom von Asche, ergoß sich durch die Oeffnungen in den Keller, und die Geflüchteten mußten hier elend umkommen. Für das Leben der Menschen ist ein solcher Aschenregen oder Aschenstrom noch gefährlicher, als die Lava selbst; denn diese letzte fließt langsam, und man kann ihr entfliehen.

Wenn man Pompeji durchwandert ist, und die mancherlei Merkwürdigkeiten darin betrachtet hat, so fühlt man sich erschöpft, und sehnt sich nach Erquickung. Der Körper verlangt seine Rechte, wenn der Geist lange genossen hat. In Pompeji aber und in der Nähe ist kein Wirthshaus zu finden, man müßte denn nach Torre dell' Annunziata zurückkehren. Wir hatten uns auf diesen Fall gefaßt gemacht, und uns Lebensmittel mitgenommen, die wir von den Invaliden, welche in Pompeji die Wache hatten, zubereiten ließen. Sie stahlen uns die eine Hälfte davon, und die andere Hälfte verzehrten wir in dem Soldatenquartier dicht an den Säulen, welche den Haupttheil davon ausmachen, so daß ich behaupten kann, in einer antiken Stadt gegessen zu haben.

Ich füge nichts weiter von dem merkwürdi-

gen Pompeji hinzu; aber ein Gedicht von unserm ruhmvollen Dichter Schiller über diesen Gegenstand will ich hersetzen, und es wird mir noch zu einigen Bemerkungen Gelegenheit geben.

Pompeji und Herkulanum.

Welches Wunder begiebt sich? Wir flehten um trinkbare Quellen,
Erde, dich an, und was sendet dein Schooß uns herauf?
Lebt es im Abgrund auch? Wohnt unter der Lava verborgen
Noch ein neues Geschlecht? Kehrt das entflohn'ne zurück?
Griechen! Römer! o kommt! o seht, das alte Pompeji
Findet sich wieder, aufs neu baut sich Herculeus Stadt.
Giebel an Giebel steigt, der räumige Portikus öffnet
Seine Hallen, o eilt, ihn zu beleben, herbei!

Dem feurigen Dichter ist hier etwas begegnet, was so vielen, selbst kenntnißvollen Männern, wie ich schon oft bemerkt habe, begegnet: er hat Pompeji und Herkulanum verwechselt, wenigstens beiden Städten einerlei Attribute gegeben. Sie um

terscheiden sich aber in vielen Rücksichten gänzlich von einander, und besonders darin, daß Herkulanum unter der Erde, nämlich unter Portici, Pompeji hingegen, so weit es aufgegraben ist, an der offenen Sonne liegt, und man darin, wie in einer andern Stadt, umhergeht. Herkulanum liegt diesseits dem Vesuv nach Neapel zu unter Portici; Pompeji liegt beinahe zwei deutsche Meilen weiter jenseits dem Vesuv, bei Torre dell' Annunziata. Herkulanum ist mit einem Strom Lava bedeckt worden; Pompeji mit einem Aschenregen, mit kleinen Steinen untermischt. Ueber Herkulanum ist eine neuere Stadt erbauet; über Pompeji liegt nichts, als ein Weinberg mit Pappelbäumen. In Herkulanum steigt man mit Fackeln auf vielen Stufen tief hinunter, und muß denselben Weg wieder zurück ans Licht machen; in Pompeji geht man beim Tageslicht auf der einen Seite auf ebenem Wege hinein, und auf der andern wieder eben so hinaus. In Herkulanum befindet man sich wie in einem großen labyrinthischen Keller; in Pompeji wie in einem Spaziergange, mit alten Gebäuden vermischt.

Ich glaube, diese Vergleichungen werden hinlänglich beweisen, welch ein großer Unterschied zwischen beiden Städten Statt findet.

Giebel habe ich nirgends entdeckt, denn die Häuser sind alle bis zum ersten Stockwerk wie abgeschnitten, und haben keine Decke; auch kein Porticus findet sich, man müßte denn die Säulen in dem Soldatenquartier dafür gelten lassen. Aber weiter:

Aufgethan ist das weite Theater, es stürze durch seine
Sieben Mündungen sich flutend die Menge herein.
Mimen, wo bleibt ihr? Hervor! Das bereitete Opfer vollende
Atreus Sohn, dem Orest folge der grausende Chor.

Es ist hier von Herkulanum die Rede, denn die Theater in Pompeji haben nur einen oder zwei Eingänge. Der Dichter spielt übrigens auf ein Trauerspiel von Euripides an, das wahrscheinlich oft auf diesem Theater gegeben wurde.

Wohin führet der Bogen des Siegs? Erkennt ihr das Forum?
Was für Gestalten sind das auf dem kuruli-schen Stuhl?
Traget Liktoren die Beile voran! Den Sessel besteige

Richtend der Prätor, der Zeug' trete, der Kläger vor ihn.
Reinliche Gassen breiten sich aus, mit erhöhetem Pflaster
Ziehet der schmälere Weg neben den Häusern sich hin.

Einen Triumphbogen habe ich nicht in Pompeji und nicht in Herkulanum bemerkt. Vielleicht denkt der Dichter hier an das Forum romanum, oder Campo vaccino in Rom, wohin man, wenn man vom Capitol kömmt, durch einen Triumphbogen des Septimius Severus geht. Aber in Absicht der Straßen ist von Pompeji die Rede, und die dichterische Sprache ist gänzlich die wahre.

Schützend springen die Dächer hervor, die zierlichen Zimmer
Reih'n um den einsamen Hof heimlich und traulich sich her.
Oeffnet die Laden geschwind und die lange verschütteten Thüren;
In die schaurige Nacht falle der lustige Tag.
Siehe, wie rings um den Rand die netten Bänke sich dehnen,
Wie von buntem Gestein schimmernd der Estrig sich hebt!
Frisch noch erglänzt die Wand von heiter brennenden Farben;

Wo ist der Künstler? Er warf eben den Pinsel hinweg.
Schwellender Früchte voll, und lieblich geordneter Blumen,
Fasset der muntre Feston reizende Bildungen ein.

Wenn man sich in Pompeji herumführen läßt, so wird man gewöhnlich auch von einem Menschen begleitet, der einen Eimer mit Wasser trägt, und hie und da, wo die besten Gemählde sind, die Wände begießt. Die Farben treten dann außerordentlich frisch, und die Figuren sehr deutlich hervor, daß man wohl glauben könnte, der Künstler, der sie malte, lebe noch.

Unter den Antiquitäten im italienischen Kabinette befinden sich einige Stücke von der Wandbekleidung in Pompeji und Herkulanum, worauf zwar keine Figuren, aber doch einige Zierrathen sind. Die aus Herkulanum unterscheiden sich durch eine größere Glätte. Ueber dem Kalk ist noch ein gypsartiger Ueberzug, etwa ein Achtelzoll dick, und dieser ist sodann polirt und mit Farbe bestrichen. Bei vielen Wänden aber ist blos der Kalk bemalt; doch sind sie immer glatter, als unsere jetzigen gewöhnlichen Wände.

Mit beladenem Korb schlüpft hier ein Amor vorüber,
Emsige Genien dort keltern den purpurnen Wein,
Hoch auf springt die Bachantinn im Tanz, dort ruhet sie schlummernd,
Und der lauschende Faun hat sich nicht satt noch gesehn.
Flüchtig tummelt sie hier den raschen Centauren, auf Einem
Knie nur schwebend, und treibt frisch mit dem Thyrsus ihn an.

Die Gemälde, die hier der Dichter im Geist erblickt, sind nicht mehr in Pompeji oder Herkulanum zu finden, sondern alles Vorzügliche, was man in diesen Städten fand, ist in das Königliche Museum in Portici gebracht. Hier wartet es, noch einmal vom Vesuv begraben zu werden; denn was dem alten Herkulanum geschah, kann auch dem neuern Portici geschehen, und dann sind die Gemälde der Alten von der Erde verschwunden.

Knaben, was säumt ihr? Herbei! da stehn noch die schönen Geschirre;
Frisch, ihr Mädchen, und schöpft in den etrurischen Krug.
Steht nicht der Dreifuß hier auf schöngeflügelten Sphynxen,

Schüret das Feuer! Geschwind, Sclaven, bestellet den Heerd!
Kauft, hier geb' ich euch Münzen vom mächtigen Titus gepräget;
Auch noch die Wage liegt hier, sehet, es fehlt kein Gewicht.
Stecket das brennende Licht auf den zierlich gebildeten Leuchter,
Und mit glänzendem Oel fülle die Lampe sich an.
Was verwahret dies Kästchen? O seht, was der Bräutigam sendet,
Mädchen! Spangen von Gold, glänzende Pasten zum Schmuck!
Führet die Braut in das duftende Bad, hier stehn noch die Salben,
Schminke find' ich noch hier in dem gehöhlten Krystall.

Es darf wohl kaum bemerkt werden, daß der phantasiereiche Dichter sich hier den Augenblick denkt, wo die begrabenen Städte entdeckt werden, und wo noch alles Gefundene an Ort und Stelle ist. Und diesen Augenblick denkt er sich nicht allein, sondern die ganze Succession des Auffindens, die in der Wirklichkeit nur langsam vor sich ging, bildet er hier schnell hinter einander, und läßt die Bilder davon rasch vor uns vorübergehn.

Die Dichtkunst verlangt diese Eile, und wird dadurch verschönert. Aber in der Wirklichkeit findet ganz das Gegentheil Statt. Um Vergnügen am Anschaun der genannten Sachen zu finden, muß man sie durchaus nicht flüchtig betrachten, sondern jede einzeln auf das genaueste untersuchen, dann erst bemerkt man den Unterschied oder die Aehnlichkeit mit unsern jetzigen Geräthen; man muß den Verstand und seine Kenntnisse zu Hülfe nehmen, um die Einbildungskraft zu erwecken, um in diesen oft so einfachen Sachen etwas Ungewöhnliches zu finden.

Aber wo bleiben die Männer? Die Alten? Im ernsten Museum
Liegt noch ein köstlicher Schatz seltener Rollen gehäuft.
Griffel findet ihr hier zum Schreiben, wächserne Tafeln,
Nichts ist verloren, getreu hat es die Erde bewahrt.
Auch die Penaten, sie stellen sich ein, es finden sich alle
Götter wieder, warum bleiben die Priester nur aus?
Den Caduceus schwingt der zierlich geschenkelte Hermes,

Und die Victoria fliegt leicht aus der halten-
den Hand.
Die Altäre, sie stehen noch da; o kommet, o
zündet,
Lang' schon entbehrte der Gott, zündet die
Opfer ihm an!

Hier endet das angenehme und schöne Gedicht. Ich erlaube mir die Bemerkung, daß der Verfasser es nicht würde gemacht haben, wäre er selber in Pompeji und Herkulanum gewesen, wenigstens so schön nicht. Hier hat es ihm die Einbildungskraft diktirt, und diese zeichnet gewöhnlich ins Idealische.

Drei Tage in Neapel, oder Wallfahrt zum Grabe Virgils, nach Capo di Monte, und nach Puzzuolo.

Im December 1802 kam ein englischer Schiffkapitain, Namens Richardson, mit einem kleinen Kriegsschiffe nach Neapel, um von hier weiter nach Maltha zu gehen, und die englischen Truppen, die auf dieser Insel standen, zu holen. Er verweilte einige Tage bei dieser Stadt, um Befehle von

seinem Hofe zu erwarten, und ein Ungefähr ließ uns Bekanntschaft mit einander machen. Wir verlebten drei Tage zusammen; und da wir in dieser Zeit einige merkwürdige Oerter in und bei Neapel besuchten, so erlaube ich mir, die Geschichte dieser drei Tage herzusetzen.

Erster Tag, oder Wallfahrt zum Grabe Virgils.

Der December im Jahr 1802 war in Neapel äußerst schön, wie etwa ein heitrer September in Deutschland, und man konnte jeden Tag eine Lustpartie machen, sich den ganzen Tag ohne Unbequemlichkeit im Freien aufhalten, und in der Sonne so gut, wie im Schatten verweilen.

Selbst am Ende des Decembers hielt diese Witterung noch an, und den 28sten desselben verabredeten zwei Engländer, drei Deutsche und eine Venetianerinn, einen Spaziergang zum Grabe Virgils.

Dieses berühmte Grabmal liegt noch innerhalb Neapel, wenigstens an der Grenze der Stadt, die sich nicht genau bestimmen läßt. Wenn man die Vorstadt Chiaja hinuntergeht gegen den Pausilipp zu, so hat man es, ehe man in die berühmte pausilippische Grotte hineinkommt, zur

Rechten in einer Höhe von beinahe hundert Fuß. Man sieht es hier nicht, aber ein unten errichteter Stein mit einer langen Inschrift verkündigt die Nähe desselben. Auch kann man von hier aus nicht dahin gelangen, sondern muß sich vorher schon links nach dem Meere zu wenden, und den Pausilipp in einem Zickzack ersteigen, der eine befahrne Straße ausmacht, und nach der obenliegenden Stadt Pausilippo führt.

Von dieser Straße hat man an einigen Stellen eine prächtige Aussicht nach dem Meere zu. Man erblickt das amphitheatralische Neapel, wie es seine langen Arme, gleich Amphitriten, um den Golf ausstreckt, man erblickt die jenseitige erhabene Einfassung des Golfs; den Vesuv mit der reizenden, dichtbebaueten Küste vor ihm, und das Cap Minervä, das sich tief ins Meer hineinstreckt; man erblickt endlich die Insel Capri, wie sie mit ihren aschgrauen Felsen aus den Fluthen hervortaucht, lauter große und erhabene Gegenstände, wie besonders der Landschaftsmaler sie gebraucht.

Wenn man ein Drittel von der Höhe des Pausilipp erstiegen hat, und bei einigen Landhäusern vorbeigekommen ist, bietet sich zur Rechten eine Pforte dar, welche man sich öffnen lassen muß, um zu dem berühmten Grabe zu gelangen.

Man tritt durch sie in einen verwilderten Garten mit Feigen-, Citronen- und Pomeranzenbäumen, zwischen welchen Guirlanden von Weinreben hangen. Unter denselben wächst Blumenkohl und Brocoli, und Salat und anderes Gartengewächs, aber ohne regelmäßige Abtheilungen, und ohne Wege dazwischen.

Wenn man sich auf einem schmalen, gekrümmten Fußsteige durch diesen romantischen Garten durchgewunden, und die Erdfälle am Hange des Pausilipp bewundert hat, so steigt man mehrere Mal auf Felsenabsätzen bergauf und bergab, und kömmt endlich zu einer in der Rundung angelegten, ganz verfallenen Ruine, in welche man durch mehrere Bogen hineingehen kann, und die noch ein Gewölbe über sich hat. Dies ist der berühmte Ort, den man für das Grab Virgils hält.

Es hat etwas Angenehmes für die Einbildungskraft, wenn man sich denkt, nach dem Tode an einem sehr schönen Orte zu ruhen. Hier, wo das Grabmal Virgils liegt, muß ein sehr schöner Ort gewesen seyn, von dem aber, wie von dem Gebäude, nur die Trümmer noch übrig sind. Der ernste und erhabene Dichter ruht, wenn er wirklich hier begraben ist, auf einer Höhe, von welcher die Lebenden eine schöne Aussicht genießen,

und

und an welcher unten die Landstraße nach Puzzoli vorbeiführt.

Man muß behutsam seyn, daß man nicht zu nahe an den Rand der Höhe hintritt; denn sie geht senkrecht in eine große Tiefe hinab, und wird an einigen Stellen von Gebüschen bedeckt. Das Grab selber besteht aus dem sogenannten netzförmigen Gemäuer, und hat inwendig einige Nischen, in welchen Urnen gestanden zu haben scheinen. Das Gewölbe oben ist durch die Länge der Zeit mit Erde bedeckt, und aus dieser Erde ist ehemals Lorbeergesträuch hervorgewachsen; aber die Franzosen, die Freunde von Lorbeern sind, sie mögen auf eine Art errungen werden, wie sie wollen, haben dies Gesträuch bis auf die Wurzel zum Andenken mitgenommen. Jetzt also wächst auf dem Grabe Virgils nichts, als einige Arten von Feldkräutern und von Epheuranken.

Indem wir uns mit Besichtigung dieses Grabes beschäftigten, nahm der englische Schiffskapitän einen Stein von dem verfallenden Gemäuer desselben, und wickelte ihn sorgfältig ein. Auf meine Frage, wozu dieser Stein bestimmt sey, antwortete er mir: er wolle ihn seinem alten Hofmeister als Reliquie von Virgils Grabe mitnehmen. Dieser Gedanke, der so viel Gefühl

und Humanität, welches man bei Seeleuten nicht erwartet, verrieth, zog mich ungewöhnlich zu diesem Manne hin. Ich nahm dagegen einige Epheuranken mit ihren Blättern von dem Gewölbe des Grabes, und schickte sie in einem Briefe nach Deutschland.

Am Pausilipp ist noch ein Grabmal eines berühmten Dichters, nämlich des italienischen Sängers Sannazaro, und zwar in einer Kirche unweit dem Grabmale Virgils. Er liegt hinter dem Altare begraben, und hat ein marmornes Monument mit mehreren lateinischen Inschriften. Unter diesen sind auch die folgenden:

Da sacro cineri flores, hic ille Maroni
Sincerus Musa proximus ut tumulo.

„Streue Blumen auf die heilige Asche! Hier ruhet Sincerus, dem Maro der nächste durch die Dichtkunst und durch das Grab."

Sannazar wurde nämlich auch Actius Sincerus genannt. Eine andere Inschrift heißt:

Actius hic situs est. Cineres gaudete sepulti,
Nam vaga post obitus umbra dolore vacat.

„Hier liegt Actius. Freue dich, Asche des Begrabenen; denn der flatternde Schatten leidet nach dem Tode nicht mehr."

Diese Grabschrift hat er sich wahrscheinlich

selber gemacht, und sie verräth, daß auch er im Leben viel duldete. Von ihm rührt der Ausspruch her, daß der Pausilipp ein Stück vom Himmel sey, das auf die Erde fiel. Auf diesem Stücke vom Himmel, worauf er auch ein Landgut, Namens Mergolino, besaß, liegt er nun begraben, und vor der Kirche, in welcher sein Grabmal ist, hat man wirklich eine Art von himmlischer Aussicht.

An seinem Grabmale stehen die Statuen des Apollo und der Minerva, die ihn durch das Leben begleiteten; aber sie sind jetzt unter dem Namen David und Judith bekannt, wozu ein besonderer Umstand Gelegenheit gab. Unter dem Vicekönig von Neapel, Petrus Toledo, im sechzehnten Jahrhundert, als Neapel unter spanischen Königen stand, wurden viele Kunstsachen, an Bildsäulen, Gemälden u. s. w., von hier nach Spanien gebracht, und man verschonte nur die heiligen Sachen in den Kirchen, während alles Unheilige, Mythologische, in das Gebiet des Beherrschers wandern mußte. Um nun den Apollo und die Minerva zu retten, tauften die Besitzer der Kirche, die Serviten, sie um, und setzten den Namen David und Judith darüber, den sie noch tragen.

Wir waren entschlossen, heute noch die Höhlen im Pausilipp zu besuchen, in welchen beim

Einrücken der Franzosen in Neapel die hiesigen Transportschiffe verbrannt wurden, und worin der Tuffstein von der Hitze sich gänzlich verglasete *); aber da man nur zu Wasser bequem hinkommen konnte, und das Meer etwas hoch ging, so unterblieb es.

Den Abend dieses Tages brachte ich in Gesellschaft des Schiffskapitäns zu, und es kamen in unserer Unterhaltung einige Gegenstände vor, die nicht zu unwichtig sind, wiederholt zu werden. Zuerst war von einem Fürsten in Europa die Rede, und es wurde von ihm eine That erzählt, die ihm zum großen Nachtheile gereichte. Hierbei zeigte sich der freie Geist des Engländers, und er sagte die Worte: „Wenn der König von England das „gethan hätte, so wäre er aufgehangen worden."

Dieser Ausspruch frappirte uns Uebrige so sehr, daß wir uns verwunderungsvoll ansahen; er aber fügte die Bemerkung hinzu, daß der König von England so gut unter den Gesetzen stände, als ein andrer Engländer, und nach ihnen gerichtet würde.

Er erzählte vieles von dem Seekriege mit Frankreich nach der Revolution, und unter andern, daß er selber den Auftrag gehabt hätte, dem gefangenen Admiral der holländischen Flotte, de Winter,

*) Siehe italienisches Kabinet, S. 6.

den Degen abzufodern, und daß dieser sich groß und edel dabei benommen habe. Er meinte überhaupt, daß diesem Seehelden nicht Tapferkeit und Talent, sondern nur Glück gemangelt habe.

Ueber die schreckliche Begebenheit mit den beiden spanischen Schiffen, die sich aus Irrthum selber zu Grunde richteten, und die noch vielen im frischen Andenken seyn wird, gab er folgende Auskunft. Die beiden Schiffe lagen in einer beträchtlichen Entfernung von einander. Ein feindliches Schiff schlich sich in der Dunkelheit zwischen beide, gab jedem eine Salve, und zog sich wieder zurück. Die beiden Schiffe, die sich angegriffen glaubten, gingen auf einander los, und begannen ein Treffen mit einander. Jedes glaubte, daß es das feindliche Schiff vor sich habe, und so stritten sie mit großer Wuth zusammen. Ja sie enterten sich endlich, und flogen in die Luft, als es zu spät war, sich zu retten.

Man muß gestehen, daß dem, der Unglück haben soll, Alles zum Nachtheil gereicht, selbst das Gute, wie hier die Tapferkeit. Kein nothwendigeres Erforderniß giebt es im Kriege, als Tapferkeit, und hier wird sie zum Verderben, selbst dem Besitzer. Der Glücksstern Bonaparte's wird es nicht zulassen, daß in der französischen Flotte so etwas geschieht.

Zweiter Tag, oder Besuch auf einem englischen Kriegsschiffe, und auf Capo di Monte.

Den folgenden Tag, als den 29sten December, waren wir zu dem englischen Schiffskapitän zum Frühstück auf sein Schiff eingeladen. Das Schiff lag im Hafen, und wir hatten nur eine kleine Tour zu machen, um an Bord zu fahren. Zu den großen Schiffen geht gewöhnlich eine Treppe hinauf, zu welcher man hinfährt, und bequem den Bord ersteigt. Dies ist der Zugang zu dem Schiffe. Oben an der Treppe fanden wir eine Schildwache, wie man sie beim Eingange in eine Stadt findet, und auf der andern Seite des Schiffs hatte noch ein Seesoldat die Wache.

Der Kapitän kam uns auf dem Verdeck entgegen, und führte uns in die Cajüte, oder vielmehr in einige kleine Zimmer, worin eine Menge Bequemlichkeiten angebracht waren. Das Meer ging etwas hoch, und die Bewegung davon ließ sich deutlich in dem Hafen spüren; die Schiffe wankten. Ich war eben mit Betrachtung einer kleinen Bibliothek in dem Zimmer des Kapitäns beschäftigt, als ich mich plötzlich übel befand. Der Kapitän sah mich an, und rieth mir, auf das Verdeck in die

freie Luft zu gehen. Hier erholte ich mich sogleich wieder von diesem Anfalle der Seekrankheit; denn er war durch nichts, als durch das Wanken in einem eingeschlossenen Raume verursacht. Es ist freilich eine ganz eigne Empfindung, wenn das Zimmer mit uns hin- und herwankt, und wahrscheinlich rührt auch davon das Erbrechen her, das viele Menschen bei einem Erdbeben überfallen soll.

Bei dieser Gelegenheit erzählte der Schiffskapitän, daß er selber bei jedem Sturm Anfälle von der Seekrankheit bekäme, obwohl er die meiste Zeit seines Lebens auf dem Wasser zubrächte. Wer ein Mittel gegen diese Krankheit zu erfinden wüßte, der würde ein Wohlthäter des Menschengeschlechts werden.

Wir gingen in die Cajüte, und fanden ein Frühstück, das ich um der Seltenheit willen beschreiben muß. Es bestand aus Thee, der in ungeheuer großen Tassen, wovon eine wohl ein Quart enthielt, gegeben wurde, aus Caffee, aus Butter, geröstetem Brod, in Asche gebratenen Eiern, und gedämpftem wilden Schweinefleische mit einer Sauce, nebst Porter-Bier und Wein. Daß ich von dem Schweinefleische nicht aß, darf ich meinen deutschen Leser wohl nicht versichern. Ueberhaupt lag mir das Frühstück wenig am Herzen; aber um

so interessanter war mir alles Uebrige im Schiffe. Es führte acht und zwanzig Kanonen, hundert und zwanzig Soldaten, und war, wie schon erwähnt wurde, nach Malta bestimmt, um die englischen Truppen, nach einer damals mit den Franzosen getroffenen Uebereinkunft, von dort zu holen.

Auf diesem Schiffe fand ich Menschen von verschiedenen Nationen: einen Araber, einen preußischen Unterthan aus Cleve, einen Juden aus Petersburg u. s. w. Diese Menschen von so verschiedenen Enden der Erde hatte hier das Schicksal in einen kleinen Raum auf dem Wasser zusammengedrängt, und alle waren einem einzigen unterworfen. Der Araber machte seiner Nation weiter keine Ehre; er war schwarzgelb, klein und affenmäßig, der Preuße aber ein ansehnlicher und solider Mann, auch schon etwas avancirt auf dem Schiff. Der Jude aus Petersburg, schien in Gestalt und Betragen nicht minder Jude zu seyn, als irgend einer aus Rom oder Madrit; denn dies Geschlecht schacherte schon in der babylonischen Gefangenschaft, und hat es seit dieser Zeit nicht wieder verlernt.

Es war eine allgemeine Thätigkeit auf dem Schiffe, und besonders sah ich die Matrosen beschäftigt. Einige wuschen Kleidungsstücke, und

zwar mit Bürsten, andere wuschen das Schiff selber, und noch andere trugen die Betten auf das Verdeck, um sie hier zu lüften. Diese Betten, die aus wollenen Matten bestehen, haben außer dem nächtlichen Gebrauch noch einen am Tage, den schwerlich meine Leser auf dem Lande errathen würden: sie werden zusammengerollt, und oben über dem Bord zwischen ein ausgespanntes Netzwerk von Seilen der Länge nach hinuntergelegt, wodurch sie eine Brustwehr werden, wenn das Schiff ins Treffen geräth.

Noch eine andere Bemerkung in Absicht der Kriegskunst, die mir neu war, hatte ich hier Gelegenheit zu machen. Ich fand nämlich, daß jede Kanone einen eignen Hahn hatte; an diesem Hahn war ein Faden befestigt, den der Artillerist in einiger Entfernung von der Kanone in der Hand hielt, und auf das gegebene Kommando anzog. Dies scheint ein weit sichreres Mittel zum Abfeuern zu seyn, als das Aufhauen mit Lunten. Man sagte mir, daß man sich dieser Hähne in dem Revolutions-Kriege mit Frankreich bedient habe, und daß sie eine Erfindung dieses Krieges wären.

Außer den Menschen fand ich Ziegen, Hühner, Tauben und eine Gans auf dem Schiffe.

Die Ziege war zu Wasser sehr fruchtbar gewesen, und hatte drei Junge geworfen; sie lieferte die Milch für den Tisch des Kapitäns.

Ich bin überzeugt, daß man auf einem Schiffe sehr glücklich leben kann, und besonders, wenn man darauf zu befehlen hat. Man ist in einem kleinen Staate, der von allen Unannehmlichkeiten des Landes entfernt ist, und eine schwimmende sehr glückliche Insel seyn kann.

Indem wir uns mit Betrachtung des Schiffs beschäftigten, legte sich ein Fahrzeug aus Neapel mit Lebensmitteln an dasselbe, und bot den Seeleuten Pommeranzen, Feigen, Milch, Brod, Eier, u. s. w. zum Verkauf an. Die Knaben kletterten in dem Thauwerke behende wie Affen herum, und die Matrosen arbeiteten an manchen so gefährlichen Orten, daß man vom Zusehen schwindelnd werden konnte. Aber es war ein sehr zweckmäßiges Mittel angebracht, die Gefahr zu vermindern. Unter dem großen Mastbaume nämlich, an welchem am meisten gearbeitet wird, ist ein großes Netz von starken Seilen ausgespannt, so daß wenn jemand das Unglück hat, herunterzustürzen, er auf einen elastischen Boden fällt, wo er zwar beschädigt, aber doch nicht gefährlich beschädigt werden kann. Die ausgespannten Seile

nämlich geben nach, er sinkt mit ihnen, und wird beträchtlich wieder in die Höhe geschnellt.

Nachdem wir das Haus auf dem Wasser inwendig genau besichtigt hatten, entschlossen wir uns, auch ein Haus auf dem Lande zu besuchen, dessen Inneres noch weit merkwürdiger war, nämlich das Königliche Schloß auf Capo di Monte, worin die große Gemäldegallerie ist. Man hat vom Hafen an, wo wir uns jetzt befanden, eine kleine Reise bis zu diesem Orte; und wenn das Grab Virgils an dem einen Ende der Stadt liegt, so liegt Capo di Monte ganz an dem entgegengesetzten Ende.

Zu solchen weiten Wegen bedient man sich in Neapel immer der sogenannten Calessen, oder einspännigen Chaisen, die an mehreren Stellen bereit stehen. Wir setzten uns also am Largo di Castello, einem großen Platz ohnweit dem Molo, ein, fuhren die Hauptstraße in Neapel, die Toledo heißt, hinauf, sodann über den langen Platz del Spirito santo, an welchem ein Königlicher Kasino liegt, ferner durch eine Straße bis zu dem großen öffentlichen Gebäude alle Studie, in welchem alle schönen Künste ihren Sitz haben, und wo die besten Kunstwerke in Bildhauerei und Malerei zusammengebracht werden sollen. Unter den

Kunstwerken, die jetzt schon da sind, befindet sich auch der berühmte farnesische Herkules, der nebst dem Toro in der Villa reale das Vorzüglichste in Neapel aus dem Alterthum ist.

Von hier kommt man über den großen und langen Platz Largo delle Pigne, und dieser ist von allen Plätzen in Neapel stellenweise der unbetretenste, denn es wächst an manchen Orten Gras darauf; nur Pinien-Bäume, von denen er den Namen hat, habe ich nicht darauf bemerkt.

Am Ende dieses Platzes wendet man sich links durch mehrere kleine Straßen, und fängt nun an, allmählich bergan zu fahren. Dies vermehrt sich mit der Zeit, und am Ende, wenn man der Höhe des Berges nahe ist, werden die armen Pferde der Caleſſare so abgemattet, daß sie kaum das Ziel erreichen können. Man fährt indeß immer zwischen Häusern, und ersteigt einen Berg in der Stadt; denn so wie Rom auf Hügeln erbauet ist, so liegt Neapel, wie ich schon an einem andern Orte bemerkte, auf Bergen.

Die Höhe würde mühselig zu ersteigen seyn, sollte es zu Fuß geschehen, aber man wird auch hinlänglich belohnt, wenn man sie erreicht hat. Man tritt auf einen großen freien Platz, in dessen Mitte der königliche Pallast sich stolz erhebt.

Gegen Morgen ist dieser Platz von Häusern begrenzt, gegen Abend führt eine steile Anhöhe in ein Thal hinunter, gegen Mitternacht ist ein großer königlicher Garten, und gegen Mittag wieder ein steiler Abhang, von dessen Rande man eine der reizendsten und erhabensten Aussichten hat. Man sieht Neapel zu seinen Füßen, und schaut auf die höchsten Kuppeln herab. Zur Rechten erblickt man gegen sich über das hohe St. Elmo mit seiner Mauerkrone, zur Linken breitet sich hinter der ungeheuren Stadt der unabsehliche Spiegel des Meeres aus, und eine Stadt von schwimmenden Häusern bedeckt ihn. Aus dem Pallaste hat man dieselbe Aussicht, und keine königliche Residenz könnte charakteristischer liegen, denn die Hauptstadt des Reichs liegt unter der Domination eines Blicks aus den Fenstern desselben.

Auch der Platz vor dem Pallaste hat etwas, das in Neapel sehr reizend und selten ist: eine mit Rasen bedeckte Oberfläche. Was auf jedem Dorf etwas gewöhnliches ist, das wird in und um eine so volkreiche Stadt, wo so zahllose Scharen von Menschen und Thieren jeden keimenden Halm zertreten, etwas außerordentliches.

Der Pallast selber ist von einer majestätischen Bauart, jedoch ohne Säulen, ist sehr groß, und

hat drei innere Höfe. Da er gänzlich frei und auf einer ansehnlichen Höhe liegt, so entdeckt man ihn von vielen Punkten in und außerhalb Neapel, und überall bietet er sich dem Auge als eine ungeheure Masse dar. Aber er ist nicht fertig, auch gänzlich leer, bis auf einige Nebenzimmer, die der Aufseher desselben bewohnt. Hätte man die Geldsumme, die dies ungeheure Gebäude gekostet hat, zur Zeit der Revolution anwenden können, es wäre eine große Summe von Unheil und Menschen-Elend erspart worden.

Menschen also wohnen in diesem Pallaste nicht, aber — beinahe hätte ich gesagt, etwas weit interessanteres — eine große Menge von Gemälden bewohnt ihn, und diese waren es eigentlich, die uns hieher gelockt hatten. Diese Gemälde-Gallerie besteht aus tausend sieben hundert größern und kleinern Gemälden, und ist also die größte von allen Gallerien in Rom und Neapel.

Wer vermag tausend sieben hundert Gemälde hinter einander zu betrachten und kennen zu lernen, wenn eins werth ist, studiert zu werden? Wir haben nicht Perceptionskraft genug, um so viel Schönes in einer kurzen Succession zu genießen, und nicht allein der Liebhaber, auch der Kenner ermüdet beim Anschaun. So wie man,

wenn man lange hinter einander Blumauers Aeneide lieſt, für den pikanten Witz darin ſtumpf wird, ſo wird hier das Auge am Ende blind für die Schönheit. Dies iſt der Grund, warum der Genuß bei dem Betrachten ſo vieler ſchönen Gemälde geringer iſt, als man ihn denkt. Aber es giebt ein Mittel, ihn zu erhöhen. Man muß ſich, durch den kurzen Zeitraum gedrungen, nicht bewegen laſſen, nur einen flüchtigen Blick auf die Gemälde zu werfen, und die Aufmerkſamkeit unter alle zu theilen, ſondern vielmehr einige, die uns vorzüglich reizen, herausheben, bei ihnen verweilen, ſie ganz zu faſſen ſuchen, und dem übrigen Gros der Sammlung nur eine allgemeine Aufmerkſamkeit ſchenken. Aber gewöhnlich will man alles umfaſſen, und umfaßt darüber gar nichts.

Der Gedanke, der beſtändig in mir erwachte, war: eins von den ſchönſten Gemälden mit mir nehmen und eine Zeitlang in meinem Zimmer ſtudieren zu können; dann würde man den wahren Genuß davon haben.

In dem großen Zimmer, in welches man zuerſt geführt wird, ſind die Bildniſſe der zwölf erſten Kaiſer, von Cäſar an bis auf Nerva und Trajan, in koloſſaler Größe, aber nur als Bruſt-

bilder. Es hat etwas angenehmes, sich plötzlich in die Gesellschaft dieser berühmten Monarchen versetzt zu sehen, und ihre Physiognomien studieren zu können. Daß diese aber getroffen sind, dafür bürgt die große Anzahl von Statuen, Büsten und Münzen, die von den meisten unter ihnen aus dem Alterthum übrig sind. Otho ist einer der schönsten Kaiser, so wie auch Nero, und ein Lavater damaliger Zeit würde Mühe gehabt haben, die Bildung dieser beiden Tyrannen mit ihrem Charakter zu vereinigen. Die Malerei bei diesen Porträts ist nicht von der ersten Schönheit, sondern nur gewöhnlich, obwohl sehr lebhaft. Mehrere Köpfe sind mit einem Lorbeerkranze geschmückt, wie man sie auch gewöhnlich auf Münzen sieht, und alle sind ins Idealische gezeichnet. Man hat den Kaisern im Leben so viel geschmeichelt: warum sollte man es nach ihrem Tode nicht thun?

Aus dem Zimmer der Kaiser kömmt man in ein Labyrinth von Zimmern und Sälen, aus welchen man sich nicht herauszufinden vermag. Diese Zimmer sind überdies seltsam genug ausgeschmückt. Hier ist kein Stuhl, kein Tisch, kein Sopha, kein anderes Hausgeräth, hier sind bloß die Wände besetzt, aber diese auch um so schöner. Gemälde von Raphael, Correggio, Titian, Annibal Carrache u. s. w.

machen die Tapete derselben aus. Indessen verlangt man doch eine gewisse Bequemlichkeit, um dergleichen Schätze zu genießen, und will nicht ohne Ruhe in den ungeheuern Zimmern herumirren.

Zu meiner Zeit war nicht alles in dieser Gallerie vorhanden, was sonst dieselbe schmückt, und vierzehn der besten Gemälde waren aus Furcht, daß die Franzosen ihre Hände darnach ausstrecken möchten, nach Palermo gebracht. Denn Menschen und Statuen und Gemälde flüchteten sich vor diesen kriegerischen Helden; und so wie einst die griechischen Götter nach Aegypten flohen, als der wüthende Typhon sie verfolgte, so rettete sich alles Vorzügliche in Italien nach einem sichern Asyl, als die Franzosen sich näherten. Unter den geflüchteten Gemälden ist besonders das jüngste Gericht von Michael Angelo merkwürdig, welches er selber als Entwurf zu dem großen Gemälde in der sixtinischen Kapelle malte, und worin das Ganze nach kleinerem Maßstabe dargestellt ist. Unter allen Gemälden der Gallerie hätte ich vorzüglich dies zu sehen gewünscht. Ferner fehlte die Danae von Titian, einige Gemälde von Raphael, eine Magdalene von Guido Reni, u. s. w. Aber es waren noch genug Schönheiten übrig geblieben; denn vierzehn feh-

lende Gemälde können in einer Gallerie von tausend und siebenhundert Originalen keine große Lücke verursachen, wenn auch der Kenner sie vermißt. Unter den vorhandenen schien mir eine liegende Venus von Annibal Carrache außerordentlich schön. Sie hat eine höchst feine Lüsternheit, und doch die Ruhe des befriedigten Genusses in ihren Minen. In ihrem Haar ist ein Netz, und nachlässig ist sie unter einem Baume hingegossen; eine würdige Schwester der Venus von Titian in Florenz.

Außerdem bemerkte ich drei Grazien von Annibal Carrache; drei Tugenden von eben demselben; Anna Bullen nebst ihrem Manne, beide sehr interessante Gesichter; das Porträt Correggio's, von ihm selber; mehrere Porträts vornehmer Personen von Titian, u. s. w. Die Plafonds in vielen Zimmern sind ebenfalls gemalt, und man kann sagen, daß der ganze innere Schmuck dieses Pallastes aus dem Pinsel geflossen ist.

Außer den Gemälden gehört noch etwas sehr wichtiges zu diesem Pallaste, nämlich das große königliche Kabinet von antiken Münzen, eine unschätzbare Sammlung von Cameen, so wie Skizzen von den berühmtesten Malern. Aber alles befand sich in Palermo, und würde auch wohl jetzt in Paris seyn, wäre es nicht in Palermo gewesen.

Außerdem bemerkte ich mehrere hetruriſche Gefäße in einigen Schränken, und ein ungeheuer großes Stück Kryſtall, das zum Transport eingepackt war, und eine ebenfalls ungeheuer große Muſchel, die man aus Amerika an den König geſandt hatte; denn es ſcheint, als wenn in dieſem letzten Lande alles Größte, was es giebt, iſt.

Die Kunſtſammlung auf Capo di Monte iſt mir noch jetzt ſehr merkwürdig, weil einige Alterthümer, die dafür beſtimmt waren, in der Revolution veräußert wurden, und nachher in meine Hände geriethen, wo ſie jetzt mit dem italieniſchen Kabinette vereinigt ſind.

Nachdem wir in zwanzig Zimmern herumgeirrt waren, und über anderthalb tauſend Gemälde geſehen hatten (aber ſehen kann man auch bloß ſagen), ſetzten wir uns wieder in unſere Kaleſſen, und fuhren den ſteilen Berg hinunter. Die Pferde leiden dabei noch mehr, als beim Hinauffahren; und nur neapolitaniſche Pferde, die gleichſam Tanzen gelernt haben, können dergleichen gefährliche Wege mit einem Wagen hinter ſich machen.

Unterweges fanden wir einen Kaleſſar, der ein altes, entkräftetes Pferd mißhandelte. Ich war dergleichen in Neapel ſchon gewohnt geworden, und

hatte mein Gefühl schon gefangen nehmen lernen, es auch mit Gewalt unterdrückt, weil man bei so wenigen Menschen Mitleid mit Thieren findet. Hier fand ich mehr, als ich vermuthen konnte, und mehr, als ich selber fühlte. Das Herz des Engländers ward durch den Anblick des mißhandelten Pferdes so empört, daß er absteigen und Gewalt mit Gewalt vertreiben wollte. Es schien, als wollte er's mit dem Kalessar aufnehmen, und sich auf gut Englisch mit ihm baxen, um selber die Grausamkeit zu rächen, und ich hatte genug abzuhalten, daß er es nicht that. Aber es schien mir sehr edel zu seyn, mit eigner Gefahr ein Unrecht, das ein bloßes Thier litt, ahnden zu wollen. Man muß es schon für etwas Großes halten, wenn Menschen nur Gefühl genug haben, Theil an dem Leiden der Thierwelt zu nehmen, und ohne Gefahr davon so viel abwenden, als sie vermögen.

Auch der heutige Abend war sehr merkwürdig für mich. Ich befand mich in Gesellschaft eines englischen Majors, der von Geburt ein Ungar und noch nicht lange aus Amerika zurückgekommen war. Zwei Personen aus entfernten Punkten auf der Erde, die beide viel erfuhren, viel litten, befanden sich hier an einem von ihrem Vaterlande weit entfernten Orte, und keine Unterhaltung kann wohl

reichhaltiger seyn, als unter solchen Umständen. Auf Befehl Bonaparte's befindet sich jetzt dieser junge Mann in der Engelsburg in Rom als Gefangener, weil er Truppen in Italien gegen Frankreich anwarb.

Dritter Tag, oder Reise nach Puzzuolo.

Wir hatten auf den heutigen Tag, als den 30sten December, wo das Wetter noch immer sehr heiter und mild war, eine Reise nach Puzzuolo beschlossen, und versammelten uns unweit dem Molo, wo gewöhnlich eine Anzahl Kalessare halten, um mit ihnen unsern Accord zu machen. Er wurde in kurzer Zeit abgeschlossen, und mich traf es, mit dem Schiffskapitän Herrn Richardson zu fahren. Wir saßen schon in der Kalesse, als sich einige Eigenheiten des Engländers zu zeigen anfingen. Es ist nämlich in Neapel der Gebrauch, daß der Kalessar sich hinten auf die Kalesse stellt, und die Peitsche in der Hand hält, der im Wagen sitzende hingegen die Zügel führt, und mit beiden Händen sehr gut lenken kann. Der Schiffskapitän nahm die Zügel, und wollte nun auch die Peitsche haben, die ihm der Kalessar aber durchaus nicht abtreten wollte. Wir

mußten endlich, nachdem ein langer Dispüt entstanden war, und der Kalessar noch immer seine Peitsche festhielt, absteigen, und uns in einen andern Wagen setzen.

Kaum saßen wir, als die vorige Scene von neuen begann, denn auch dieser Kalessar wollte die Peitsche nicht hergeben, weil es ungewöhnlich war, und er für sein Pferd fürchtete. Die Hartnäckigkeit auf beiden Seiten ging so weit, daß wir von neuen aussteigen mußten, und ich muß gestehen, daß der englische Humor den meinigen zu erregen anfing. Die übrige Gesellschaft wartete auf uns, die Kalessare wurden aufmerksam auf unser Aus- und Einsteigen, ein neugieriger Haufe versammelte sich um uns, und wir standen auf dem Punkt, unsere Reise nach Cap Misene und Puzzuolo um einer Peitsche willen aufzugeben.

Während der Schiffskapitän zürnte und die Kalessare ausschalt, hatte ich die beste Gelegenheit, ein sehr albernes Gesicht zu machen, und ich glaube, daß ich es that. Zum Glück kannte ich einen von den Kalessaren, und ließ mich mit ihm in Unterhandlungen ein. Ich sagte ihm, daß die Engländer nicht anders zu fahren gewohnt wären, als mit der Peitsche, daß ich ihm für sein

Pferd stände, und daß wir hinter den andern fahren wollten. Kurz, ich schwazte ihm die Peitsche aus der Hand, und gab sie dem Schiffskapitän. Nun konnten wir uns einsetzen und fahren. Ein kleiner Beweis von dem englischen Humor.

Von St. Giuseppe, wo wir uns unweit dem Molo befanden, führt der Weg über den großen Platz Largo di Castello, sodann durch die Straße, an welcher der Eingang zu St. Carlo liegt, und hernach wendet man sich links um eine Ecke bei dem königlichen Residenz-Pallast vorbei. Von hier hat man zwei Wege, zur Vorstadt Chiaja zu kommen, den einen rechts durch die Strada Chiaja, und den andern links über St. Lucia am Ufer des Meers. Der letzte ist weiter, aber nicht so befahren von Wagen, nicht so gedrängt voll von Menschen, und wir wählten ihn.

Von dem königlichen Pallast an kömmt man in die Gegend der Stadt, die im italienischen Kabinet bei Gelegenheit des Plans von Neapel beschrieben ist, nämlich an den Pallast Actons vorbei, über den Fischmarkt St. Lucia della Croce, zwischen dem Soldaten-Quartier Pizzafalcone und dem Castel del Uovo durch, bei Hamiltons ehemaliger Wohnung vorbei, sodann längs

der Villa reale durch die lange Vorstadt Chiaja. Zur Rechten hat man eine Reihe Häuser, zur Linken eine prächtige Aussicht auf das Meer. Am Ende der Vorstadt kömmt man zu der berühmten pausilippischen Grotte, die nichts als eine unterirdische Landstraße ist, welche durch einen Berg führt.

Dieser neun hundert Schritt lange unterirdische Gang ist anfangs über funfzig Fuß hoch, und man sieht gleich im Anfange das Ende desselben, wie eine Oeffnung durch schwarze Wolken, daherschimmern. Eine kühle Kellerluft, mit Staub vermischt, empfängt die Kommenden, und allmählich beginnt auch Dämmerung, wie sie in Kellern zu seyn pflegt. Diese Dämmerung geht, wenn man der Mitte der Grotte sich naht, beinahe in Finsterniß über, und das Rasseln der vorbeifahrenden Wagen wird fürchterlich. Plötzlich sieht man zur linken in dem Felsen eine kleine Lampe brennen, die ihre schwachen Strahlen durch die Finsterniß sendet. Wer zündet sie an, wer haust in diesem unterirdischen Bezirk? Ein Einsiedler ist es, der hier eine kleine Kapelle hat, und eine heilige Lampe unterhält. Der Thor, der Maulwurf, der nicht auf, sondern unter dem Pausilipp, in einem solchen Gefängnisse wohnt!

Die Lampe, die aus der Tiefe der Kapelle daher schimmert, kann die Finsterniß nicht erhellen; aber bald steigt von oben ein dämmerndes Licht herunter, und macht die Gegenstände, wie die Sonne eine Stunde nach ihrem Untergange, sichtbar. Der Berg nämlich nach oben zu ist hier an zwei Stellen durchgebrochen, und Oeffnungen, die schiefliegenden Feuereffen gleichen, senden einen matten Tagesschein hernieder, der sich aber bald wieder verliert. Doch kommen zwei Tage im Jahre, an welchen die Sonne die Höhle, die von Morgen gegen Abend liegt, der ganzen Länge nach durchscheint, und sie auf eine kurze Zeit erhellt. Die Sonne scheint sodann, wenn sie schon untergegangen ist, zum zweiten Male in Neapel, und wahrscheinlich ist auf der ganzen Erde keine so lange Oeffnung mehr, durch welche sie ihre Strahlen wirft.

Wenn man sich dem Ende des unterirdischen Weges naht, so wird er allmählich immer lichter, bis man zuletzt mit einigem Behagen wieder den freien Himmel über sich sieht. Doch befindet man sich immer noch zwischen steilen Felsenwänden, und die Einbildungskraft, die uns eine weite schöne Aussicht am Ende der Grotte vorspiegelte, wird getäuscht.

Während wir durch die Höhle fuhren, erzählte mir mein Gefährte, der Schiffskapitän, daß er noch eine solche Grotte kenne, und zwar bei Gibraltar, wo ebenfalls ein unterirdischer Weg durch einen Felsen gehauen sey. Ich erinnere mich nicht, von dieser Höhle gehört zu haben, und war zu zerstreut, um genau auf die Erzählung des Schiffskapitäns zu merken, aber wahrscheinlich hat sie Bezug auf die dortige Festung.

Wenn man aus dem Felsenwege jenseits der Höhle hervor kömmt, so befindet man sich in dem etwas traurigen Ort Fuori Grotta (außer der Grotte), der aus einigen schlechtgebauten Häusern besteht, fast wie bei uns die Dörfer, und von Neapel nur durch den Pausilipp getrennt ist.

Ich erinnere mich, wie ich einst zugegen war, daß der neapolitanische Pulcinel sich mit seinen großen Reisen rühmte, und einen großen Werth darauf legte. Da man ihn fragte, ob er in London, Paris oder Berlin gewesen sey, so war die Antwort immer: nein! Man fragte nach mehrern Oertern, und er hatte sie alle nicht gesehen. Endlich kam es heraus, er sey in Fuori Grotta gewesen.

Hinter diesem Orte kömmt man auf eine sehr schöne Chaussée, die in gerader Linie zum Meere

führt. Man hat an beiden Seiten den bekannten italienischen lichten Pappelwald, der aus regelmäßig gepflanzten Reihen von Pappelbäumen besteht, die durch Guirlanden von Wein mit einander verbunden sind. Die Pappeln und Weinstöcke hatten ihr Laub verloren, aber unter ihnen war alles grün, denn es wuchs hier, nachdem das Getreide eingeerntet war, Lupinenkraut, welches ein Pferdefutter ist, und Flachs, der beinahe zeitig war. Einige Tage nach Weihnachten ist dies für einen Deutschen immer ein seltener Anblick.

Die ganz gerade Chaussée durch diesen fruchtbaren Pappelwald dauert ungefähr eine halbe deutsche Meile, wo man denn an das Meer kömmt, und einen prachtvollen Anblick genießt. Man überschaut den kleinen puzzuolanischen Golf, den der Pausilipp und das Cap Misene bildet, sieht die ganze Küste des letztern, weiter im Meer die Inseln Ischia und Procida, und dicht neben sich die kleine Felseninsel Nisita, die gewiß einst mit der Spitze des Pausilipp zusammenhing. In einer Entfernung von sechs deutschen Meilen nach Süden zu, erblickt man die größere Felseninsel Capri.

Man fährt nun immer dicht am Ufer des Meeres hinauf, und hat zur Rechten steile Fel-

sen, hinter denen die Solfatara, der See Agnano mit der Hundeshöhle, und die Campi phlegraei liegen. Oft wird man dicht zwischen das Meer und die Felsen zusammen gedrängt, aber der Weg ist meistens eben und schön. Hier sieht man auch viele Galeerensclaven, die in den Steinbrüchen arbeiten, und einen erbärmlichen Anblick gewähren. Blaß, halbnackend, abgehungert, ergreifen sie schmerzhaft unser Gefühl, und machen ein trauriges Gegenbild zu der schönen Natur. An dem Wege sind hie und da Behältnisse mit starken hölzernen Gittern, in welche man sie eng zusammen einsperrt. Könnte man bei der Bestrafung dieser Menschen auch zugleich das sehen, was sie verbrochen haben, so würde uns bei ihrem Anblick oft ein wohlthätiges Gefühl ergreifen.

Wenn man ungefähr eine halbe Meile am Ufer des Meeres gefahren ist, so kömmt man um eine Felsenecke, und sieht sodann das steinerne Puzzuolo vor sich, das sich ins Meer hinein erstreckt, und buchstäblich von den Wellen bespühlt wird. Der Ort ist klein, schlecht gebaut, von einer armen und ganz abscheulichen Menschenrace bewohnt, und könnte also die Reisenden wenig anlocken; aber was um ihn her liegt, ist um so

reizender, und nicht leicht wird ein kultivirter Fremder Neapel verlassen, ohne das Cap Misene mit seinen Merkwürdigkeiten besucht zu haben. Hier liegen die Ueberbleibsel aus dem Alterthume nahe beisammen, und die Seltenheiten der Natur drängen sich dazwischen. Die Ruinen der alten Stadt Bauli, die Piscina mirabile des Nero, die cento camerelle desselben, das Grabmal der Agrippina, seiner Mutter, das mare morto, die campi disci, die Stadt Baja, die Bäder des Nero, die Höhle der Sybille von Cuma, und eine Menge Ueberbleibsel von antiken Tempeln und Lusthäusern der alten Römer bedecken diese heiligen Gefilde.

Ehe man nach Puzzuolo kömmt, läuft gewöhnlich ein Mensch dem Wagen entgegen, und bietet sich zum Cicerone an. Er ist schlecht gekleidet, spricht einen unverständlichen Jargon, und läuft sich außer Athem, um neben dem Wagen zu bleiben. Man nimmt ihn aus Mitleid, obwohl sich wenig von ihm erwarten läßt, und er führt die Reisenden durch die Stadt an das Ufer des Meers. Hier war es, wo der Apostel Paulus landete, als er von dem Festus aus Jerusalem nach Rom geschickt wurde, um hier unter dem Kaiser Nero gerichtet zu werden. In

der Apostelgeschichte kömmt Capitel 28 folgende Stelle vor:

12. Und da wir gen Syracusa kamen, blieben wir drei Tage da.

13. Und da wir (Sicilien) umschiffeten, kamen wir gen Region, und nach einem Tage, da der Südwind sich erhob, kamen wir des andern Tages gen Puteolen.

Man könnte hier verstehen, als wären sie in einem Tage von Rhegium nach Puzzuolo gekommen, aber das ist nicht möglich; denn bei dem günstigsten Winde braucht man drei Tage, um von Sicilien nach Neapel zu reisen. Rhegium aber liegt ganz in der Nähe von Sicilien an der äußersten Spitze von Italien. Man muß also dies so verstehen, daß nach einem Tage, an welchem sie von Rhegium wegfuhren, sich ein Südwind erhob, der sie an dem folgenden Tage nach Puzzuolo brachte. Es ist immer noch schnell genug gegangen.

Wir wandelten also an dem Orte, wo ehmals der Apostel Paulus gewandelt hatte, und ich hätte gewünscht, daß er noch hier gewesen wäre, um die unverschämten Schiffer zu bekehren. Aber hier wäre seine ganze Beredsamkeit verloren gewesen; und wenn er zehnmal: ihr Män-

ner, lieben Brüder, gesagt hätte, die Männer, lieben Brüder hätten ihn und alle übrige Apostel betrogen. Denn Puzzuolo kann nie mehr von Heiden (wenn man arge, bösartige Menschen darunter verstehen will) bewohnt gewesen seyn, als jetzt, und ich glaube, daß zehn Paulus nicht hinreichend seyn würden, sie umzuschaffen.

Man fährt von hier gewöhnlich zu Wasser quer durch den Golf nach dem Cap Misene; und da die Schiffer wissen, daß man gekommen ist, diese Tour, oder il giro di Rizzolo, wie man sie nennt, zu machen, so sind sie in ihren Foderungen höchst unverschämt, und drücken die Reisenden aufs äußerste. Es ist unverzeihlich, daß die Regierung bei einer Fahrt, die fast alle Fremde machen, keinen festen Satz bestimmt hat, und jeden der Willkühr des Räubergesindels in Puzzuolo überläßt.

Wir waren indessen mit unsern Verhandlungen bald fertig, indem wir beinahe das bezahlten, was die Schiffer gefodert hatten. Der Cicerone trat zu uns in den Kahn, und wir stießen vom Lande. Es war ein angenehmer temperirter Tag, obgleich Weihnachten schon vorüber war, und das reaumürsche Thermometer mochte ungefähr auf dreizehn Grad stehen.

Das erste Merkwürdige, das sich darbietet, wenn man durch den Golf fährt, sind Ruinen im Meer, die den Namen il Ponte di Caligula haben, und von einer Brücke übrig sind, die dieser Kaiser quer durch den Golf von Puzzuolo bis Baja geführt haben soll. Das Unternehmen ist riesenhaft und toll zugleich; denn man sieht nicht ein, warum zwei Oerter, die weiter, als eine halbe deutsche Meile aus einander liegen, durch eine Brücke verbunden werden sollen, da man sehr gut zu Wasser und zu Lande von einem zum andern kommen kann. Dergleichen unnütze und frivole Werke können nur solche übermüthige Kaiser, als zum Theil im ersten Jahrhundert über Rom herrschten, unternehmen, und man würde kaum daran glauben, wenn man nicht die Ueberbleibsel davon vor Augen sähe. Bei Puzzuolo und an der andern Seite des Golfs sind wirklich noch Pfeiler und Bogen von Ziegelsteinen vorhanden, und man wollte wahrscheinlich die Brücke von beiden Seiten gegen einander führen. Aber ich bin der Meinung, daß man nicht damit zu Stande kam; denn das Meer, das eben so übermüthig, und noch übermüthiger ist, als nur ein Mensch seyn kann, riß allem Vermuthen nach die Brücke, so wie sie weiter ins Meer fortrückte,

rückte, wieder ein. Kurz, Caligula, dem es gelang, sein Pferd zum römischen Consul zu machen, vermochte keine Brücke von Puzzuolo nach Baja zu bauen; denn die Menschen lassen eher mit sich spielen, als das Meer.

Wenn man den Golf durchschnitten hat und an dem Cap Misene landet, so bleiben die Schiffer in dem Kahn, oder lagern sich am Ufer, und der Cicerone führt die Fremden tiefer ins Land hinein. Man steigt etwas bergan, und durchwandelt die Stelle, wo ehemals die alte Stadt Bauli stand. Zwischen Weinstöcken und Küchengewächsen in einem unebnen Erdreich entdeckt man noch unkenntliche Ruinen davon, und sieht antikes Gemäuer aus der Erde hervorragen. Hie und da sind einige neue Hütten am Wege gebauet, in welchen ein armseliges Volk wohnt, und von denen nach hundert Jahren keine Spuren mehr seyn werden. Häßliche Weiber stehen mit dem Rocken vor der Thür und spinnen. Sie betteln die Vorübergehenden um eine Gabe an, und schikken die Kinder zum Betteln hinter sie her. Reicht man ihnen nichts, so schimpfen oder spotten sie. Man befindet sich unter einem Zigeunertroß, der Abscheu und Widerwillen einflößt.

Nicht lange, so kömmt man zu der Piscina

mirabile des Nero. Dies ist ein unterirdisches Gebäude, in welchem eine Menge Pfeiler angebracht ist, und das wie eine Kirche aussieht. Die allgemeine Sage erzählt, daß dies Gebäude nichts anders als ein Wasserbehälter für die römische Flotte gewesen sey, die gewöhnlich am Cap Misene lag. Man sieht nicht ein, warum gerade ein unterirdisches Gebäude angelegt werden mußte, um der Flotte Wasser zu verschaffen. Die Seeleute konnten ja aus Brunnen und Quellen trinken, wie andere Menschen, und es war ja kein Heer des Xerxes hier, das ganze Ströme soll ausgetrunken haben. Hat etwa Nero aus Uebermuth einen unnöthigen Wasserbehälter gebaut, wie Caligula eine unnöthige Brücke? Genug, die Erde war geduldiger, als das Meer; sie zerstörte das Werk nicht wieder, und noch jetzt ist es ziemlich erhalten da. Das Merkwürdigste bei dem Ganzen scheint mir der Ueberzug der Wände und Pfeiler zu seyn, der einen Viertelzoll dick ist, aus mehreren Blättern zu bestehen scheint, eine schöne Aschfarbe hat, und eine Politur wie der glänzendste Marmor annimmt. Er ist wasser- und feuerfest, und könnte man ihn auf eine wohlfeile Art nachmachen, so wäre kein besserer Ueberzug der Gebäude zu erfinden.

Von der Piscina mirabile wird man zu dem mare morto und zu den campis eliseis geführt. Das erste ist jetzt nichts anders als eine Bucht vom Meer, die sich ins Land hinein erstreckt, und durch eine schmale Enge mit dem Meere verbunden ist; die campi elisei aber unterscheiden sich nicht von andern Feldern, die mit Weinstöcken und italienischen Pappeln bewachsen sind. Man irrt, wenn man hier einen vorzüglich reizenden Ort zu finden glaubt. Der Cicerone, der von antiquarischen Kenntnissen keinen Begriff hat, erhebt hier seine Stimme und sagt: dort war Charon, und hieher fuhr er die Seelen über das mare morto. Er betet dies gedankenlos her, und weiß nicht, was er spricht. Wahrscheinlich lag am mare morto in den ältesten Zeiten eine Stadt, und die Todten wurden nicht bei derselben, sondern jenseits des Sees, wohin sie ein Fährmann, der Charon hieß, führte, begraben. Der Begräbnißort hieß vielleicht die campi elisei, und so konnte die mythologische Sage, verschönt durch die Dichter, sich verbreiten.

Vom mare morto kömmt man zu einem Orte, der weit schlimmer ist, als jenes: zu den cento camerelle des Nero. Dies sind eine Menge unterirdischer kleiner Gefängnisse, die dieser Ty-

raum anlegen und seine Schlachtopfer darin aufbewahren ließ. Der Zugang zu ihnen ist sehr beschwerlich, und der Aufenthalt in denselben muß noch tausendmal beschwerlicher gewesen seyn. Sie sind sehr schmal, und jetzt so niedrig, daß man kaum aufrecht darin stehen kann. Dabei haben sie kein einziges Fenster, und die unglücklichen Gefangenen befanden sich in einer ewigen Finsterniß, wenn ihnen nicht etwa eine Lampe erlaubt war. Die Decke ist nicht, wie unsere Plafonds, horizontal, sondern sie bildet ein Bogengewölbe, nach Art anderer Zimmer der Alten. Durch den Fackeldampf sind die Wände sehr geschwärzt, und der Aufenthalt in diesen unterirdischen Zellen ist so unangenehm, daß man nicht lange darin verweilen mag; aber ich glaube, daß man bei einer genauen Untersuchung noch Inschriften an den Wänden von den Eingekerkerten finden würde.

Den eigentlichen Plan dieser unterirdischen Gefängnisse kann man nicht leicht kennen lernen; sie bilden ein kleines Labyrinth, und man geht immer aus einem in das andere. Entfliehen konnte der Verbrecher also beinahe unmöglich, denn er war mit andern Gefangenzimmern umgeben, die er passiren mußte.

Von diesem traurigen Orte wird man durch den Cicerone zu einem andern unterirdischen Gebäude geführt, das hier auch in der Nähe liegt. Es ist das Grabmahl der Agrippina, der Mutter des Nero, die dieses Ungeheuer hier im Meere wollte umkommen lassen. Es scheint, als wenn das Cap Misene recht lebhaft an diesen Tyrannen erinnern sollte, da er hier auch zu Zeiten wohnte, und von seinen Gewissensbissen gepeinigt wurde. Nachdem er seine Mutter umgebracht hatte, war sein Geist so unruhig, daß er in der Nacht, wenn alles still war, Schlachtengetümmel, Waffengeräusch und Trompetentöne zu hören glaubte, und wild auffuhr, um sich vor dem Tode zu retten. Hier trifft ein, was Voltaire einst im Scherz von einem Schauspieler, der gewöhnlich die Tyrannen spielte, und den er in der Nacht sprechen wollte, sagte: ein Tyrann schläft niemals.

Indem ich mit dem Cicerone von dem Grabmahle der Agrippina sprach, merkte ich, daß er es immer il seporco d'Agrippina, statt il sepolcro, nannte. Da ich ihn auf diese fehlerhafte Aussprache aufmerksam machte, entgegnete er mir, daß es so heißen müßte, und daß alle Cicerone's so sprächen. Ich war einfältig genug, mich mit

diesem unwissenden Menschen in einen Streit darüber einzulassen, und stand eben im Begriffe, mich ein wenig zu ärgern, da er auch alle andere Namen in seinem Jargon verhunzte, als jemand die Bemerkung machte: er habe nicht von sepolcro gesprochen, sondern von sich selbst, und habe gesagt, er sei il porco d'Agrippina, das Schwein der Agrippina. Ueber diesen komischen Einfall mußte ich in ein lautes Gelächter ausbrechen, und lachte meinen philologischen Unmuth rein weg, welches auch das vernünftigste war. Indessen wird man aus diesem kleinen Umstande sehen, daß sich von den puzzuolanischen Cicerone's nicht viel Weisheit einschlürfen läßt, und daß man Alterthumskunde mitbringen muß, wenn man die merkwürdigen Ueberbleibsel aus den Zeiten der Römer, die hier so nahe bei einander liegen, gehörig schätzen will.

Das Grabmahl der Agrippina besteht aus einem unterirdischen Bogengewölbe, zu welchem der Eingang sehr niedrig ist. Man muß ebenfalls mit Fackeln hineingehen, und die Wände sind von dem Dampfe derselben geschwärzt; doch entdeckt man noch Zierrathen der Wandbekleidung. Der Ort, wo Nero sie ertrinken zu lassen versuchte, ist nahe dabei. Wahrscheinlich that er ihr

nach ihrem Tode alle mögliche Ehre an, um sein Herz zu beruhigen.

Während wir diese Merkwürdigkeiten besehen hatten, war der Mittag herangekommen, und wir setzten uns wieder in das Boot, um zu einem kleinen Wirthshause zu fahren, das am Ufer des Meeres steht, und uns hier wieder zu erquicken. Denn das Wandern zu Fuß greift in diesem weichen Clima weit mehr an, als in Deutschland. Wir fuhren bei Baja vorbei, das wir heute nicht besehen wollten, und landeten unweit davon bei dem Wirthshause. In einiger Entfernung hinter demselben lag ein Tempel der Venus und der Diana. Wir hatten allerhand Speisen und Weine bei uns, und diese Vorsicht war hier sehr gut angebracht, denn am Cap Misene hat man keinen Begriff von einem guten Wirthshause.

Die Bedienten deckten in einer Vorhalle vor dem Hause, wo man eine schöne Aussicht über den Golf nach Puzzuolo, dem Pausilipp, dem Vesuv und der Insel Capri hatte. Der Tisch war schon servirt, als die Laune des Schiffskapitains uns wieder etwas zu schaffen machte, denn er bestand plötzlich darauf, daß wir oben auf dem Dache des Hauses essen wollten. Obwohl die

Dächer hier platt sind, auch eine Treppe von außen auf den sogenannten Astrico al Cielo führte, so war uns doch die Sache etwas verdrießlich, da wir uns eben niedersetzen wollten. Nach einigem Dispüt mußten wir uns wirklich entschließen, auf dem Dache zu essen, und die Bedienten hatten alles zwei Treppen höher unter freiem Himmel anzurichten. Nicht wahr, wenn man mit Engländern reist, so muß man etwas nachgebend seyn? Indessen lernt man auf Reisen dergleichen Dinge nicht von der wichtigen Seite betrachten. Und der Engländer hatte im Grunde recht; denn in einem Winkel der Vorhalle lag Schmutz, wie dies überhaupt auf den Treppen und an den Häusern der Italiener etwas sehr gewöhnliches ist.

Es mochte noch nie auf diesem Dache gegessen worden seyn, denn die Wirthsleute waren etwas verwundert darüber. Für Deutschland wäre die Sache ohne Zweifel noch seltsamer gewesen; denn auf dem Dache zu essen, und zwar am 30sten December, das mag wohl noch nie ein Kreis von Menschen in diesem Lande gethan haben. In Italien hatte die Sache nichts außerordentliches. Wir saßen in mildem Sonnenschein, in einer äußerst temperirten Luft, und hatten eine

J. Henry del. E. Henne sc.

himmlische Aussicht auf die Gegend umher. Die erste Hälfte des Junius pflegt in Deutschland solche Tage darzubieten.

Ich würde unstreitig manchem großen Herrn in Deutschland einen sehr angenehmen Dienst erwiesen haben, wenn ich ihn zu diesem einzigen Mahle hätte einladen können, und wie gern hätte ich es gethan! Wie gern hätte ich gefastet, um einige von meinen Landsleuten an diesem schönen Orte zu bewirthen! Dies waren vergebliche Wünsche. Statt dessen hatten sich unsere Schiffer, einige Leute aus dem Wirthshause und ein halbverhungerter Knabe, um uns gelagert, die alle begierig harrten auf das, was etwa von den Speisen abfallen würde. Ich wußte, daß dies fast ohne Ausnahme abscheuliche Menschen waren, und daß sie sich lieber alles mit Gewalt genommen, ja uns obendrein ausgeplündert hätten, wäre das drohende Schwert der Strafe nicht über ihrem Haupte gewesen; aber ich dachte: Gott läßt diese milde Sonne über alle Menschen, auch über die Bösartigen hier, scheinen, warum sollten wir etwas Besseren, die wir mindestens Fehler, vielleicht große Fehler haben, nicht auch so handeln? So dachte ich, und machte den Anfang, die übrigbleibenden Speisen unter die Hung-

rigen zu vertheilen. Von ungefähr hatte ich nicht Acht auf den Knaben gegeben, und er war leer ausgegangen. Unterdeß wurde ein Knochen auf die Erde geworfen, wie man ihn etwa einem Hunde hinwirft. Sogleich kam der Knabe herbei, nahm ihn auf, und fieng an, ihn zu benagen. Dieser Anblick erschütterte mich so heftig, und erfüllte meine Brust mit einem solchen Mitleidsgefühl, daß mir der Appetit zum Essen verging, und mir die Thränen in die Augen treten wollten. Ich darf wohl nicht erst sagen, daß dieser Knabe nun reichlich bedacht ward; und da wir eine Menge Speisen bei uns hatten, so konnten wir alle die Hungrigen um uns sättigen; sie hatten wahrscheinlich in langer Zeit nicht, vielleicht noch nie, ein solches Mahl gehalten.

Daß dergleichen sehr wohl thut, und daß es die Freuden des heutigen Tages sehr vermehrte, das brauche ich keinem gefühlvollen Leser zu erzählen; und noch weit mehr wohl würde es thun, wenn es eine etwas bessere Menschenklasse wäre, die hier in so tiefem Elende schmachtet, wenn es möglich wäre, sie zu befriedigen, und wenn man das Gute auch auf einen guten Boden fallen sähe. — Aber wenden wir unsern Blick jetzt von diesen Bemerkungen ab!

Es waren hier Engländer, Deutsche und Ungarn beisammen, und jeder fing an, die Gesundheit seines Monarchen auszubringen, jeder beeiferte sich, von dem seinigen etwas gutes zu sagen, und sein Land vorzüglich zu preisen. Denn man ist nie patriotischer, als im Auslande, und Italien ist vorzüglich das Land, wo man es werden kann, weil fast jede Einrichtung daselbst schlechter ist, als man sie in seinem Vaterlande findet.

Nachdem wir uns und alle Hungrige umher gesättigt hatten, besahen wir die noch übrigen Ruinen von dem Tempel der Venus und der Diana, die beide nicht weit aus einander lagen. Ich weiß nicht, ob es aus Zufall oder absichtlich geschehen ist, daß diese beiden einander entgegengesetzten Göttinnen hier nahe beisammen verehrt wurden. Wenn man aus den jetzigen Zeiten schließen soll, so muß der größte Zulauf zum Tempel der Venus gewesen seyn, und man ist wahrscheinlich, wenn man hier seine Religio nocturna geübt hat, nur zur Erholung etwas zum Tempel der Diana gegangen.

Dieser letzte ist rund, und hat noch beinahe sein ganzes Gewölbe, aber architectonische Zierrathen sind nicht mehr zu entdecken. Er ist inwen-

dig mit Marmorplatten bekleidet, von denen die Reisenden schon viele entführt haben, so daß, so weit man reichen kann, keine mehr zu erlangen ist. In diesem Tempel entsteht ein ungewöhnlicher Schall, wenn man laut darin spricht, welches wahrscheinlich von den leeren, regelmäßig in ein Gewölbe zulaufenden Mauern herrührt. Oben in der Decke ist eine Oeffnung; und da der Regen dadurch hineinströmt, so wächst an den Wänden allerhand Art Kraut.

Der Tempel der Venus ist weniger erhalten, obgleich er sehr starke Mauern hat; ich möchte die Anmerkung machen, daß er vielleicht mehr abgenutzt ist.

Nachdem wir diese alten Gebäude betrachtet, und der englische Schiffskapitain sich von jedem einen Stein mitgenommen hatte, setzten wir uns von neuen in unser Boot, und fuhren längs dem Vorgebirge gegen die Küste von Puzzuolo. Nicht lange, so hielten unsere Schiffer an einem Felsen, der sich etwas ins Meer erstreckte, und ließen uns an demselben aussteigen. Wir befanden uns nämlich in der Gegend, wo die merkwürdigen stuffe oder bagni di Nerone, die Badstuben des Nero, sind.

Nachdem wir an dem steilen Felsen hinauf-

geklettert waren, kamen wir unter einige Gewölbe, die theils natürliche Felsgewölbe, theils von Menschenhänden erbaut zu seyn schienen. Es war, als wäre hier vor einer Felshöhle ehemals ein Vorhaus angelegt gewesen. Indem ich in diesen Hallen herumging, bemerkte ich, daß von den Gewölben ein Rauch heruntersteig, von welchem ich die Ursache nicht zu entdecken vermochte. In einigen war er so stark, daß ich ihn deutlich aus den Oeffnungen, die hie und da in der Decke waren, herausziehen sah. Dabei spürte ich eine gewisse Wärme, die von oben herunter kam.

Indem ich mich über diese Erscheinung wunderte, kam ein Mann herbei, der sich bis aufs Hemde ausgezogen hatte, und einige Hühnereier in der Hand trug. Er sagte uns, daß wir ihm folgen möchten, und führte uns zu einem engen dunklen Gang, der sich in den Felsen hineinschlängelte. Er selber ging mit einer Fackel voran. Wir folgten ihm hinter einander, denn einer hatte nur immer Platz in diesem engen Gange.

Indem wir hineintraten, bemerkte ich, daß oben aus dem Gange ein sehr starker Dampf hervorkam. Wir waren ungefähr zehn Schritt vorwärts gegangen, als ich eine große Wärme

von oben empfand. Mit jedem Schritte wurde diese stärker, und ich vermochte es kaum mehr auszuhalten, als unser Führer uns zurief, daß wir uns bücken möchten. Ich that dies geschwind, und spürte eine merklich kühlere Luft, die mir sehr willkommen war. Die größte Hitze war an der Decke, von welcher sie ausging. Aber es dauerte nicht lange, als diese so niedrig wurde, daß auch das Bücken nicht mehr half, denn die Hitze verbreitete sich überall.

Wir befanden uns in einer engen, unbekannten Höhle, in welcher man sich kaum umzudrehen vermochte, worin wir auf Händen und Füßen fortkriechen mußten, und dennoch vor Hitze kaum aushalten konnten. Unter diesen Umständen bekam ich Lust, umzukehren, und mein Hintermann war ebenfalls nicht abgeneigt dazu. Wir halfen uns in der Dunkelheit so gut wir konnten, wandten uns so niedrig wie möglich um, um nicht zu sehr von der Hitze zu leiden, und krochen wieder gegen das Tageslicht zu.

Ich war froh, als ich wieder aufrecht stehen konnte (denn ich bin nie ein Freund vom Kriechen gewesen, selbst in der Finsterniß nicht), und von dieser Reise in den Orcus, oder in das Fegefeuer zurückkam.

Nach fünf Minuten kam auch die übrige Gesellschaft aus der merkwürdigen Höhle wieder hervor, und zwar halb verblindet, schweißtriefend und mit Staub bedeckt, als wenn sie aus der Schlacht käme. Der Kerl mit den Eiern erschien zuletzt wieder, und zwar waren seine Eier gekocht, und er bot sie zum Essen an.

Obwohl ich nun nicht das Ende dieses unterirdischen Ganges gesehen habe, so kann ich doch meinen Lesern darüber das referiren, was ich von Augenzeugen erfahren habe. Da, wo die Höhle sich endigt, und wovon ich nicht mehr weit entfernt war, ist ein kleines siedend heißes Wasser, worin man zu jeder Zeit Eier kochen kann. Die Hitze ist hier so groß, daß man sie in der Kleidung beinahe unerträglich findet, und daß nur ein Nackender, der in eine heftige Transpiration geräth, ihr widersteht.

Diese Höhle heißt mit ihren Vorhallen deshalb le stuffe di Nerone, weil dieser Kaiser sie als Schwitzbäder gebrauchte, und man würde auch nicht leicht einen bequemern Ort dazu finden können. In ihrer jetzigen Gestalt ist freilich die Höhle nicht dazu eingerichtet, aber man dürfte nur die Hitze, die aus dem Gewölbe derselben hervordringt, auffangen, und durch Röhren in

ein verschlossenes Zimmer leiten, um die ganze Kraft davon zu empfinden. Dieser warme Dampf hat durchaus nichts unangenehmes und erstickendes, sondern vielmehr etwas heilsames, und besonders für eine schwache Brust. Diejenigen, die an diesem Theile leiden, Blut auswerfen, mit rheumatischen Zufällen behaftet sind u. s. w., brauchen hier im Frühjahre die Cur dieser Dampfbäder, und finden sie sehr wirksam. Nur weiß ich nicht, wie man es eigentlich damit macht, da die Höhle so unbequem, und die Hitze nicht überall gleich vertheilt ist.

Von diesen Bädern des Nero fuhren wir weiter gegen die Küste, und landeten bei dem ehemals so berühmten Lucriner See. Man sieht es ihm nicht an, daß er so berühmt war, denn er ist jetzt nichts, als ein kleiner seichter Teich, einige hundert Schritt lang, und etwa hundert Schritt breit. Augustus ließ zwanzig tausend Menschen arbeiten, um ihn, so wie den Averner See, mit dem Meere zu verbinden, und einen sichern Hafen dadurch zu erhalten. Er erreichte seinen Zweck; aber wie würde er erstaunen, wenn er die jetzige Veränderung sähe. Ein mächtiger Feind hat sein Werk vernichtet, und zwar in einem ganz kurzen Zeitraume, nämlich den 19ten

und

und 20sten September 1538. Damals entstand hier eine Erdrevolution, wie denn das in diesen Gegenden nichts ungewöhnliches ist, und während eines großen Erdbebens stieg dicht am Ufer des Meeres ein Berg von ansehnlicher Höhe empor, und beengte den Lucriner See so sehr, daß er seine jetzige Gestalt annahm, und der Averner See eine weite Strecke davon entfernt liegt. Die Höhe und die Tiefe geriethen hier in einen Kampfe mit einander, und die Höhe siegte.

Man sieht es dem Berge von außen an, daß er ein neuer Berg ist, denn er steigt sehr regelmäßig wie ein Kegel empor, und ich zweifle keinen Augenblick, daß der Vesuv auf eine ähnliche Art entstanden sey. Wer weiß, ob der monte nuovo, nicht auch einst Feuer speien wird.

In dem Lucriner See fischte man einst sehr viel und sehr delikate Austern und überhaupt so viel Fische, daß man großen Gewinn damit machte, und deshalb hat er auch seinen Namen von Lucrum, der Gewinn. Auch jetzt muß er noch nicht ganz unbevölkert seyn, denn man fischte heute gerade darin auf ganz kleinen Nachen.

Von dem Lucriner See gingen wir etwas weiter ins Land zu dem See Averno, der in den

alten Zeiten den Ruf hatte, sehr giftiger Ausdünstungen zu verbreiten, so daß selber die Vögel, die über denselben flogen, todt hernieder fielen; weshalb er auch für den Eingang zum Orcus gehalten wurde. Eben so glaubte man, daß er unergründlich wäre. Jetzt glaubt man von allem diesem nichts mehr, denn giftige Ausdünstungen lassen sich nicht mehr spüren, wenigstens in der Jahreszeit nicht, in welcher wir da waren; für den Eingang zum Orcus können wir als gute Christen ihn nicht mehr halten; und was seine unergründliche Tiefe betrifft, so können wir auch nicht mehr daran glauben, denn Antonius Doria hat ihn gemessen, und ihn 238 Fuß tief gefunden.

Von allen diesen wunderbaren Dingen ist jetzt nichts mehr übrig, als ein ziemlich großer, dem Anscheine nach runder, See, der rings um von Bergen eingeschlossen ist, und der ganz anmuthige Ufer hat. Neben demselben an der Südseite ist jedoch etwas sehr merkwürdiges, und zwar ein Eingang in einen Felsen, ein Eingang zu etwas, das man nicht recht kennt. Dieser unterirdische Felsengang heißt jetzt die Grotte der Sybille von Cuma, und die Sage ist, daß sie aus dem Tempel des Apoll in der alten Stadt

Cumä dadurch eine unterirdische Communication mit dem Tempel des Pluto unterhielt, der an der andern Seite des Sees liegt, um ihr Orakel desto verborgener treiben zu können. Gelehrtere Leute, wie ich bin, mögen untersuchen, ob diese Sage ihren Grund hat; ich will hier unterdessen erzählen, was ich von dieser merkwürdigen Höhle gesehen habe.

Wir nahten uns ihr durch einen engen Fußsteig, hie und da mit Gebüschen umgeben, und fanden dann eine Oeffnung in dem Felsen, deren Ende man nicht entdecken konnte, weil es sich in schwarze Dunkelheit verlor. Indem wir in dieselbe eintraten, sah ich eine todte Katze vorn in der Höhle liegen. Der Cicerone ging voran. Um etwas zu sagen, erhob er seine Stimme, und sprach: la Sybilla e una cattiva Donna, die Sybille ist eine schlimme Frau. Warum? fragte ich ihn; aber hier standen die Ochsen am Berge, oder vielmehr der Ochse von Cicerone wußte nichts zu antworten, als: così, wie man etwa in Schlesien: so gerne sagt; wenn man keinen Grund weiß. Ich bemerkte indessen auf sein Geschwätz, daß, wenn die Sybille eine böse Frau wäre, sie es nicht leiden würde, daß man eine todte Katze in ihre Höhle würfe. Ich glaubte, meinen Mann

hinreichend widerlegt zu haben, denn er lächelte wie ein Weiser und schwieg still. Uebrigens wird man wohl hier zum zweiten Male sehen, daß sich von den Cicerone's keine Weisheit holen läßt, und daß man sie zum Cap Misene und nach Puzzuolo mitbringen muß, wenn man nicht wie eine Gans hin- und zurückfliegen will.

Wir mochten ungefähr funfzig bis sechzig Schritt weit in dem unterirdischen Gange vorwärts gedrungen seyn, und schon waren wir mit tiefer Dämmerung umgeben, als wir fünf oder sechs Kerl mit starken Schritten hinter uns her kommen sahen. Dieser Anblick hatte in unserer Lage etwas, das uns in Schrecken setzen konnte; denn wenn es Räuber waren, so befanden wir uns hier unentfliehbar in ihrer Gewalt. Vor uns eine unbekannte Höhle ohne Ausgang, hinter uns unbekannte Menschen, die uns mit geringer Mühe in diesem finstern Loche überwältigen konnten. Nichts leichter, als uns hier im stillen abzuschlachten, da wir ganz ohne Waffen waren, und uns wie die todte Katze hinzuwerfen; die Sybille von Cuma hätte nichts dagegen gehabt.

Aber so schlimm war es nicht gemeint. Die Kerl, die hinter uns her kamen, waren zu et-

was anderm bestimmt: sie sollten unsere Reitpferde werden — Reitpferde? — Ja! ja! Man höre nur, was weiter geschah. Wir gingen noch eine gute Strecke in der Höhle fort, und waren schon mit Finsterniß umgeben, als unser Cicerone halt machte und Feuer anschlug. Es wurden einige Fackeln angezündet und eine Thür, die rechts in den Felsen hineinging, geöffnet. Hier führte ein schmaler Gang, worin nur ein Einziger Raum hatte, stark bergunter, und zwar in einer vollkommnen Dunkelheit, die nur durch den Fackelschein durchschimmert wurde. Wir waren nicht lange mit unsicherm Schritt fortgegangen, als wir an ein unterirdisches Wasser kamen, das in einer geräumigen Höhle den ganzen Boden bedeckte, und unsern Weg sperrte.

Hier fingen unsere Begleiter an, sich die Unterkleider auszuziehen, und unser Cicerone erklärte, daß hier die Bäder der Sybille wären, und daß wir uns müßten durchtragen lassen, um sie zu sehen. Was war zu thun? Meine Reisegefährten entschlossen sich dazu, und ich wollte nicht allein zurückbleiben. Wir setzten uns auf, und die Kerl trugen uns huckepack in das Wasser hinein. Mir fiel bei dieser seltsamen Cavalcade die Stelle aus Blumauers Aeneide ein:

Nur Weiber zittern in Gefahr:
Ich, ohne umzublicken,
Nahm meinen Vater, wie er war,
Und packt ihn auf den Rücken.
Nun, rief ich, Vater, reitet zu!
Gieb her die Hand, Ascan, und du
Creusa, geh zur Seiten!

Aber ich muß gestehen, daß mir übrigens bei diesem Ritt gar nicht lächerlich zu Muthe war, und daß sich's auf einem Pferde, ja auf einem Esel, weit besser reiten läßt, als auf einem Kerl vom Cap Misene. Diese Leute stöhnten unter der Last, als wenn sie ihr erliegen wollten, wankten zu Zeiten und thaten, um ihren Dienst recht wichtig zu machen, so übel, daß man jeden Augenblick fürchten mußte, sie würden ihre Last ins Wasser fallen lassen.

Wir ritten zu einigen Höhlungen oder Nischen in den Felswänden hin, und fanden hier wirklich große Tröge in Stein ausgehauen, die zum Baden dienen konnten, und die noch voll Wasser waren, aber mir schienen sie dennoch nicht bequem genug. Wer weiß, wie vieles sich seit zwei Jahrtausenden daran verändert hat; nur begreife ich nicht, warum man sich unter der Erde baden will, wo eine ungesunde Kellerluft ist.

Von diesen Bädern trugen uns unsere Pferde jenseits des Wassers hin, und setzten uns ab. Wir befanden uns hier am Ende der Höhle, die hier eingestürzt war, und zwar auf einem so engen Raum, daß wir kaum neben einander Platz hatten. Dieser Raum ging überdies so steil berg-ab, daß ein kleiner Stoß hinreichte, jemanden in die Bäder der Sybille hineinzustürzen.

Wir befanden uns also in einer seltsamen Lage, denn unsere Begleiter durften sich nur durch das unterirdische Wasser, und durch den schmalen Gang zurückziehen, und die Thür verschließen, so saßen wir hier unter der Erde eingesperrt, und waren von aller menschlichen Hülfe abgeschnitten.

Aber ein so hartes Loos war uns nicht beschieden. Unsere Pferde stellten sich wieder ein, nachdem sie uns einige Zeit unsern Betrachtungen überlassen hatten; denn die Italiener lieben es sehr, die Fremden etwas Böses und Gefahrvolles muthmaßen zu lassen, um etwa durch Furcht mehr Geld zu erpressen. Wir ritten zurück; und da unsere Lastthiere sehr niedrig waren, so fegten unsere Mäntel und Oberröcke die unterirdischen Fluthen, und wir stiegen mit einer nassen Schleppe an dem jenseitigen Ufer ab. Ich

war nun des Herumirrens unter der Erde so überdrüssig, daß ich gelobte, für heute keinen Fuß mehr in irgend eine Höhle zu setzen, und wenn es die Höhle des Trophonius wäre. Ueberhaupt aber beschloß ich, nie wieder unter der Erde herumzureiten, und rathe dies allen meinen Lesern, wenn ja einer von ihnen in diese garstige Höhle kommen sollte. Ich bin nachher noch öfter darin gewesen, aber ich habe reiten lassen, wer da wollte, und bin weislich diesseits des Wassers geblieben.

Die Höhle scheint übrigens in Tuffstein gehauen zu seyn, und ist anfangs so geräumig, daß wohl vier Menschen neben einander gehen können. Sie ist noch mehrere hundert Schritt lang, obwohl der größte Theil davon verschüttet ist; und daß hier Geheimnisse obwalteten, das beweist der Seitenweg in der Höhle zu den unterirdischen Badewannen, die eben so gut Lagerstätte seyn könnten. Vielleicht wurde hier eine religio nocturna getrieben, zu welcher die Priester aus dem Tempel des Pluto am Averno, und die Priesterinnen aus Cumä kamen. Man hat ja in neuern Zeiten ähnliche Gänge zwischen Mönchs- und Nonnen-Klöstern entdeckt; denn was jene nächtliche Religion betrifft, so sollen darin Franziscaner und

Priester des Pluto, Nonnen und Sybillen, die größte Aehnlichkeit mit einander haben.

Als wir wieder aus der sybillinischen Höhle ans Licht gekommen waren, bezahlten wir unsere Reitpferde, und eilten ungesäumt bei dem Lucriner See vorbei ans Meer, um nach Puzzuolo zurückzufahren. Wir hielten uns nicht weit vom Ufer, und mit Verwunderung bemerkte ich, daß es an vielen Orten mit Ruinen von alten Gebäuden eingefaßt war, die sich zum Theil ins Meer hineinstreckten. Da die Gegend hier schön, und die Aussichten vortrefflich sind, so war hier eine Menge Landhäuser der Römer, von denen man nur noch einzelne kennt. Aber nirgends habe ich in ganz Italien so viel Ueberreste von alten Privatwohnungen gefunden, als hier.

Sobald wir nach Puzzuolo zurückgekehrt waren, eilten wir zu dem, was hier das Merkwürdigste ist, zu dem Tempel des Serapis. Er liegt in einer kleinen Entfernung von der Stadt, und wie in einem Garten, wenigstens in einem eingeschlossenen Raum, zu welchem man durch eine Pforte hineingeht. Von diesem ehemals äußerst prachtvollen Tempel sind jetzt noch sehr wichtige Ruinen übrig, und eine Menge Säulen erhebt sich, von denen mehrere durch den Architrav noch

verbunden sind. Der Tempel war rund, und zwei Reihen von Säulen umgaben ihn. In dem marmornen Fußboden sind noch Ringe zu sehen, an denen die Opferthiere befestigt wurden. Dieser Fußboden ist jetzt zum Theil mit Wasser bedeckt, welches zu Zeiten größer wird, und mit dem Meer in einiger Verbindung zu stehen scheint.

Nirgends habe ich so viele antike Marmortrümmer aufgehäuft gesehen, als um diesen Tempel. Sie sind an der Seite desselben unordentlich über einander gelegt, und zum Theil sehr bedeutend. Capitäler, Gesimse, Ornamente, Platten, liegen hier bei einander; kurz, die Gebeine des Tempels sind hier verstreut, wie die Gebeine der Menschen auf einem Kirchhofe herumliegen.

Der Schiffskapitän hatte sich von dem Grabe des Virgil, und aus einigen Tempeln auf Cap Misene Steine genommen, es war also kein Wunder, daß dies Gelüst auch hier in ihm erwachte, und es erwachte hier sehr stark in ihm. Er bekam Appetit auf ein großes Stück von einem marmornen Gesimse, das kaum einer zu tragen vermochte, und das gewiß hundert Pfund wog. Eigentlich sollen keine Trümmer von diesem Tempel weggenommen werden, sondern zu seinem Andenken um ihn her aufgehäuft bleiben.

Aber was ließe sich mit Geld bei einem Italiener nicht ausrichten? Und wenn neben dem antiken Tempel des Serapis ein moderner Galgen aufgerichtet wäre, der Glanz des edlen Metalles würde die Schrecken des dreibeinigen Ungeheuers verdrängen. Kurz, der Schiffskapitän mochte ein großes Stück Gesimse mit einigen Zierrathen zu seinem Wagen tragen lassen, und mit sich nach Neapel nehmen. Wir andern konnten ein solches Gelüst gar nicht bekommen, denn wir hatten kein Kriegsschiff, um dergleichen Lasten mit in unser Vaterland zu nehmen. Er hätte den halben Tempel des Serapis nach London transportiren können.

In Puzzuolo sind noch die Ruinen von einem Amphitheater merkwürdig, wo viele Christen von den wilden Thieren zerrissen wurden, und wo auch der heilige Januarius enthauptet ward. In einer unterirdischen Kapelle, an einem Orte, wo ehemals die wilden Thiere eingesperrt waren, sieht man noch eine alberne Vorstellung aus der Geschichte dieses Heiligen in einigen Statuen abgebildet, aber die Sache selber und die Vorstellung davon ist so elend, daß beide kaum Erwähnung verdienen.

Wir hatten an dem heutigen Tage so viel über und unter der Erde gesehen, daß wir wohl

gesättigt seyn konnten, und waren es; aber ehe wir aus Puzzuolo abreisen konnten, hatten wir noch einen kleinen unangenehmen Auftritt, indem ein Puzzuolaner, der gar zu unverschämt und grob in seinen Foderungen war, von einem aus unserer Gesellschaft ein paar derbe Hiebe mit dem spanischen Rohre bekam. Obwohl ich nun kein Freund von solchen Scenen bin, so muß ich doch gestehen, daß der Apostel Paulus, wenn er noch einmal nach Puteolen käme, und viel mit den Puzzuolanern zu thun hätte, ebenfalls ein spanisches Rohr haben müßte.

Nach diesem kleinen Abschieds-Compliment, das den Puzzuolanern in Gegenwart mehrerer Bewohner ihrer Stadt gemacht wurde, flogen unsere Cabriolets nach Neapel. Ungefähr nach einer Stunde befanden wir uns vor der pausilippischen Grotte. Die Calessare hielten, einige Weiber, die in Fuori-Grotta wohnten, brachten Reisigbündel heraus, und zündeten sie an, um sie uns durch die dunkle Höhle mitzugeben. Wir hatten außerdem Fackeln bei uns, und jeder bewaffnete sich mit einer leuchtenden Flamme, ehe wir uns in diesen unterirdischen Pfad hineinstürzten.

Die Durchfahrt war heute Abend vorzüglich brillant, oder vielmehr fürchterlich schön. Eine

Menge Wagen war vor und hinter uns, und die vielen in der tiefen Mitternacht nah und fern wehenden Fackeln, verbunden mit dem Hallorufen der Caleſſare, mit dem Rollen der Wagen, mit dem Geſchrei derer, die übergefahren zu werden fürchteten, alles dies machte einen Eindruck, den man nur in dieſer Höhle haben kann. Der Furchtſame, Unvorbereitete würde hier in eine Art von angenehmen Schrecken gerathen.

Als wir aus der furchtbaren Höhle hervorkamen, wandte ſich der Schiffskapitän zu ſeinem Jokey, der hinten auf dem Wagen ſtand, zeigte rechts in die Höhe, und ſagte ihm, daß dort das Grabmahl Virgils wäre. Ich wunderte mich, und bemerkte etwas platt, daß der Kleine dahinten wohl nicht viel vom Virgil wiſſen würde. O ja, entgegnete der Schiffskapitän, er lieſt mir alle Tage etwas aus dieſem Dichter vor Wie, rief ich, in der Grundſprache? Das nicht, war die Antwort, ſondern in einer Ueberſetzung. Immer noch genug für einen Bedienten, dachte ich, wenn er es nur gut lieſt. Wäre es in der Grundſprache geweſen, ſo hätte mich die Luſt anwandeln können, ihm ſeinen kleinen Vorleſer abſpenſtig zu machen.

Der dritte Tag war nun vollendet, und am

folgenden Morgen segelte das englische Schiff von Neapel ab. Wahrscheinlich werde ich alle diejenigen, mit denen ich drei so angenehme Tage verlebte, nie wieder sehen, obwohl ich mich herzlich freuen würde, wenn es geschähe. Nur in einer so interessanten Gegend, wie bei Neapel, vermag man drei Tage so angenehm auszufüllen, und jetzt in einer Entfernung von drei hundert Meilen davon wäre mir dies unmöglich. Es sind jetzt gerade zwei Jahr, daß ich diese Reisen machte, aber wie ist die Scene um mich verändert! Aus meinem Fenster seh ich ein weites beschneites Gefilde, der Schnee pfeift laut unter den Schritten der Menschen, und das Thermometer steht funfzehn bis achtzehn Grad unter dem Eispunct, da es in Neapel eben so hoch darüber stand. Ich habe ferner bei dieser großen Kälte wenig mein Zimmer verlassen, und würde, wenn ich unter freiem Himmel essen wollte, in Gefahr seyn, zu erfrieren. Aber die Rückerinnerung hat mich mit ihren Reizen umschwebt; ich habe das, was ich von den damaligen Reisen sammelte, in denselben Tagen zwei Jahr später bearbeitet, und auch dabei ein lebendiges Vergnügen empfunden. Wüßte ich, daß meine Leser dies auch empfunden hätten, so würde es bei mir vollkommen seyn.

Reise nach Caserta.

Nachdem wir einige Reisen mitten im Winter und am Ende des Jahres 1802 aus Neapel in die umliegenden Gegenden gemacht haben, muß ich meine Leser in einen frühern Zeitpunkt dieses Jahres zurückführen, um auch im schönen Frühling eine Reise mit ihnen zu machen. Vielleicht läßt sich aus dieser ebenfalls etwas auf die hiesige Gegend und die Bewohner derselben schließen.

Es war den 12ten Mai dieses Jahres, als ich in aller Frühe mit einem Freunde mich in eine Caleſſe setzte, um nach Caserta zu fahren. Als wir die Straße Toledo hinauffuhren, bemerkte ich eine Menge Knaben und Männer, welche den Kehricht auf der Straße zusammen fegten, und auf Eseln fortschaften. Da läßt sich doch einmal das Daseyn einer Polizei spüren, dachte ich, die für die Reinlichkeit der Straßen sorgt. Ich irrte mich. Diese Knaben und Männer waren nicht von der Polizei bestellt, es waren die sogenannten Mondezzare, welche davon leben, den Dünger und Kehricht in den Straßen auf Esel zu laden, und an die Gärtner zu verkaufen. Neapel müßte in Schmutz unterge-

hen, wenn diese nicht die Stelle der Polizei verträten, und um ihres Lebensunterhalts willen die Reinigung der Stadt übernähmen. Durch sie macht die Pflanzenwelt einen ewigen Zirkel; und was als Kehricht von ihnen aus der Stadt gebracht wird, das kömmt in wenigen Monaten als Gartengewächs wieder zurück, und zwar oft durch dieselben Menschen. Es kann sehr leicht geschehen, daß derselbe Mondezzaro, der jetzt den Abgang von Früchten, von Thieren, von allerhand Speisen auf einem Esel einem Gärtner zuführt, nach einem Vierteljahr ihn in Gestalt von Salat, Brocoli, Zichorien u. s. w. wiederholt. Dieser Kreislauf ist an keinem Orte, glaube ich, so bemerkbar, wie in Neapel, und zwar eben wegen dieser Mondezzare.

Wir fuhren die Straße Toledo hinauf, über den Platz del Spirito santo, über den noch größern Platz Largo delle pigne, und kamen sodann in die breiteste Straße, die in Neapel vorhanden ist, nämlich in Furia. Am Ende derselben ist links das ungeheuer große königliche Armenhaus, und sodann verliert sich die Stadt allmählich, ohne daß man ein Thor findet.

Es begegneten uns viele Menschen, welche der Stadt Flachs, Weißkraut, Erdbeeren u. s. w. zuführ-

zuführten. Ich glaube nicht, daß in dieser Jahreszeit eine deutsche Stadt diese Produkte vom Lande erhält. Aber unsere Umgebungen waren auch für den 12ten Mai fremdartig genug. Weizen, Bohnen und Flachs standen in der Blüthe. Uebrigens befanden wir uns in jenem lichten italienischen Pappelwalde, also in der gewöhnlichen Eingeschlossenheit, wie in der Lombardei. Vor uns sahen wir die Berge von Abruzzo, unter denen auch ein beschneiter war; denn der Winter läßt sich aus den wärmsten Gegenden nicht vertreiben, sobald er einen Berg findet, wo er sich ansiedeln kann.

Ganz bis nach Caserta dauern die Pappel-Alleen nicht fort; im Gegentheil erweitert sich die Aussicht allmählich, und man kömmt ins Freie, wo man von Wiesengründen umgeben ist. In dieser Gegend hatte der König von Neapel eine schöne Holländerei von sehr vielen Kühen; aber die Franzosen, die, wenn sie kein Rindfleisch essen können, sich auch mit Kuhfleisch begnügen, schlachteten diese Kühe, uneingedenk, wie viel Kälber, Milch, Butter und Käse sie der Welt noch hätten bringen können. Und warum auch nicht? Der Mangel dieser Dinge wird sich nicht bis Paris empfinden lassen; was kümmern sich

die Franzosen um das übrige? Weltbürgersinn ist wie bekannt ihr Fehler nicht.

Wir kamen durch mehrere kleine Oerter, und entdeckten endlich das prachtvolle königliche Schloß zu Caserta. Schon von weiten gewährte es einen höchst imposanten Anblick durch die Größe seiner Masse, die alles umher demüthigte. Mir schien es, als wenn die Luft immer reiner würde, je mehr wir uns Caserta näherten, und es ist auch zu erachten, daß ein so prächtiger königlicher Pallast an keinem ungesunden Orte wird erbauet werden.

Ehe wir ihn erreichten, begegnete uns eine Compagnie von den Grenadieri reali, die in Caserta die Wache gehabt hatten, und jetzt nach Neapel zurückkehrten. Sie müssen eine bestimmte Zeit dort zubringen, um die Wache in und am Pallaste zu haben, auch wenn er von niemand bewohnt wird. Dieser Pallast fällt den Menschen durch sich selber zur Last, und hat seine glebae adscriptos, die ihm ihre Dienste leisten müssen.

Unter allen Pallästen, die ich auf meiner Reise gesehen habe, ist dieser unstreitig einer der prächtigsten und größten. Er ist ein längliches Viereck, steht ganz frei, und hat vier große in-

nere Höfe, die man schwer kennen lernt. Seine Fronte ist so lang, daß man sich müde von einem Ende zum andern geht.

Er ist von Vanvitelli erbauet, und mit vielen Säulen, Bildhauerarbeiten und Gemählden geziert; aber er hat den Fehler, den so viele öffentliche Gebäude in und um Neapel haben, er ist nicht fertig, und bei weiten nicht fertig. In der Fronte bemerkt man dies nicht so sehr, aber inwendig ist nur so viel ausgebauet, als die königliche Familie bewohnt, wenn sie hieher kömmt; auch wird er wahrscheinlich nie fertig werden, und dem Grabe wieder zueilen, ehe er noch ganz das Licht der Welt erblickt hat.

Wollte man die Architectur dieses Pallastes und seine ganze Einrichtung beschreiben, so würde ein kleines Buch dazu erforderlich seyn; also hier nur etwas von seinem Innern. Er enthält ein Theater, eine prächtige Gallerie, eine Kapelle u. s. w. Der Marmor ist überall verschwendet. Eine majestätische, prachtvolle Treppe führt in der Mitte des Pallastes zu der Bel Etage. Oben an beiden Seiten derselben liegt ein Löwe, der mit der einen Klaue einen Palmzweig, mit der andern eine Krone festhält. Das Sinnbild ist schön und sprechend, möchte es doch auch so wahr

seyn! Aber der Löwe hat den Palmzweig nicht festhalten können, und kann es noch immer nicht, denn gerade jetzt (im Anfange des Jahres 1805) steht in den Zeitungen, daß die Franzosen in Neapel eingerückt sind, und daß der König von Neapel veranlaßt ist, sich gegen England zu erklären. Man hat ihm also statt des Palmenzweiges ein Schwerdt in die Klaue gegeben. Was man ihm statt der Krone geben wird, wenn er sie nicht sollte festhalten können, wird die Zeit lehren.

In der Gallerie und in andern Zimmern des Pallastes fand ich Gemälde von Hackert, die eine bewundernswürdige Lebhaftigkeit hatten. Sie betrafen meistens Gegenstände aus dem gemeinen Leben, mit welchem eine Landschaft sich verbinden läßt, z. B. den König auf der Jagd, ein Schiff das vom Stapel gelassen wird, und wo die königliche Familie von einem Balkon zusieht u. s. w. Bei solchen Scenen läßt sich eine große Mannichfaltigkeit und eine sehr treue Natur anbringen. Ueberhaupt ist Hackert in treuer Nachahmung der Natur weit stärker als im Erfinden einer idealischen oder componirten Landschaft.

Vor dem Pallast ist ein großer wüster Platz, aber hinter demselben ist ein Garten mit einem sogenannten Bosco, oder dunklen Walde. Ein

solcher wirklicher Wald mit hohen schattigen Bäumen ist in Italien, wo doch kühlende Wälder eigentlich zu Hause seyn sollten, etwas sehr seltenes, und fast nur in königlichen Anlagen zu finden. In diesem Walde sah ich etwas, das mich an den Czaar Peter III. erinnerte, der, um sich in der Kriegskunst und Fortification zu üben, zu Oranienbaum eine kleine Festung in dem Garten anlegen ließ, und hier sein Regiment nach preußischer Manier exercirte. In dem Garten zu Caserta fand ich ebenfalls eine kleine Festung mit Wällen, Graben und Mauern, aber man sah, daß sie verfiel.

Weiter hin kömmt man auf einen langen sehr reizenden Platz, der viel Merkwürdiges enthält. Man hat am Ende desselben eine Aussicht auf Felsen, von denen ein weißer Pfad sich herabzuschlängeln scheint. Aber diese Erscheinung ist nichts anders, als ein Wasserfall, wo sich die Fluth über unebene Felsenabsätze herabstürzt, und durch den Schaum silberweiß wird. Man muß den Wasserfall erst in der Nähe sehen, um zu wissen, daß es einer ist.

Auf dem Platze sind drei Teiche hinter einander, die sich terrassenmäßig erheben. Der erste erhält sein Wasser von dem Wasserfall, giebt es

durch einen Kanal dem zweiten, und dieser dem dritten. Sie sind in regelmäßigen länglichen Vierecken angelegt, und liegen wie große Spiegel an der Erde. Auch haben diese Spiegel ihre Einfassung; das Ufer ist rings umher mit Quadersteinen bepflastert, und am obern Ende sind Bildhauerarbeiten, besonders an dem letzten bei dem Wasserfalle. Ueberdies sind Vexier-Wasserkünste an den Seiten, und man hat sich wohl in Acht zu nehmen, daß man nicht plötzlich von einer Menge kleiner Wasserstrahlen attakirt wird, die den Wanderer von allen Seiten zu ihrem Ziele machen. Es bedarf dazu bloß, daß irgendwo ein Hahn aufgedreht wird.

Man sagt, daß der König sich einst einen Scherz mit der Königinn erlaubte, die aber heftig erschrak, und mit Unwillen auf die Bestrafung dessen drang, der den Hahn geöffnet hatte. Aber es war auf Befehl des Königs geschehen, und der Thäter so unschuldig, wie der Hahn.

In diesen Teichen befindet sich etwas, das besser ist, als alle Vexier-Wasserkünste, nämlich Fische, die in Deutschland häufig, aber in Italien sehr selten sind: unsere bekannten Karpfen. Diese sind hier sonst so rar, daß ich sie bei meinem ganzen funfzehn monatlichen Aufenthalt in

Italien nicht gegessen und nicht einmal gesehen habe. Wahrscheinlich kommen sie nur auf eine königliche Tafel, und werden hier dazu verpflegt. Da die Karpfen bei uns im Winter am besten sind, so ist ihre Seltenheit in dem sommerhaften Italien nicht wunderbar.

Dicht bei dem Wasserfall ist ein Staubregen, von dem man an der Windseite benetzt wird; aber zugleich eine äußerst prachtvolle Aussicht. Man sieht hier mehrere von den erhabenen Gegenständen, die man täglich in Neapel vor Augen hat; aber, da man vier deutsche Meilen von jener Stadt entfernt ist, in einem ganz andern Lichte. Hiezu gehört besonders der Vesuv, den man von der Rückseite erblickt. Die ganze Anlage hat etwas höchst reizendes und angenehmes.

Als etwas merkwürdiges fiel es mir auf, daß ich eine Mauer entdeckte, die sich um die Berge, von welchen der Wasserfall herströmt, herumzog, und wovon ich an keiner Seite das Ende bemerken konnte. Eine halbe Meile von diesem Orte sah ich nachher dieselbe Mauer wieder, ohne das Ende zu entdecken. Daß sie nicht so lang seyn könne, wie die große chinesische Mauer zwischen China und der Tartarei, auch daß sie keine Grenze hier bezeichne, wußte ich sehr gut; aber über den

eigentlichen Zweck derselben blieb ich ungewiß. Ich hörte nachher, daß sie um der Jagd willen angelegt sey, und daß die wilden Thiere dadurch in einem gewissen Raume gehalten würden, in welchem der König jagte. Denn dieser ist ein außerordentlicher Liebhaber von der Jagd, und widmet ihr viel Geld und Aufmerksamkeit. Es werden eigene Bücher gehalten, in welche alles eingetragen wird, was er an wilden Schweinen, an Hirschen, Rehen, Hasen und überhaupt an Wild schießt. Diese Bücher werden nachher sauber eingebunden, um aufbewahrt zu werden, und man könnte sie wohl die Annalen der königlichen Jagd nennen.

Unfern von Caserta ist ein anderes königliches Schloß, bei weiten nicht so groß, aber auf einer sehr anmuthigen Höhe liegend, und äußerst bequem gebauet. Hier hält sich der König gewöhnlich zur Zeit der Jagd auf, und hier hat er auch im Pallaste selbst eine Fabrik von allerhand seidenen Waaren, an welchen viele Deutsche arbeiten.

Auf diesem Schlosse sind mehrere Altane, und von ihnen hat man eine so reizende und erhabene Aussicht, wie sie wenig zu finden seyn möchten. Die merkwürdigen Gegenstände, die man hier sieht,

werden dies beweisen. Unter sie gehört die Insel Ischia, die Insel Capri, das Cap Misene, das Cap Minervae, der Vesuv, das Meer u. s. w. Um den Vesuv her, und in der ganzen Gegend zwischen Caserta und Neapel, liegt eine große Ebene mit jenem ofterwähnten lichten Pappelwalde, unter welchem das Land angebauet, und jede Art von Getreide und Gewächsen erzeugt wird. Uebrigens sieht man sich hier beinahe rings um mit Bergen umgeben, worunter einige perlfarbene sind.

Dies Jagd- und Fabriken-Schloß hat bei weiten die Pracht nicht, wie das zu Caserta, aber ich glaube, daß es sich angenehmer darin wohnen läßt; denn der Mensch, der selber so klein ist, findet sich oft nicht ganz behaglich in dem Großen oder Ungeheuren, vielmehr fühlt er sich darin verloren, und sucht einen Ort, in welchem er mit den Umgebungen im Verhältniß steht. Dies beweist auch der König von Neapel, der weit lieber in dem kleinen freundlichen Jagdschlosse wohnt, als in dem großen prachtvollen Pallaste zu Caserta.

Die Franzosen haben auch hier einige angenehme Spuren von ihrem Daseyn hinterlassen, und das Jagdschloß rein ausgeplündert. Sie sind

darin so weit gegangen, daß sie auch die Fenstervorhänge und die seidnen Tapeten an den Wänden nicht verschonten; denn das Antike und Moderne ist ihnen beides gleich angenehm, wenn sie es wohlfeil bekommen.

In diesen Gegenden ist noch etwas sehr merkwürdiges, wohin ich mit meinem Begleiter aus Caserta eine kleine Reise machte, und das ich nicht übergehen darf Es ist dies der wichtigste Theil einer großen Wasserleitung, die bestimmt ist, Caserta mit gutem Wasser zu versorgen, und die auch dem obenerwähnten Wasserfall seine Nahrung giebt. Das Wasser wird einige deutsche Meilen weit hergeleitet, und der merkwürdigste Theil des Aquaeducts ist eine steinerne Brücke, welche zwei Berge mit einander verbindet, um das Wasser in gerader Richtung von der Höhe des einen zu der Höhe des andern zu bringen. Zwischen beiden ist ein tiefes Thal, und aus diesem ist die Brücke bis zu der erforderlichen Höhe hinaufgemauert.

Vielleicht ist in Absicht der Grundlage keine höhere Brücke in der Welt. Sie ist zwei hundert und sechs und zwanzig Palmen oder hundert und dreizehn Ellen hoch, und sieben hundert Schritt lang. Sie besteht aus zwei Reihen von Bö-

gen über einander, und auf den obersten Bögen fließt das Wasser. Ich habe diese Bögen nicht gezählt, aber es müssen an hundert seyn, die alle von Grund aus bis zur Höhe eines beträchtlichen Thurms aufgemauert sind. Man denke, welch ein ungeheures Werk dies ist. Es scheint, als schwebte hier noch der Geist von den alten römischen Wasserleitungen. Im Norden Europas faßt man einen so kühnen Gedanken gar nicht.

In der mittlern Höhe der Brücke ist über den untersten Bögen ein Durchgang, und oben unter dem höchsten Gewölbe ist wieder ein Durchgang von einem Berge zum andern. In diesen Durchgängen hat man immer an beiden Seiten eine Aussicht durch die Bogenöffnungen, und schaut wie durch offene Fenster in den Abgrund hinab.

Dieser Abgrund ist ein schönes Thal, in welchem, wie von der ganzen übrigen Welt abgesondert, die Stadt la Valle liegt, und man sieht diesen romantisch-belegenen Ort gern einsam da liegen.

In den Durchgängen fand ich eine Menge Namen angeschrieben von Personen, die hier gewesen waren, und unter ihnen auch viele deutsche Namen, z. B. Koerber, Meister, Willich u. s. w.

Auf dem Berge, von welchem das Wasser herkömmt, sind einige Gebäude, in welchen Räder sich bewegen, und die Fluthen rauschen. Hier muß das Wasser in einer solchen Höhe gehalten werden, daß es bis nach Caserta bergab fließen kann. Man entdeckt nachher noch mehrere Spuren von dieser Wasserleitung, und sie ist unter andern auch durch einen Berg geführt.

Auf unserer Rückfahrt nach Caserta, welches ungefähr anderthalb deutsche Meilen entfernt ist, kamen wir über einen hohen Berg, und von diesem hatten wir eine herrliche Aussicht in die umliegende Gegend. Wir sahen die Königsstadt Neapel, viele kleinere Städte, Berge, Inseln, die Mauerkrone St Elmo, Camaldoli und die weite Baumebene bis nach Neapel. Italien ist überhaupt das Land der schönen Aussichten, und deshalb besonders dem Landschaftsmahler wichtig. Man sieht fast überall in der Ferne große Schönheit und mahlerische Gegenstände; dagegen ist die Nähe nur an wenigen Orten reizend. Dies verträgt sich auch sehr gut mit einander. Der Landschaftsmahler braucht große, erhabene Gegenstände: Berge, Felsen, Meere, Inseln, große Wälder u. s. w.; der Lustwandler bedarf des Details der Schönheit, bedarf einzelne reizende Puncte,

und dafür ist vielleicht in keinem cultivirten Lande weniger gethan, als in Italien. Die Natur schuf sehr viel, die Menschen sehr wenig Schönheit.

In Caserta hielt sich in diesem Zeitpunkt eine merkwürdige Person auf, nämlich der König von Sardinien. Er wohnte nicht in dem großen neuen Schlosse, sondern in einem alten, bei welchem ein kleiner unbedeutender Garten ist, und lebte sehr einsam. Seine meiste Beschäftigung und Erholung schien Andacht zu seyn. Er suchte das in jener Welt wieder, was er in dieser verloren hatte; aber mit der himmlischen Krone muß es doch eine ganz andere Sache seyn, wie mit der irdischen; denn es sind zu viele, die Anspruch darauf machen.

Zu seiner Wache hatte der König russisches Militair, welches ebenfalls aus Neapel kam, und sich alle Monat ablöste. Einem russischen Lieutenant, der gerade die monatliche Wache hatte, galt unser Besuch in Caserta, und durch ihn hatten wir Gelegenheit, manches zu sehen und zu erfahren, das uns sonst würde verborgen geblieben seyn.

Mein Begleiter nach Caserta war ein junger Deutscher, Namens Johann Küster, der unter Protection des Prinzen von Hessen-Phi-

lippsthal, jetzigen Gouverneurs von Gaeta, die Musik in Neapel studierte, und viel Anlage zu diesem Fache zu haben schien. Er hat besonders Talent für das Komische in der Composition, und seine Gedanken sind leicht verständlich und einfach. In dem Gedicht aus dem ersten Hefte von Helios dem Titan: „Sehnsucht nach Welschlands mildem Himmel," welches er componirte, sind viele sehr anmuthige Gedanken; und wenn er sich etwas mehr Reichthum der Phantasie und Schwung der Darstellung zu eigen zu machen weiß, so hat Deutschland von ihm einen guten Componisten zu hoffen.

Unsere Rückreise nach Neapel hatte so wenig merkwürdiges, daß sie der Erwähnung nicht verdient, so wie denn fast alle Rückreisen eine langweilige Physiognomie haben.

Reise nach Portici und auf den Vesuv.

Der December 1802 war derjenige Monat meines Lebens, in welchem ich die meisten Veränderungen genoß, und die merkwürdigsten Oerter sah, die ich je gesehen habe. Eine Reise jagte die andere, fast ieder Tag führte außerordentliche

Erscheinungen vor meinem Geiste vorüber, und ich lebte beinahe nur unter freiem Himmel. Dies könnte in Deutschland wunderbar scheinen, aber in Italien ist es sehr natürlich. Die Wintermonate sind in diesem Lande diejenigen, in denen man allein mit Vergnügen und ohne Gefahr reisen kann. Im Sommer verbittert dies die große Hitze und die böse Luft, die in vielen Gegenden herrscht, und von der wir in Deutschland keinen Begriff haben. Wer das Unglück hat, eine böse Ausdünstung in einer ungesunden Gegend einzuathmen, der beginnt oft zu siechen, und viele Monate die Folgen weniger Stunden zu empfinden. Die Italiener haben einen eignen Namen für diese Krankheit und nennen sie mal-aria, (böse Luft) indem sie die Ursache statt der Wirkung setzen.

Diese Krankheit bringt oft den Tod, und ich erinnere mich, daß ein Deutscher, der eine Reise nach Bari machte, und an einem ungesunden Orte schlief, bald nachher erkrankte und starb. Sonderbar genug, daß diese Krankheit besonders die gesunden und starken Menschen angreift, die kränklichen und schwächlichen aber meistens verschont. Die Eingebornen leiden nicht so viel von der mal-aria, weil sie mehr daran gewöhnt sind;

nur den Fremden ist es nicht zu rathen, im Sommer eine ungesunde Gegend zu bereisen, und nicht leicht wird es einer von ihnen, der von der Sache unterrichtet ist, wagen, nach Baja, Cuma oder durch die pontinischen Sümpfe, eben so wenig, wie nach Brindisi zu gehen. Dieser letzte Ort besonders ist wegen seiner ungesunden Luft bekannt, und im Sommer bleiben nur die Armen darin, sterben aber wie die Fliegen, und die Wohnungen sind fast umsonst zu haben.

Zu Horazens Zeiten war Brundusium von dieser Seite nicht berüchtigt; denn er erwähnt nichts davon, und jetzt rührt die ungesunde Luft vom Mangel der Cultur her.

In Italien muß man also seine Ausflüge aus den Städten im Winter machen, und den Oktober, der zur Villeggiatura bestimmt ist, kann man als den ersten Monat dazu nützen. Der December ist gewöhnlich schon ein Regenmonat, aber dies Jahr war er außerordentlich schön, und der temperirteste des ganzen Jahres. Im ganzen kann man annehmen, daß in Neapel das reaumürsche Thermometer den Winter hindurch zwölf bis funfzehn Grad höher steht, als in Deutschland; nur im Sommer bleibt dies Verhältniß nicht, und die Hitze ist dann oft im Norden auf

einige

einige Tage eben so groß, wie in Italien, nur nicht so anhaltend.

Ein junger Rechtsgelehrter aus Schwaben, ein Mahler aus der Schweiz, ein Kaufmann aus dem Elsaß, und ein Kammersecretair aus Schlesien, nämlich mein unbedeutendes Subject, nebst noch andern Reisenden, die mir entfallen sind, hatten sich den 4ten December 1802 früh morgens ein Rendezvous in dem Kaffeehause gegen dem alten Pallast über, an der Ecke der Strada Khiaja gegeben, und setzten sich sodann auf Largo di Castello in einige Lohnkutschen, um nach Portici zu reisen, und sodann den Vesuv zu besteigen. Den Weg nach Portici kennen meine Leser schon aus der Reise nach Pompeji, und ich füge nichts weiter hinzu, als daß uns der König, mit einem einzigen Cavalier in einem offenen Wagen sitzend, begegnete, daß wir hielten, welches hier der Gebrauch ist, aufstanden und uns verneigten, worauf er wohlwollend dankte. Er war in einem ganz simplen Jagdkleide, und hatte einige Hunde um den Wagen. Dies ist allerdings angenehmer zu sehen, als wenn Menschen neben den scharftrabenden Pferden, mit Staub und Schweiß bedeckt, meilenweit herlaufen, welchen Anblick man hier ebenfalls haben kann.

Wenn man in das Haus eintritt, in welchem das Kabinet befindlich ist, so kömmt man zuerst in ein kleines Vorgemach, worin einige bronzene antike Statuen in kolossalischer Größe aufgestellt sind. Hierunter gehört ein Augustus, und eine vestalische Jungfrau. Der erste ist nackend, die letzte bekleidet, aber nach meiner Meinung etwas ängstlich, und mit sehr regelmäßig gefalteten Gewändern. Sie hat einen sehr kleinen Kopf und ist nicht schön, sondern scheint Portrait zu seyn.

Man geht sodann über einen innern Hof, in welchem ein antikes Pferd und eine Menge Bruchstücke aus dem Alterthume befindlich sind. Hier sieht man wieder einen kleinen Kirchhof der Kunst, auf welchem marmorne Beine, bronzene Hände, bronzene Gewänder, Säulentrümmer und allerhand menschliche Glieder herumliegen; lauter auferstandene Sachen.

Von hier steigt man eine Treppe hinauf, und kömmt sodann in die Zimmer des Kabinets, worin die in Pompeji und Herculanum aufgegrabenen Sachen befindlich waren. Waren kann ich leider nur sagen, denn die Götter hatten sich auch hier geflüchtet, und das Beste der Sammlung war nach Palermo gebracht, um den Hän-

den der Franzosen zu entkommen. Viele Schränke, viele Piedestale waren leer, aber dennoch war auch vieles noch vorhanden, und die Mühe des Forschers blieb nicht unbelohnt. Hier ist etwas von dem mannichfaltigen, das man hier findet.

Zuerst fiel mir eine Marmorbüste des Tiberius auf, und ich fand große Aehnlichkeit zwischen ihr und seinem Bilde auf Münzen. Unter den mancherlei Bildsäulen, die hier noch vorhanden waren, hatte die beste den Kopf verloren; wie in einer Revolution, dachte ich, wo auch die Bessern dies Schicksal haben.

Man findet hier viele Arbeiten in antiker Mosaik, die von den Fußböden in Pompeji und Herculanum sind; ferner hetrurische Vasen, eine Menge Münzen und schön geschnittene alte Steine; aber diese letzten fehlten, denn sie waren mit dem übrigen Geflüchteten in Palermo.

Gerade in diesem Zeitpunct erwartete man die Rückkehr der Kunstsachen von dort, und der Custode des Kabinets sagte, daß sie daselbst zum Transport schon eingepackt wären. Aber ein Monat verlief nach dem andern, und ich erfuhr immer auf meine Erkundigung, daß sie noch nicht da wären. Es ist glaublich, daß sie auch nicht gekommen sind und nicht kommen werden; denn

wenn den Franzosen, die sich bekanntlich in Italien so eingenistelt haben, daß man sie nicht mehr vertreiben kann, die Lust nach diesen Schätzen ankäme, so würde ihr Gewissen nicht zu eng seyn, sie sich zuzueignen. Kurz, die Franzosen sind Schuld, daß ich die mediceische Venus in Florenz, den Laocoon und vatikanischen Apoll in Rom, so wie die vorzüglichsten Alterthümer in Portici nicht gesehen habe. Ob diese letzten zurückgekehrt sind, ob sie je zurückkehren werden, ist mir unbewußt.

Unter den Kunstwerken ist ein Satyr bemerkenswerth, der zur Königinn seines Herzens eine Ziege erwählt hat, und im Begriff ist, ihr dies auf eine unzweideutige Art zu beweisen. Die Scene ist sehr expressiv und natürlich genug; denn da der Satyr seinem Körper nach ein halber, und seinem Geist nach ein ganzer Bock ist, so darf uns seine schnöde Liebe nicht wundern.

Nächst den Statuen, Büsten, Basreliss und dergleichen Kunstsachen, sind auch andere merkwürdige Ueberbleibsel aus dem Alterthume hier, die auf das gemeine Leben Bezug haben. Man findet Eisen, womit Gefangene gefesselt waren; denn die Gerippe lagen noch darin, als man sie ausgrub. Diese Unglücklichen konnten sich nicht

flüchten, als sich alles flüchtete. Ferner ist ein Knochen vorhanden von einem weiblichen Arm, um welchen noch ein goldner Armring spielt; ja die Form einer wirklichen Brust einer ehemaligen Bewohnerinn von Herculanum wird noch gezeigt; denn sie ist in eine weiche Masse abgedrückt, worin die Besitzerinn erstickte und verweste.

Ein Zimmer ist in Form einer alten Küche angelegt, und hier findet man auch, was in einer Küche zu seyn pflegt: Dreifüße, Töpfe, Tigel, Gläser, Flaschen u. s. w. Alle diese Geräthe haben viel Aehnlichkeit mit unserm jetzigen Geräth, aber es ist dennoch ein kleiner Unterschied überall so merkbar, daß man das Antike nicht verkennt. Eine schönere Form der Töpfe, eine zierlichere Biegung des Henkels, ein anderer Hals der Flaschen u. s. w., alles dies leitet in eine andere Zeitperiode. Eine Flasche mit einem Hohlkegel inwendig, wie unsere Flaschen gewöhnlich haben, habe ich gar nicht entdeckt.

Man merkt an noch mehreren Sachen die damalige Einrichtung; denn es sind noch kleine Backöfen vorhanden, noch verkohltes Brod, verkohltes Getreide, ja selbst eingetrockneter Wein.

In einem andern Zimmer ist ein sogenanntes Tintefaß, Griffel, Wachstafeln, ein Pinsel

u. s. w *). Dies alles muß durch die Einbildungskraft erst seinen Werth erhalten; aber man sieht mehr Sachen noch, die ihn durch sich selbst haben, und hiezu gehören vorzüglich die antiken Gemählde, die man von den Wänden in Pompeji genommen hat, und die man sehr sorgfältig aufbewahrt. Sie sind hinter Glasthüren angebracht, die man öffnen kann, und haben einen ganz besondern Reiz. Nach meiner Meinung besitzen sie eine solche Simplicität, so viel edles, und eine so reine Form, daß man sie nur mit den Gemälden von Raphael vergleichen kann. Die Farben sind noch frisch, und alle Züge noch deutlich zu erkennen, deutlicher, wie in dem jüngsten Gericht von Michael Angelo. Aber sie sind auch in mehr als anderthalb tausend Jahren von keiner Luft, von keinem Lichtstrahl und von keinem Kerzendampfe berührt worden.

Es waren mehrere von diesen Gemälden nach Palermo gebracht, aber die zurückgebliebenen schienen mir noch einen großen Werth zu haben. Besonders entsinne ich mich einer sitzenden weiblichen Figur, die einen sehr süßen beruhigenden Eindruck machte.

*) In dem italienischen Kabinet kann man einige von den obengenannten Alterthümern kennen lernen, z. B. Töpfe, Flaschen, ein Griffel, ein Stück Mosaik u. s. w.

Nächst den mannichfachen Kunstsachen in diesem Kabinet, ist hier auch etwas für die Literatur sehr merkwürdiges vorhanden, nämlich die Abwickelungsanstalt der Schriftrollen, die man in den unterirdischen Städten fand. Diese Rollen sind gänzlich schwarz, haben die Form eines kleinen unregelmäßigen Cylinders, und scheinen übrigens ein verkohltes Stück Holz zu seyn. Die Procedur, um diese Rollen aufzuwickeln, und die Weisheit zwischen ihren Falten hervorzusuchen, ist sehr zweckmäßig und einfach. Man befestigt zuerst an dem obersten Ende der Rolle Fäden, und diese laufen um eine Walze, die man umdrehen und dadurch die Fäden anziehen kann. Die Rolle liegt etwa einen Fuß tief unter der Walze, und das oberste Ende derselben zieht sich in die Höhe, wenn die Walze gedreht wird.

Aber da die Haut, auf welcher die Schrift steht, sehr mürbe ist, so würde sie beim Drehen der Walze sogleich reißen, wenn man nicht ein Mittel dagegen erfunden hätte. Dies besteht darin, daß man eine unendliche Menge kleiner durchsichtiger aber zäher Häutchen auf die Rolle klebt, wodurch sie eine gewisse Consistenz bekömmt. Anfangs geschieht dies Bekleben am obersten Rande der Rolle, an welchem die Fäden befestigt sind,

und sodann immer weiter, je nachdem man sie in die Höhe zieht, und in einen langen Streifen verwandelt.

Die Rolle ist in allen ihren Zwischenräumen mit Ruß angefüllt, und das Geschäft des ersten Arbeiters ist, diesen sauber mit einem stählernen Instrumente abzulösen, je nachdem er die Rolle in die Höhe windet. Wenn dies geschehen, und das Pergament überall mit kleinen Häutchen beklebt ist, wodurch sie ein neues festes Daseyn erhält, so wird sie einem andern Arbeiter zum Deschiffriren und Abschreiben übergeben. Dies ist eine unendlich mühsame Arbeit, und erfordert viele Sprachkenntniß, so wie ein höchst scharfes Auge. Die Rollen sind schwarz und die Buchstaben sind es ebenfalls, nur daß diese letzten eine etwas andere Schwärze haben, wodurch man sie von dem Grunde unterscheiden muß. Sie sind äußerst regulär und schön geschrieben, und lassen sich kaum vom gedruckten unterscheiden. Auch ist es nicht zu verwundern, daß man zu einer Zeit, wo die Buchdruckerkunst noch nicht geahnet wurde, mehr Sorgfalt auf das Schreiben verwandte.

Es war ein lateinisches Manuscript, das man abwickelte, aber es war noch nicht entschieden, von wem und welches Inhalts. Man hatte auch

schon ein Werk von Epicur, von dem bis jetzt noch nichts vorhanden war, abgewickelt, und wenn es ans Licht tritt, so wird man die Grundsätze dieses Lebensphilosophen durch ihn selbst kennen lernen.

Ungefähr fünf oder sechs Menschen arbeiteten jetzt in diesem Kabinet, und ein Engländer hatte die Aufsicht darüber; denn die Engländer sind für das Ungewöhnliche und ausdauernder. Eine seltsame Bemerkung, die, soviel ich weiß, noch nicht gemacht ist, bietet sich bei den verbrannten Büchern der Alten dar. Das Feuer, das sonst alles zerstört, hat hier erhalten; denn ohne Verkohlung wären die Pergamentrollen längst vermodert.

Als wir die Reste des Kabinets in Portici durchlaufen waren, rüsteten wir uns, den Vesuv zu ersteigen, denn es war noch nicht Mittag. Wir waren kaum vor die Thür hinausgetreten, als wir eine Menge Menschen mit Eseln, Maulesseln und elenden Pferden erblickten, die sich um unsertwillen versammelt hatten; denn das Gerücht, daß wir den Vesuv ersteigen wollten, hatte sich schon in Portici verbreitet. Diese Menschen boten uns ihre Thiere an, und zwar mit einer Zudringlichkeit, daß wir uns kaum zu retten wuß-

ten. Sie rissen uns am Arm, sie hielten uns an den Kleidern fest, und jeder pries sein Thier. Um der Plage los zu werden, stieg ich schnell auf einen Esel, und fand endlich ein Asyl auf dem Rücken dieses duldsamen Thieres. Nicht lange, so waren wir alle montirt und der Zug ging vorwärts, nicht im Galopp, nicht im Trab, sondern in einem bescheidenen Schritte.

Ein solcher Aufzug, wo anständig gekleidete Leute auf Thieren dieser Art ritten, würde in einer nordischen Stadt ein jämmerliches Lachen erregen, und allen Straßenbuben eine erwünschte Gelegenheit zu ihren kleinen Ergötzlichkeiten geben, hier in Portici ritten wir ganz ehrbar durch die schauenden Porticianer dahin.

Mir fiel unaufhörlich der Spruch ein: Saget der Tochter Zion: Siehe dein König kömmt zu dir sanftmüthig, und reitet auf einem Esel, und auf einem Füllen der lastbaren Eselinn. Hier waren fünf solcher Könige, und jeder hatte einen Eseltreiber mit einem unsanftmüthigen Prügel hinter sich. Palmzweige hat man uns auch nicht gestreut; dagegen gingen einige Knaben neben uns her, die Brod und Käse und Bratwurst für uns auf den Vesuv tragen wollten. Zu Zeiten hörten wir den

Prügel des Eseltreibers hinter uns schallen, und ich sah mich oft etwas schief um, ob die Spitze davon nicht bis zu mir reichen mögte.

Bei meinem Zaumzeuge war die kleine Unbequemlichkeit, daß ich meinen Esel damit nur auf die rechte Seite lenken konnte; sollte er auf die andere Seite gehen, so zupfte ich ihn an das linke Ohr, welches zu Zeiten half. Ein anderer beklagte sich, daß sein Esel nur drei Beine habe, welches aber bei näherer Untersuchung ungegründet befunden wurde. Dagegen hatte ein dritter wirkliche Ursachen zu Beschwerden; denn ihm war nur ein Steigbügel zu Theil geworden, und er saß übrigens auf dem Halse des Lastthieres, wie auf einem Kameel. Ein vierter aber, damit ich gleich alles Ungemach, das uns bei unserm glänzenden Ritte traf, zusammenfasse, stürzte beim Zurückreiten von seinem Lastthiere nebst Zubehör so rein herunter, daß der Esel ohne Sattel und Reitzeug in seiner ganzen Nudität, wie auf einer Weide, dastand. Dies und vieles andere erlebten wir mit unsern Lastthieren auf der Wallfahrt zum Vesuv.

Sobald wir aus den wirklichen Straßen von Portici herauskamen, befanden wir uns zwischen Gartenzäunen auf einem engen äußerst holprigen

Wege, und es ging merklich bergauf. Der Grund des Weges war fest und felsenartig, aber es lagen viele lockere Steine darauf umher, die ihn sehr beschwerlich machten, und wir erkannten bald, daß hier der langsame sichere Schritt eines Esels besser sey, als das Paradiren eines muthigen Pferdes.

Der Boden hinter den Zäunen an beiden Seiten bestand aus den verwitterten Schlacken, die oben auf der Lava schwimmen; die etwa in funfzehn hundert Jahren verwittern, und sodann als lauter kleine Steinchen sich mit der Asche vermischen, die zu Zeiten der Vesuv auswirft. Aus dieser Vermischung bildet sich der Boden, in welchem der berühmte Wein Lacrymä wächst, und die ganze Gegend umher ist damit bedeckt.

Je weiter wir kamen, um so steiler wurde der Weg. Unsere Esel ermüdeten, und die Treiber gingen selbst athemlos hinterher, Schweiß in Strömen vergießend. Es kamen Stellen, wo es zu steil bergan ging und wo wir absteigen mußten. Um uns her lag, nachdem wir zwischen den Weingärten, die den Vesuv umkränzen, hervorgegangen waren, eine wilde vulkanische Natur. Erdrisse, frühere und spätere Lavaströme, die ihre Bahn mehr oder weniger noch bezeichnen, Ver-

tiefungen und eine schwarzgraue Oberfläche sieht man rings um sich her. Den Kegel des Vesuvs hat man immer vor Augen, aber er und der ganze Berg erscheint in der Nähe weit kleiner, weil man ihn in der Verkürzung sieht. Kein treffenderes Bild giebt es für große Herren und Schriftsteller, als dies.

Daß der Gesichtskreis hinterwärts immer größer und reizender wird, darf ich niemand sagen; aber man blickt nicht gern zurück, und erspart sich dies bis auf einen gewissen Standpunkt, um den Eindruck in seiner Fülle zu genießen.

Der Weg aus Portici führt zuerst auf die Wohnung des Einsiedlers zu, der an der halben Höhe des Vesuvs wohnt. Ehe man sie erreicht, wird der Weg am steilsten, und mein Esel fing unter mir an zu stöhnen, wie der Kerl vom Cap Misene in den Bädern der Sybille von Cumä; aber hier wußte ich gewiß, daß es keine Verstellung sey, und stieg dem Thiere zu Gefallen eine Zeitlang ab.

Endlich, endlich erreichten wir die Wohnung des Mönchs, die St. Salvator heißt, und hier ist ein höchst reizender Abschnitt von der Reise auf den Vesuv. Die Wohnungen der Menschen

haben sich vorher bei der wachsenden Höhe allmählich verloren, die Weinberge haben aufgehört, kein Baum, kein Strauch hat sich mehr gezeigt, und man hat sich auf einem schlacken- und felsenartigen Boden befunden; hier erblickt man auf einmal eine schöne mit Rasen bedeckte Ebene, die vor der Wohnung des Einsiedlers liegt, und am Rande derselben stehen einige hohe und schattige Bäume. Dieser Anblick ist so einladend, daß man seine Tage hier zuzubringen wünscht.

Aber was man in der Nähe sieht, ist das Geringste. Hier ist der Standtpunkt, bis zu welchem man sich die Aussicht in die Ferne aufgespart hat, und nicht leicht kann eine Aussicht in der Welt reizender seyn. Man befindet sich auf einer Höhe von zwei tausend Fuß über der Meeresfläche, und diese Meeresfläche ist gleich in der Nähe, um sie unmittelbar mit dem Berge vergleichen zu können. Ferner ist man mit andern sehr erhabenen Gegenständen umgeben, und zwar ebenfalls so nahe, daß ein gutes Auge sie hell erreicht. Ein solches Auge, das alle Gegenstände in der Nähe und Ferne in einer Klarheit sieht, als wenn ein Spiegel sie zurückgiebt, vor welchem alles Sichtbare, von dem menschlichen Blick zu

Erreichende, hell da liegt, hat mir die gütige Natur gegeben, und hier konnte ich dies Geschenk in seinem Umfange nutzen.

Gegen Westen liegt der erste erhabene Gegenstand, auf welchen sich das Auge richtet: das Stadtgebirge Neapel. Ein Stadtgebirge kann man es mit Recht nennen, denn es liegt an Bergen hinauf, und die Häuser erheben sich terrassenmäßig hinter einander bis zu einer Höhe von beinahe tausend Fuß. Das Haupt des Gebürges ist das Castel St. Elmo mit seiner prächtigen Mauerkrone, welches die ganze Stadt dominirt, und in die Straßen wie in Felsenritzen hineinschaut. Vom Vesuv schaut man wieder auf diese erhabene Mauerkrone hernieder, und übersieht das ganze ungeheure Neapel mit einem einzigen Blicke. Diese prachtvolle Königsstadt liegt hier zwar hell vor unserm Auge; aber da man beinahe eine deutsche Meile davon entfernt ist, so steigt sie wie ein großer Ameisenhaufen empor. In einer Entfernung von etwas mehr als zweitausend Meilen würde die ganze Erde dem Auge wie ein Ameisenhaufen erscheinen; wie mag der dort oben in den Himmeln auf unsere irdische Herrlichkeit herabschauen! Wie mag der Weltschöpfer, den wir durch eine alberne und kleinliche Religion enteh-

ren, wie mag nur ein höherer Geist auf unser Treiben und Thun hienieden herablächeln!

Die Einsiedlerhöhe am Vesuv, von der man die Herrlichkeiten der Welt unter seinen Füßen erblickt, ist ganz zu solchen Gedanken gemacht, und der Denkende, der hier seine Tage verlebte, müßte durchaus eine Verachtung alles Irdischen fühlen. Ein stolzes Schiff mit allem seinem innern ungeheuern Menschenwerk, mit allem Kriegsgeschütz, mit aller seiner Furchtbarkeit, mit aller Kraft die Erde zu umreisen, mit allem innern Leben, erscheint ihm wie ein Punct; die Welt Neapel mit ihrer Unendlichkeit von Freuden, von Jammer, von Größe, von Kleinheit, von Herrlichkeit, von Staub, wie ein Häufchen von Puncten, und die Erde um ihn her wie ein kleiner Garten, worin unmerkliches Gewürme herumkriecht.

Hinter dem majestätischen Neapel und seinen Bergen, steigt der höhere Berg empor, auf welchem das Kloster der Camaldolenser liegt, das ebenfalls eine der schönsten Aussichten in der Welt hat. Er wird ungefähr zweitausend Fuß hoch seyn; man befindet sich also bei dem Einsiedler auf gleicher Höhe, und schaut horizontal zu dem jenseitigen Riesen hinüber. Links von Neapel erblickt

blickt man den Pausilipp, freilich in dieser Entfernung nur ganz unwichtig erscheinend, und hinter demselben das Cap Misene. Ueber dies alles schaut man hinweg, und das Auge verliert sich auf Land und Meer in bläuliche Ferne.

Noch weiter zur Linken liegt die kleine Insel Procida, und weiter hinter derselben die größere Insel Ischia mit ihren Gebirgen. Nun erscheint ein großer Raum, wo man unabsehlich ins Meer hineinschaut, und sodann wendet man sich gegen Süden zu dem Felsen Capri, der sechs deutsche Meilen entfernt ist, und dicht an dem Cap Minervae zu liegen scheint. Dies Cap mit seiner Reihe von Gebirgen, unter denen der Monte Gauro am höchsten emporsteigt, begrenzt die ganze Aussicht gegen Süden. Gegen Norden ist eine große Baumebene, über welche man bis Caserta sieht, und gegen Osten erblickt man in einer geringen Entfernung den eigentlichen Kegel des Vesuvs.

Was die Natur nur Erhabenes aufzuweisen vermag, das hat sie hier verbreitet: Gebirge, Ebnen, Meer, Inseln, Felsen und eine ungeheure Königsstadt, die mit mehrern kleinen Orten, wie mit ihren Kindern, umgeben ist.

Nachdem wir eine Zeitlang unsern Geist an dieser herrlichen Aussicht geweidet hatten, ver-

langte auch der Körper einige Erquickung; und wir gingen in das Haus des Einsiedlers. Dieser Mönch, der mir von der Regel der Dominicaner zu seyn schien, nahm uns mit bereitwilliger Freundlichkeit auf, und gab sich alle Mühe uns zu dienen. Er deckte den Tisch und setzte uns Schinken und Brod, so wie den berühmten Wein Lacrymae Christi, oder wie man ihn hier schlechtweg Lacryma nennt, vor.

Von diesem Wein, von dem man in Deutschland einen unrichtigen Begriff zu haben scheint, muß ich hier einige Worte sagen, da wir uns gerade an dem passenden Orte befinden. Er wächst rings um den Vesuv, und zwar in dem Boden, der aus der verwitterten Lava und der Asche des Vesuvs, wie schon erwähnt ward, entstanden ist. Da nun der Fuß des Vesuvs vier deutsche Meilen im Umfange hat, und beinahe bis zur halben Höhe mit Rebenfeldern bedeckt ist, so wird eine große Menge von diesem Wein erzeugt; und er wird auch nicht gerade vor andern Weinen ausgezeichnet, sondern man verkauft und trinkt ihn häufig. Während meines ganzen Aufenthalts in Neapel habe ich fast keinen andern Wein, als Lacryma getrunken, und er wird nicht viel theurer, wie die andern Weine bezahlt.

Es giebt zweierlei Sorten Lacryma: asciutto und dolce. Jener ist herbe, dieser süß. Den herben zieht man weit vor, und er hat auch bei weiten mehr angenehmes und reines. Zu meiner Verwunderung aber habe ich bemerkt, daß man in Deutschland nur süßen Lacryma trinkt, und diesen für den wahren und besten hält. Ich weiß nicht, was es mit diesem deutschen Lacryma für eine Bewandniß hat, aber er unterscheidet sich gänzlich von dem italienischen, den ich am Fuße des Vesuvs getrunken habe. Nach meiner Meinung ist der deutsche mehr Essenz, und scheint aus trocknen Beeren gemacht zu seyn, der italienische hingegen ist ein milder ziemlich feuriger Tischwein, den man in beträchtlicher Quantität trinken kann. Da man indeß alle Weine sehr jung in Italien trinkt, so kann es seyn, daß er durch ein paarjähriges Alter schon eine große Veränderung erleidet.

Nachdem wir uns am Tische des Einsiedlers, wo aber unsere mitgebrachten Speisen das beste thun mußten, erquickt hatten, rüsteten wir uns, zu Fuß weiter zu wandern; denn auf Eseln hätten wir doch nur noch eine kleine Strecke, nämlich bis zum eigentlichen Kegel des Berges zurücklegen können.

Man geht von der Wohnung des Einsiedlers über einen schmalen Bergrücken von vulkanischen Schlacken bis zu diesem Kegel, bald etwas bergauf, bald etwas bergab. Am Kegel hört diese horizontale Richtung plötzlich auf, und man steigt bis zur Spitze des Berges äußerst steil empor. Hier trennte ich mich von meinen Gefährten, denn man hatte mir das Ersteigen dieses Kegels so fürchterlich, so unendlich anstrengend und der Gesundheit so nachtheilig, beschrieben, daß ich mir nicht getraute, es zu unternehmen. Ich ging also ruhig zum Einsiedler zurück, und stellte unterweges meine Betrachtungen über die wilde Gegend um mich her an. Ich entdeckte mehrere Lavaströme, die vor mehr oder weniger Jahrhunderten aus dem Berge geflossen waren, und die entweder irgendwo aufhörten, oder bis ins Meer sich ergossen hatten, wenn die Quelle reichlich genug gewesen war.

Zu meiner Rechten entdeckte ich mit Verwunderung in einer Vertiefung zwischen dem Vesuv und Somma ein kleines Gebäude, und wenn ich recht sah, Spuren von einem ehemaligen Weinrebenfelde umher. Aber ein kleiner Lavastrom war darauf zu geflossen, und hatte es verwüstet; nur das Häuschen war stehen geblieben.

Denn wie es scheint, lag es auf einer kleinen Anhöhe; die Lava hatte sich vor derselben getheilt, und war hinter ihr wieder zusammengeflossen, so daß die Wohnung eine Insel in dem furchtbaren Strom bildete.

Aus dieser kleinen Erscheinung kann man die Lehre ziehen, daß man sich ziemlich sicher am Vesuv anbauen kann, wofern man eine Anhöhe dazu wählt, besonders, wenn eine Vertiefung gegen die Seite des Berges vorhanden ist; denn dann ist man sicher, daß die Lava einen andern Weg nehmen und das Gebäude verschonen wird. Die Lava aber ist es, welche die meisten Verheerungen anrichtet, denn der Aschen- oder Stein-Regen hat bis jetzt noch wenig Unglück verursacht.

Ich sah meine Gefährten noch eine Zeitlang an der steilen Höhe des Kegels kleben, und verlor sie dann, da wir uns immer weiter von einander entfernten, aus den Augen. Sie stiegen empor, ich ging in horizontaler Richtung zurück, so daß wir uns beinahe unter einem rechten Winkel von einander trennten.

In dem Einsiedler fand ich einen ziemlich gutmüthigen, aber auch zugleich einen beschränkten und unwissenden Menschen. Er wußte wenig von den berühmten Ausbrüchen des Vesuvs, und schien

sich selber auf den unter Plinius nicht besinnen zu können. Zu lernen war hier eben so wenig, als bei dem Cicerone in Puzzuolo, und ich mußte dem Mönch Auskunft über Dinge geben, die ich von ihm, als Bewohner des Vesuvs, erwarten konnte. Indeß schenkte er mir ein vulcanisches Product ganz aus der Tiefe des Kraters, welches noch in dem italienischen Kabinet vorhanden ist. Dies ausgebrannte vielfarbige Mineral ist unstreitig tiefer aus dem Vesuv heraufgeholt, als die Franzosen, von deren Kühnheit man doch in den Zeitungen so viel Wesens machte, je darin hinabgestiegen sind. Denn die Weinbauern, die hier ihre Besitzungen haben, wagen in dieser Rücksicht das meiste.

Der Einsiedler hält sich ein Buch, in welches sich alle Reisende einschreiben, die den Vesuv ersteigen, und er präsentirte es auch mir. Da ich Muße hatte, so schrieb ich ihm folgende Litanei hinein:

Edler Deutscher! (denn mit dir nur kann ich reden, da die fremden Nationen so selten diese Sprache lernen, so selten ihren Werth kennen) suche so lange du in diesem Lande wandelst, dein Glück in der schönen Natur, in der Kunst, im

Alterthum. Was dies letzte begrub und wieder auferstehen läfst, täglich wieder auferstehen läfst, wird dir tausend Freuden geben, die Menschen werden es vielleicht nicht. Nur was unter der Erde lag, ist geblieben, wie es war, alles übrige, alles Lebende ist verwandelt, und die wahre Cultur hat sich aufgemacht, um weiter gegen Norden zu wandeln. Dort suche sie. Hier suche Clima, Früchte, Gemählde, Bildsäulen, paradiesische Aussichten. Roma und Parthenope leben nur in dem Todten noch, und in diesem lebe du, so lange du hier weilst.

Auf schweifstriefenden Lastthieren kamen fünf Deutsche den 9ten Decbr. 1802 hieher zu dem zuvorkommenden Eremiten, und eilten selber schweifstriefend zu der Spitze des feuerschwangern Berges, der jetzt ruhig da liegt, als hätte er nie Uebels gethan. Aber die Lavaströme, die an seinen Abhängen herabgeflossen sind, zeigen, welch ein feuerspeiender Drache er sey.

Am Vesuv, den 9ten Decbr. 1802. Carl Friedrich Benkowitz, Kammer-Secretair im Dienst Sr. Königl. Majestät von Preufsen Friedrich Wilhelms III.

Die Ansichten und Bemerkungen in den obigen Worten werden vielleicht mehrere, die das südliche Italien kennen lernen, motivirt finden; denn sie sind das Resultat von einer langen Beobachtung. Uebrigens wundere man sich nicht, warum ich den Monarchen, dem ich diene, so genau bezeichne. Dies ist hier nothwendig, wenn man au fait setzen will; denn die Italiener unterscheiden das zweite und dritte der Könige sehr schlecht. Ich habe häufig, und zwar auch von gebildeten Leuten, den großen Friedrich: Friedrich III. nennen hören, weil er der dritte König von Preußen war. Selbst in gedruckten Büchern, worin seine Thaten beschrieben werden, ist er als Friedrich III. aufgeführt. Wie mag man sich gewundert haben, als nachher wieder ein zweiter, Friedrich Wilhelm II., zur Regierung kam.

Nach ungefähr zwei Stunden kehrten meine Gefährten von ihrer mühvollen und angreifenden Wanderung zurück, und erzählten von dem, was sie sahen und empfanden.

Nachdem sie die halbe Höhe des Kegels erreicht, hatten sie angefangen, mich zu beneiden, daß ich zurückgeblieben war. Die Anstrengung des Hinaufsteigens war so heftig, daß sie beinahe verzweifelten, den Gipfel zu erlangen.

Nächst der großen Steilheit des Berges trägt der lockere Fußboden aus Asche und kleinen Steinen, auf denen man immer wieder zurückgleitet, sehr viel zur Erhöhung der Beschwerlichkeit bei; sie erlagen jedoch der ungeheuern Mühseligkeit nicht, sondern erreichten endlich nach Strömen vergossenen Schweißes den Gipfel des merkwürdigen Berges.

Hier wartete ein neuer Feind auf sie, denn ein scharfer Wind zog in dieser Höhe, und sie mußten eine heftige Erkältung befürchten. Es ist daher jedem zu rathen, der diese kühne Wanderung machen will, einen guten Mantel auf den Gipfel des Vesuv tragen zu lassen, in den er sich hier gleich einhüllen kann.

Das höchst beschwerliche Steigen und die Ermattung dabei, die in diesem Clima noch fühlbarer ist, kann dadurch etwas erleichtert werden, wenn man sich einen Gürtel um die Schultern schlingen, und sich durch Bewohner dieser Gegend, die sich dazu verstehen, hinaufziehen läßt. Dies kann auch schon durch ein bloßes Schnupftuch, welches man ihnen zureicht, geschehen.

Vor mehreren Jahren hatten die Cicerone am Vesuv an einer Seite des Kegels allmählich einen etwas bequemern Pfad gebildet, und es

waren treppenartige Absätze entstanden; aber der letzte große Ausbruch, der einen Theil von Torre del Greco zerstörte, vernichtete ihn wieder, und jetzt ist ihnen der Muth entsunken, einen neuen anzulegen. Man muß also die Reise auf den Vesuv unter den größten Anstrengungen und Beschwerlichkeiten machen. Läge dieser Berg in einem etwas besser policirten Staat, so würde man bald Anstalt machen, das Ersteigen desselben zu erleichtern.

Der Vesuv hat auf seinem Gipfel ungefähr eine italienische Meile oder eine deutsche Viertelmeile im Umkreise, und es beträgt also der äußerste Rand des Kraters eben so viel. Sobald man diesen Rand erstiegen hat, geht es inwendig wieder bergab über Asche, vulcanische Producte und Steine. Der eigentliche Krater also ist sehr rauh und unwegsam, und man steigt nur mit Mühe darin hinunter. In der Mitte desselben ist die Oeffnung oder die Tiefe, die noch kein Sterblicher gemessen hat; denn niemand wagt sich so nahe zu dem Rande derselben, da der Boden so unsicher ist. Doch kann man Steine in dies Thor zur Unterwelt hineinwerfen, und meine Gefährten, die es thaten, hörten sie von einem Absatz auf den andern in die Tiefe hinunter fallen. Es

wäre also auch möglich, ein Senkblei darin hinunter zu lassen und mich wundert, daß man es nicht längst gethan hat.

Wenn man auch keinen Rauch sieht, so steigt doch beständig ein warmer Schwefelgeruch aus diesem Höllenthor herauf, und schon um deswillen ist es gefährlich, sich ihm zu nähern.

Was die Aussicht auf dem Gipfel des Vesuvs betrifft, so trifft hier etwas zu, was bei vielen großen Bergen Statt findet: sie gewinnt nicht durch die größere Höhe, auf welcher man sich befindet, weil man dadurch sich etwas zu weit von den Gegenständen entfernt, und sie nicht mehr in ihrer schönen Klarheit sehen kann. Wer die Aussicht von der mittlern Höhe des Einsiedlers gehabt hat, der hat die Gegenstände, die durch den Blick zu genießen sind, in ihrer ganzen Herrlichkeit genossen.

Meine Gefährten schrieben sich nun noch in das Buch des Einsiedlers ein, und wir ritten dann ganz bedächtig den Berg wieder hinunter, kamen in der Dämmerung glücklich in Portici an, und wurden auch auf dem Wege nach Neapel nicht von Räubern angefallen, welches hier sonst wohl geschehen kann.

Wanderung über St. Elmo und den Vommero nach Puzzuolo.

Etwas sehr merkwürdiges in Neapel ist die Höhe St. Elmo. Auf diesen Gegenstand muß jeder Reisende mit und ohne Beobachtungsgeist aufmerksam werden, denn er springt ihm zu sehr in die Augen, und bietet sich aus vielen Standpuncten als dominirend an. Neapel ist gegen Norden und Westen mit einem großen Bergrücken umgeben, und die höchste Spitze davon gegen Norden heißt St. Elmo. Auf dieser Höhe, die ungefähr tausend acht hundert Fuß hoch von der Natur über die Meeresfläche erbaut ist, strebt noch etwas, das Menschenhände erbauten, hoch empor, nämlich das Fort St. Elmo, und unter demselben das berühmte Karthäuser-Kloster, welches die schöne Antlitzseite gegen Neapel wendet.

Wenn man Neapel als eine sitzende Jungfrau betrachten wollte, welches man wegen des Terrassenmäßigen in ihrer Anlage wohl könnte, so wäre St. Elmo das Haupt davon, und ein sehr schön geschmücktes Haupt. Das prachtvoll gebaute Kloster wäre das Diadem an der Stirn, das Fort aber die ungeheure Mauerkrone auf dem Haupte; und nie muß es in der Wirklichkeit eine

bessere Mauerkrone gegeben haben. Da St. Elmo dicht an Neapel liegt, und von oben auf diese ungeheure Stadt herabschaut; so erwacht bald die Lust in dem Reisenden, diesen Berg zu ersteigen, und ich habe mehrere Male die merkwürdige Höhe besucht, unter andern auch den 23sten Januar 1803.

An diesem Tage wanderte ich in Begleitung eines Freundes früh morgens aus, um über St. Elmo, den Bergrücken Vommero, einen Theil vom Pausilipp, und sodann bei dem See Agnano und der Solfatara vorbei nach Puzzuolo zu gehen. Gleich von meiner Wohnung aus, welche am Zickzack des Brancaccio lag, konnten wir aufwärts zu steigen anfangen, und dies hörte nun nicht wieder auf, bis wir die Höhe erreicht hatten.

Anfangs führte uns unser Weg durch enge Straßen, in denen man noch fahren konnte; aber bald verwandelte sich die Straße in eine Terrassenmäßige Treppe mit breiten Stufen. Diese ermüdet beim Ersteigen sehr, denn jede Stufe führt nicht allein bergan, sondern es ist sodann noch immer ein Absatz dazwischen. Hier können nur Esel fortkommen, und selbst diese unglücklichen Thiere ermatten mit ihren Lasten. Bloß arme Leute wohnen hier in schlechten Häusern, und ei-

nige Weiber, die vor der Thür in der Sonne saßen und spannen, sprachen uns um ein Almosen an.

Bald nachher befindet man sich zwischen Mauern, und es kommen einige elegante Gartenhäuser, die man um der schönen Aussicht willen anlegte. Denn es sind viele Gärten in Neapel, aus denen man eine Aussicht, wie von einem hohen Berge hat, und die man mit den hangenden Gärten der Semiramis vergleichen könnte. Der Besitzer aber, der nicht gut zu Fuß ist, muß sich durch einen Esel hinauftragen lassen.

Nach diesen Gärten kömmt man ins Freie, und zwar auf einen geschlängelten Fußsteig, der im Zickzack weiter zur Höhe hinaufführt. Von hier hat man schon eine sehr schöne Aussicht über den westlichen Theil der Stadt, nämlich die Vorstadt Chiaja, und ich sah auf das Dach meines Hauses, das schon beträchtlich hoch lag, tief hinunter. Man sieht nunmehr auch über den Pausilipp hinweg, und erblickt zuerst die Gebirgsinsel Ischia, sodann Procida, welches beides man aus keinem Standtpunct unten in Neapel sehen kann. Den östlichen und südöstlichen, als den bei weiten größten Theil der Stadt, bedeckt die Höhe St. Elmo, aber von dem Golf erblickt man den

größten Theil, und sieht die geflügelten Schiffe ihn in allen Richtungen durchschneiden.

Man hat nun schon weit über die Hälfte der Höhe erstiegen, aber ich muß aus der ersten Hälfte etwas nachholen. Etwa achthundert Fuß über der Meeresfläche kömmt man, beim Ersteigen des St. Elmo an dieser Seite, an einen Ort, wo eine kleine Straße horizontal an dem Berge hinläuft. Es wohnen hier nur geringe Leute; aber wenn in derselben Richtung die Straße an der halben Höhe des Bergrückens Vommero, und zwar nur auf einer Seite, fortgeführt würde, wenn man gute Gebäude hier anlegte, so müßte die schönste Straße in der Welt entstehen; denn in der ganzen Länge derselben würde man das herrlichste, was in der Natur ist, zu seinen Füßen erblicken: das Meer, Inseln, Berge und unter ihnen den Vesuv, Ebnen, eine große Küste und eine Königsstadt.

Im dritten Theile meiner Reise nach Neapel habe ich dieser Straße weitläuftiger erwähnt und glaube, daß sie ausführbar ist, daß man sie in London, in Paris und Berlin ausführen würde; aber in Neapel, wo man eher das Schöne verdirbt als erhöht, und besonders schöne Aussichten, ist an dergleichen nicht zu denken. Die

Schwierigkeiten bei der Unternehmung können nur ganz in der Nähe geprüft werden; aber sie scheinen überwindlich. Denn da schon der Anfang der Straße gemacht ist, warum kann man nicht fortfahren? Da der Abhang des Vommero schon hie und da mit Häusern bedeckt ist, warum kann man sie nicht in einer Richtung wie einen Kay erbauen?

Aber ich muß meine Einbildungskraft zähmen, denn sie könnte eine Straße in Neapel erbauen, während ich noch kein Haus in dieser Stadt besitze. Ich kehre also demüthig zu meiner Fußwanderung auf dem St. Elmo zurück.

Ehe man die letzte Höhe erreicht, läßt man rechts einen Weingarten liegen, ganz in der verwilderten Art, wie man sie in und bei Neapel so häufig sieht, und worin Unterfrüchte, Weinreben, krumme Feigenbäume u. s. w. wild unter einander stehen. Sodann tritt man durch eine Pforte, und befindet sich bald nachher auf einem ebenen Wege, wo man links die ungeheuern Mauern des Forts, rechts niedrige Gartenmauern hat. Jene ersten sind zum Theil von der Natur, zum Theil von Menschenhänden erbaut; denn auf hohen senkrechten Felsen erhebt sich eine dicke Mauer von Ziegelsteinen in dem gewöhnlichen Zickzack der Festun-

stungen, und bildet die große Krone, die man aus so vielen Gegenden in Neapel erblickt.

Das Kloster bleibt rechts ziemlich unbemerkt liegen, denn es macht seine Hauptfronte gegen den Abhang des Berges nach Neapel zu. Wenn man bei demselben und bei einem Wirthshause vorbeigegangen ist, so kömmt man an einen sehr interessanten und merkwürdigen Standpunct, von welchem man ganz von oben auf Neapel herabschaut. Es ist unbeschreiblich, welchen Eindruck es macht, auf diese kleine Welt, wie vom Olympus, herabzublicken. Dies Labyrinth von Straßen, die wie Felsritzen erscheinen, dieses Heer von Kuppeln und Thürmen, das darüber empor steigt, diese Massen von Pallästen und öffentlichen Gebäuden mit dem Meere, einer großen Baumebene und dem Vesuv im Hintergrunde, ist etwas Einziges in der Welt, und keine Stadt der ersten Größe ist vorhanden, auf welche man so herabschauen könnte. Man wird von dem, was man sieht, so überflügelt, daß der Eindruck ein lebhaftes Erstaunen in der Seele hervorbringt.

Neapel von oben angeschaut ist etwas ganz anders, als von unten, wenn man mit in diesem Ameisenhaufen herumkriecht. Man kennt es nicht wieder und muß lange studieren, ehe man

sich etwas orientirt. Wie ganz anders mag unsere Welt in jener Welt erscheinen, wenn schon ein kleiner verrückter Standpunkt hienieden alles so fremdartig macht.

Sehr wenige Straßen nur liegen so, daß man sie der Länge nach sehen kann. Zu diesen gehört besonders die Straße, welche auf Pizza Falcone hinaufführt, und sie zeichnet sich wie ein langer, schmaler, eingefaßter Weg aus; die meisten übrigen erscheinen, wie gesagt, als ein Labyrinth von Felsritzen.

Aber nicht allein für das Auge, sondern auch für das Ohr ist hier etwas wunderbares, und zwei Sinne haben hier eine ganz einzige Empfindung. Ein ewiger dumpfer Donner erschallt hier oben, ein Donner, der an keinem andern Ort in der Welt gehört wird. Das tausendfache Geräusch, das aus den unzähligen Straßen Neapels vom Fahren, vom Rufen, vom Hammern, von allem dem, was in die Ferne schallt, aufsteigt, schlägt hier mit einem Ton ans Ohr, der einzig ist, und den man nicht beschreiben kann. Er ist labyrintisch, wie der Anblick. Ein brausendes Meer, ein Sturm, der in einem meilenweiten Walde tobt, ein entfernter Donner, ein redendes Heer, alles dies könnte etwas von dem

seltsamen Geräusch andeuten, das hier ans Ohr schlägt. Es ist nicht sehr laut, aber es erfüllt die ganze Luft; man vernimmt nicht, wo dies Schallen herkömmt, man schließt es bloß. Das Meer von Stimmen und Tönen, das aus Neapel gen Himmel steigt, kömmt hier concentrirt vorbei, und erreicht zum letzten Mal das Ohr der Menschen.

Damit man sich aber an diesem merkwürdigen Orte nicht zu sehr freuen möge, so stehen hier einige alte Bäume, welche die Aussicht verhindern; denn dies ist ein Nationalzug der Neapolitaner, daß sie die Aussichten verderben. Dafür findet man da keine Bäume, wo man Schatten sucht.

Auf St. Elmo sind noch viele Merkwürdigkeiten und Kunstsachen, nämlich in dem Kloster und in der Kirche neben demselben. Vor der Revolution führten einige Mönche hier ein köstliches Leben und aßen besonders treffliche Fastenspeisen; jetzt sind sie aus dieser Höhe ins Thal hinabgestiegen, und das Kloster steht leer. Da indessen die Jesuiten-Klöster sich in Neapel so eilend wieder anfüllen, so denke ich, werden auch wohl bald wieder auf St. Elmo einige scheinheilige Mönche leben.

In einem Zimmer dieses Klosters sind viele schöne Gemählde, und unter andern ein Crucifix von Michael Angelo; in der Kirche aber findet man, nebst vielen schönen Originalgemählden, eine Geburt Christi von Guido Reni, die nicht ganz vollendet, aber wie von der Morgenröthe hingehaucht ist, und von dieser hat sie auch den Ton. Aus einem Zimmer des Klosters tritt man auf einen sehr berühmten Aerker; denn hier schwebt man über Neapel, und kein Prälat in der Welt hat wahrscheinlich eine bessere Aussicht gehabt, als der im Karthäuser-Kloster auf St. Elmo.

Wenn man Bekanntschaft mit dem wachhabenden Officier, oder sonst einen Erlaubnißschein hat, so kann man auch auf das Fort selbst hinaufsteigen, und oben auf den Mauern rings umher gehen. Daß hier eine himmlische Aussicht von mehrern Seiten sey, darf ich wohl nicht erst sagen; aber ich habe schon so viel von Aussichten gesprochen, daß ich sie con amore übergehe. Nur eins muß ich noch zum Beweise der neapolitanischen Rohheit in dieser Rücksicht anführen. Zu demjenigen Winkel des Forts, wo die beste Aussicht seyn würde, dem einzigen Ort, wo man die Stadt nach Südost und nach Westen zugleich übersehen könnte, kann man nicht hinkommen, denn er ist

verschlossen. Es ist wahr, daß hier zum Signal Fahnen und farbige Kugeln, je nachdem Schiffe in der Ferne erscheinen, ausgesteckt werden; aber die Reisenden, die hier der schönen Aussicht genießen wollen, essen weder Fahnen noch Ballons und würden die weißen und rothen, die grünen und gelben Signalements sehr gern in Ruhe lassen. Wie kann man doch so inhuman seyn, und den interessantesten Ort des Forts ohne Noth verschlossen halten?

In diesem Fort sind viele Staatsgefangene, und indem man die Tour um dasselbe in einer heitern freien Luft macht, geht man über dem Haupte vieler Unglücklichen, die in einem engen dämmernden Raum eingeschlossen sind. Besonders waren die Gefängnisse auf St. Elmo zur Zeit nach der Revolution angefüllt, als die königlichen Truppen unter dem Cardinal Ruffo wieder in Neapel einmarschirten, und ein furchtbares Gericht über die Anhänger der Republik gehalten wurde. Der Platz al mercato, wo Conradin enthauptet wurde, hat seit dieser Zeit noch mehr Prinzen enthaupten sehen.

Auch unten geht ein Weg auswärts um die Ringmauern des Forts herum, und wenn man ihn zurückgelegt hat, so kömmt man in die Straße,

welche über den Vommero gegen den Pausilipp führt. Auf diese Straße hatte ich mich gefreut, denn ich glaubte, auf diesem hohen Bergrücken, der so nahe an die merkwürdigsten Gegenstände vorbeiführt, immer an beiden einen reizenden Anblick zu genießen. Nichts weniger, wie dies! Wir befanden uns fortdauernd zwischen Gartenmauern auf einem engen Wege, und sahen so wenig von der schönen Natur umher, wie in dem tiefsten Thale. Dergleichen Bemerkungen, über die Humanität der Bewohner dieser Gegenden, hat man bei jeder Reise Gelegenheit zu machen.

Zu Zeiten sind die Gartenmauern durch ein Haus unterbrochen, und es ist beinahe als wenn man durch ein langes Dorf mit einer engen Straße wandert. An einer Stelle stehen mehrere Häuser bei einander, und diesen Ort nennt man Vommero. Man kömmt auch bei einigen prächtigen Landhäusern vorbei, z. B. Belvedere, Villa Patrizi u. s. w., aber diese machen Fronte gegen die andere Seite, und man sieht wenig von ihnen. Kurz, die Wanderung über den Vommero, die von unten so reizt, ist oben sehr langweilig und reizlos. Mit wie vielen Lebenspfaden, die in der Ferne sehr lockend aussehen, mag dies derselbe Fall seyn!

Man geht auf dieser Straße von Osten gegen Westen, bis der Bergrücken sich in einem Knie wendet und von Norden nach Süden führt. Von hier an heißt er der Pausilipp, der die berühmte Grotte enthält, und weiter nach Süden zu die Küste des Meeres bildet. Ehe man zu dem Pausilipp kömmt, führt ein Weg von dem Vommero hinunter, und wir stiegen hier gern die Höhe hinab, die so einsam und langweilig war.

Wenn man in das Thal hinabgestiegen ist, so ist man in Rücksicht auf Neapel ein Transmontanus, denn man befindet sich hinter den Bergen, die diese Stadt umgeben. Das nächste Merkwürdige, das hier liegt, ist der See Agnano mit seiner Hundsgrotte, und wir näherten uns demselben.

Er hat eine ähnliche Lage, wie der Averner See, und ist mit Bergen umgeben. Die Luft muß hier nicht heilsam seyn, denn mir wurde nicht wohl, als ich am Ufer des See's stand, und ich mußte mich entfernen. Doch bemerkte ich eine Menge Schwimmvögel auf dem Wasser, denen die schädlichen Ausdünstungen wohl nicht schädlich seyn müssen.

Die berühmte Hundsgrotte, die in der Nähe des See's liegt, ist nichts anders, als eine kleine

Höhle in dem Felsen, worin man etwa aufrecht stehen kann, und vor welcher eine Thür ist. Unmotivirt genug nennt man sie die Hundsgrotte, denn man kann sie mit eben dem Recht die Kazzen-, Affen-, ja selbst die Krähen- und Sperlings-Grotte nennen, denn alle diese Thiere sterben, wenn man sie darin auf die Erde legt. Ja selbst die Menschen würden betäubt werden und ersticken, wenn sie den Kopf bis zum Boden niederbeugen wollten. Denn die tödtende Kraft dieser Höhle besteht in nichts anderm, als in einem schweren mephitischen Dunst, der sich nicht weit über die Erde erhebt, aber, so weit er reicht, eine schnelle Wirkung äußert. Hunde, welche diese Grotte nicht kennen, scheuen sich nicht, mit ihrem Herrn hineinzugehen, und einige von ihnen richten sich an der Wand in die Höhe, wenn sie den Dunst merken, um den Kopf darüber hinaus zu heben.

Unstreitig ist die Erde in dieser Gegend mit mehr dergleichen mephitischen Ausdünstungen überflossen, und man würde diese bloß einzuschließen brauchen, um ihnen eine Kraft, wie in der Hundsgrotte zu geben.

Ganz in der Nähe des Lago d'Agnano sind die Campi phlegraei, so wie die bekannte Sol-

fatara, und wir richteten nun unsern Weg gegen die letzte. Wir kamen dabei über einen Theil der campi phlegraei, und entdeckten an mehreren Orten einen Dampf, der aus der Erde aufstieg. Die weißliche Erde und die Steine an solchen Orten sind so heiß, daß man sie mit bloßen Händen nicht angreifen kann, und unstreitig würde sich Feuer zeigen, wenn man tiefer graben wollte. Doch ist dieser Dampf auf keine Weise schädlich, sondern vielmehr für die Brust wohlthätig, und die Pferde kurirt man vom Rotze dadurch, daß man hier ein Loch in die Erde macht, und sie den aufsteigenden Dampf einathmen läßt. Von dieser Procedur bin ich selbst Augenzeuge gewesen. Wer also ein rotziges Pferd hat, der beliebe es zu den Campis phlegraeis bei Neapel zu senden, und er wird es gesund und wohlbehalten zurückkehren sehen, wenn es nicht etwa auf der weiten Hin- und Rückreise umkömmt.

Die Solfatara ist eine große Vertiefung in dem Gipfel eines Berges, und es ist fast nicht zu verkennen, daß es ein feuerspeiender Berg war. Der Boden scheint hohl zu seyn, und tönt dumpf unter dem Fußtritte der Wandernden; wenn man aber einen großen Stein niederwirft, so schallt es, als wenn man ihn auf eine große Trommel

geworfen hätte. Nach Westen zu scheint noch die größte unterirdische Kraft verborgen zu seyn; denn hier ist der Boden noch an mehreren Orten heiß, und in einer tiefen viereckigen Grube, die wie ein Zimmer in die Erde gegraben ist, spürt man eine solche Hitze, daß man es kaum zu ertragen vermag, und bald am ganzen Körper in Schweiß geräth. Auch dieser heiße Dampf hat nichts Unangenehmes oder Schädliches; im Gegentheil sollen venerische Kranke hier von ihren Uebeln genesen.

Nicht leicht würde man an irgend einem Orte ein besseres natürliches Schwitzbad anlegen können, als hier. Es brauchte nur ein Haus erbaut zu werden, in dessen Zimmer man die heißen Dämpfe leitete, und die podagrischen, gichtischen, rheumatischen und contracten Personen müßten durchaus hier die heilsamste Wirkung spüren. Da die Solfatara überhaupt ein angenehmer Ort ist, da nach Osten schon Bäume und Sträuche wachsen, und man mit leichter Mühe Spaziergänge anlegen könnte, so ist es zu verwundern, daß man diesem merkwürdigen, der Gesundheit der Menschen so wichtigen Ort nicht mehr Aufmerksamkeit gönnt.

In Absicht der ökonomischen Benutzung ist etwas mehr geschehen, denn an der westlichen

Seite ist ein kleines Haus gebaut, worin man Salpeter und Salmiak kocht. Dies geschieht auf eine wirklich sehr ökonomische Art; denn der Kessel, worin dies Material bereitet wird, bedarf keines Feuers, sondern eine unterirdische Hitze erhält ihn beständig im Kochen, und das Salz setzt sich auf der Oberfläche des Wassers, wo man es abschöpft. Welch eine wohlfeile Dampfmaschine könnte man hier anlegen!

Ich bin überzeugt, daß man noch mehr Stellen in dieser Gegend finden würde, wo ein Kessel ohne Feuer in beständigem Kochen erhalten werden könnte, und in England würde man große Projecte darauf bauen. Im Königreich Neapel ist man dagegen im Fache der Maschinerien und anderer Anlagen dieser Art so weit zurück, daß man sich nicht einfallen läßt, Nutzen von der seltsamen Beschaffenheit des Bodens zu ziehen.

Der Umfang der Solfatara oben auf dem Rande des Kraters mag beinahe eine deutsche Viertelmeile betragen, die Vertiefung des Kessels aber hundert Fuß.

Man könnte nach meiner Meinung hier und in den Campis phlegraeis Gebäude anlegen, worin Zimmer mit jedem Grade von Wärme befindlich wären: zum scharfen Dörren, zum Trock-

nen, zum Kochen, zum Erwärmen der Menschen im Winter u. s. w., und dies alles ohne Feuer. In einem kalten Klima würden dergleichen Anlagen von großer Bedeutung seyn.

Die Solfatara ist ganz in der Nähe von Puzzuolo. Ueberhaupt liegt dieser Ort in einer mit unterirdischen Kräften geschwängerten Gegend, und ist schon dadurch in großes Schrecken gesetzt worden. Als vor einigen Jahrhunderten der Monte nuovo, der auf der andern Seite liegt, aus der Ebene sich erhob, war solche Erdrevolution damit verbunden, daß die Einwohner von Puzzuolo sich flüchteten, und durchaus nicht wieder in ihre Stadt zurückkehren wollten, wie die Tauben, die von einem Marder verscheucht sind, sich nicht wieder in ihren Schlag hineintrauen, sondern in der Ferne ängstlich herumflattern.

Um den armen Geflüchteten wieder Muth zu machen, ließ der damalige Vice-König von Neapel, Namens Toledo, ein Landhaus am Monte nuovo erbauen, und bewohnte es selber, worauf denn die verscheuchten Puzzuolaner allmählich wieder in ihre Behausungen zurückkehrten.

Auf dem Marktplatz in Puzzuolo stehen einige antike Statuen, denen man die Nase abgeschlagen hat, und die dadurch ein so schändliches An-

sehen bekommen haben, daß man unartige Kinder damit bedroht. Ferner steht hier ein antikes Piedestal mit sehr beschädigten aber schönen Basreliefs. Es bildet in weiblichen Gestalten eine Menge Städte von Kleinasien ab, denen Tiberius nach einem Erdbeben wieder aufhalf, und die ihm hier ihren Dank bringen. Wahrscheinlich stand seine Statue auf diesem Piedestal. Denn die Fürsten brauchen oft nur Menschen zu seyn, um vergöttert zu werden, und Tiberius war es nicht einmal.

Da ich mit meinen Lesern schon einmal in Puzzuolo gewesen bin, und manches Merkwürdige dieses Orts erwähnt habe, so wollen wir ihn jetzt nach einem kurzen Aufenthalte wieder verlassen, und ich bemerke nur noch, daß ich mit meinem Gefährten am Abend dieses Tages am Ufer des Meeres wieder nach Hause fuhr; denn die Wanderung am Morgen war groß genug gewesen, um am Abend etwas Bequemlichkeit zu erlauben.

Wanderung über den Pausilipp.

Den Bergrücken Pausilipp hat man in Neapel beständig vor Augen, denn er begränzt die

ganze westliche Seite der Stadt, und liegt im Angesicht einer sehr besuchten Gegend derselben, nämlich der Vorstadt Khiaja, worin man spazieren fährt, und der Villa reale, worin man spazieren geht. Es ist kein Wunder, wenn man Lust bekömmt, diesen Berg, den man so oft in der Ferne sieht, auch in der Nähe kennen zu lernen, und eines Morgens machte ich mich mit dem turinesischen Officier, mit dem ich dem Feste der wachsenden Christushaare beigewohnt hatte, (Reise von Glogau nach Sorrento Th. III. S. 319) auf den Weg, um den ganzen Rücken des Berges entlang zu gehen.

Am Ende der Vorstadt Khiaja wendet man sich dicht am Fuße des Berges links, und befindet sich dann zwischen dem Berge und dem Meere. Hier sind zwei Wege. Der eine führt unten dicht am Ufer des Meeres weiter bis zu dem verfallenden Pallast der Königinn Johanna, der andere führt im Zickzack bis zur größten Höhe des Berges hinauf, und man kann ihn zur Noth in einem Wagen, wiewohl mit großer Anstrengung der Pferde, zurücklegen.

Unser Wanderungsziel ließ uns diesen letzten wählen, und er leitete uns bei dem Grabmahl Virgils, bei einigen Landhäusern, einer Kirche

und vielen Gärten vorbei. Ehe man die letzte Höhe erreicht, kömmt man in einen anmuthigen Weg, wo links hohe alternde Bäume stehen, die in Italien so selten sind. Sodann befindet man sich gleich vor dem Thore oder vielmehr vor dem Eingange der kleinen unbedeutenden Stadt Pausilippo, die nach dem Berge benannt ist; denn es läßt sich vermuthen, daß sie jünger ist, als der Name des Berges, der schon zu den Zeiten Cäsars im Umlauf war.

Wenn man eine Höhe von mehr als tausend Fuß erstiegen hat, so hat man alle Ansprüche, etwas weiter um sich zu sehen. Mit nichten! Die Aussichtenverderber, die Neapolitaner, haben es durch einige Gartenwände, einige Bäume, Hütten und andere Kleinigkeiten dahin gebracht, daß man so wenig sieht, als wenn man tausend Fuß hinunter gestiegen wäre. Man muß sich einen Ort suchen, wo man die Höhe, auf der man ist, erkennen kann, und dieser findet sich, wenn man eine Strecke rechts geht. Hier öffnen sich die Bäume und andere hindernde Gegenstände, und man hat plötzlich eine ergreifende Aussicht auf die jenseitigen Gefilde nach Puzzuolo, auf Berge, Ebnen, Meer, Inseln. Jetzt dient selbst die vorherige Eingeschlossenheit, den Ein-

druck zu vermehren, und so will ich sie nicht absolut verdammen.

Wenn man den Pausilipp entlang gehen will, so muß man sich links wenden, und durch die kleine Stadt Pausilippo gehen. Man bemerkt diese kaum, und befindet sich dann wieder auf einem eingeschlossenen Wege, wo uns zu Zeiten ein Mensch, zu Zeiten ein Esel, zu Zeiten auch ein Mensch und Esel zugleich begegneten. Wenn ich die Wahl habe, so will ich mir hier lieber von einem Esel begegnen lassen, denn er sieht wenigstens nicht so spitzbübisch aus, wie die Menschen, und erweckt keinen Gedanken an Beraubungen auf diesem einsamen Wege.

Die Aussicht nach der Gegend von Neapel zu, die auf diesem Bergrücken sehr schön seyn müßte, öffnet sich nie; dagegen kömmt oft ein kleiner Zwischenraum, wo man nach Puzzuolo sieht. An mehreren Orten entdeckt man große Spalten in dem Berge, die von Erdrevolutionen herzurühren scheinen. Bei den heftigen Krämpfen, welche das Eingeweide der Erde hier erleidet, ist ihre Oberfläche oft geborsten, und hat eine Vertiefung die ganze Höhe des Berges hinunter zurückgelassen, in welcher bei großem Regen das Wasser hinabströmt, und die wie ein

wirk-

wirkliches großes Gerinne, oder wie ein auf der scharfen Ecke liegendes ausgehöhltes Prisma, aussieht; nur muß man sich das Regelmäßige davon wegdenken. An den schrägen Seiten dieses Gerinnes wachsen Bäume bis zur größten Vertiefung hinunter.

Nach einer anderthalb stündigen Wanderung befanden wir uns beinahe an der Spitze des Pausilipp, und zwar nicht viel über die Fläche des Meeres erhaben; denn wir waren den ganzen Bergrücken allmählich bergab gegangen. Nach einigen labyrinthischen Gängen zwischen Gartenmauern und Gartenhäusern, kamen wir an das Ufer des Meeres nach Neapel zu, und begaben uns in ein kleines Wirthshaus, das hier liegt. Dicht zu unsern Füßen schlug das Meer spritzend an, und gegen uns über lag das prachtvolle Neapel, wie eine geschmückte Königinn da, der Vesuv, das Cap Minervae und die Insel Capri.

Da der Genuß des Auges, er sey so groß er wolle, auf den Magen keinen Einfluß hat, so mußten wir diesen Freund und Feind des Lebens zu bedenken suchen. Wir hatten einen Korb mit Speisen durch einen Soldaten herbringen lassen, weil man hier in den Wirthshäusern dieser Art nichts genießbares erwarten darf, und es ward in aller Eil bereitet. Als wir essen woll-

ten, fehlte es an etwas, worin es unmöglich in einem deutschen Wirthshause, es sey so klein es wolle, fehlen kann, an Löffeln: kurz, um gehörig zu essen, hätten wir nicht allein die Speisen, sondern auch die Löffel mitbringen müssen. Um diesen Mangel eines so unentbehrlichen Tischgeräths zu erklären, muß man wissen, daß man unsere deutschen Suppen in Italien fast gar nicht kennt, und daß die Stelle derselben ein Gericht vertritt, das Minestra heißt und aus dünner Fleischbrühe mit vielem Gemüse besteht, so daß man es zur Noth mit der Gabel essen kann.

An der Spitze des Pausilipp hat beständig ein Piket von neapolitanischen Truppen die Wache, welches wöchentlich abgelöst wird. Dergleichen entfernte Wachen, die eine Woche oder einen Monat dauern, und aus Neapel ihre Mannschaft ziehen, giebt es hier viele: auf der Insel Ischia, in Caserta, auf Cap Misene, in Bajä, auf Capo di monte, auf St. Elmo u. s. w.

Am Ende des Pausilipp hat auch der König einen Garten, auf dessen Anlage viel verwandt wird, und es scheint wirklich besser zu seyn, in diesen Gegenden Bohnen und Rüben und Erbsen zu pflanzen, als Kanonen, da jene den Hunger abhalten können, diese aber warlich

nicht bewiesen haben, daß sie den Feind abzuhalten im Stande sind.

Als wir abgegessen hatten, foderte uns ein Soldat, der hier mit auf der Wache war, auf, einige Höhlen am Ufer des Meeres zu besehen, die durch einen Zufall eine gewisse politische und physicalische Merkwürdigkeit erhalten haben. Da diese Höhlen schon im italienischen Kabinet beschrieben worden sind, so will ich sie hier nur kurz berühren.

Ungefähr in der Mitte des Pausilipp, von der Grotte des Durchganges an gerechnet, bis zur Spitze desselben, sind unten am Meere drei große Höhlen, hoch und weit wie Kirchen mit drei gewölbten Eingängen, und vor ihnen ist ein schöner grüner Platz, der von drei Seiten eingeschlossen, sich bloß gegen das Meer öffnet. Die Bestimmung dieser Höhlen, die durch Steinbrüche entstanden sind, war, zum Erbauen der Schiffe zu dienen, aber sie haben vor einigen Jahren eine Scene gesehen, die das Gegentheil bewirkte, und eine seltsame veränderte Gestalt angenommen.

Im Revolutionskriege nämlich wurden in diesen Höhlen die Transportschiffe verbrannt, die man den Franzosen auf keine andere Art entreißen zu können glaubte, und es entstand dadurch

eine solche Hitze darin, daß der Tuffstein zu schmelzen begann, und die Höhlen sich inwendig überall verglaseten. Sie sehen also jetzt schwarz und glänzend aus, da sie ehemals grau waren, und an vielen Orten sind die Tropfen im Herabfallen geronnen, und hangen als Thränen oder als Eiszapfen in mancherlei Gestalt da.

Diese Höhlen haben nach meiner Meinung etwas anziehendes. Die Jahreszeiten scheinen in ihnen ihre Kraft zu verlieren, und eine temperirte reine Luft herrscht darin. Man befindet sich dabei in einer dämmernden Erhellung, die man vermindern oder vermehren kann, je nachdem man tiefer hinein oder mehr nach dem Eingange geht. Die Verglasung hat ihre Wände lackirt und alle schädliche Feuchtigkeit hinweggenommen. Dabei ist man auf dem grünen Platz vor ihnen im Angesicht der Königsstadt und aller der erhabenen Gegenstände, die den Golf umgeben.

Es ist zu verwundern, daß nicht längst ein Einsiedler sich in diesen großen Zellen ansiedelte. Das Ungefähr hat hier sehr schön für ihn gebaut. Indessen ward jetzt ein Schiff in diesen Höhlen verfertigt, und lag hier auf dem Stapel. Sie sind also zum Schiffbau bestimmt, und ein Einsiedler würde hier mit Geräusch von Sägen und

Beilen umgeben seyn. Er könnte selber Hand anlegen, und wäre dann doch zu etwas nütze.

Nachdem wir diese merkwürdige Höhlen besehen und uns Proben von der Verglasung des Tuffsteins mitgenommen hatten, kehrten wir über den Bergrücken nach Neapel zurück, ohne daß uns etwas besonderes zustieß. Unterweges wollte mich mein Begleiter zur katholischen Religion, zum Wunderglauben und zur Anbetung der Heiligen bekehren, welches ihm aber, trotz aller seiner Bemühungen, nicht gelang, und ich kam als ein evangelischer Christ wieder nach Hause.

Reminiscenzen
von
meiner Rückreise nach Deutschland.

Das schnell veränderte Clima.

Nachdem ich mich beinahe sechzehn Monate in Neapel verweilt, und der Erfahrungen mancherlei in dieser merkwürdigen Stadt gemacht hatte, reiste ich den 24sten März 1803, in Begleitung des größten Theils meiner gesammelten Alterthümer, und eines kleinen afrikanischen Af-

sen wieder ab, um in mein Vaterland zurückzukehren. Ich ging mit einem Vetturino, und meine Reisegefährten waren: ein polnischer Graf, ein Mahler aus der Schweitz, ein Kaufmann und ein junger neapolitanischer Künstler.

Eine Meile von Neapel entdeckte ich etwas, das mir sehr auffiel. Die kleinen Lachen am Wege waren zugefroren. Dies ist den 24sten März so tief im Süden schon an sich etwas merkwürdiges, und mir war es doppelt merkwürdig. Ich hatte eben diesen Morgen in Neapel ganz frühzeitig eine halbe Stunde vor einem Caffeehause gesessen, und nicht die mindeste Kälte empfunden; es mochte hier eine Temperatur von zehn bis zwölf Grad Reaumür seyn, und an Eis war gar nicht zu denken.

Woher diese schnelle Veränderung im Clima? Wir waren nicht bergan gefahren, und befanden uns auch nicht zwischen Gebirgen; denn der ganze Weg von Neapel bis Rom ist eben. Die Erscheinung läßt sich nach meiner Meinung nicht anders erklären, als durch die Seeluft. Diese hat einen sehr merklichen und wohlthätigen Einfluß auf Neapel. Im Winter mindert sie die Kälte, im Sommer die Hitze. Wenn im Winter ja einmal Schnee in diesen Gegenden gefallen ist, so verliert er sich zuerst am Meere;

im Sommer aber kömmt gewöhnlich alle Mittag eine kühle Luft von der Meerseite, welche man die Marette nennt.

Diese Beobachtungen sind richtig, und auch motivirt. Das mittelländische Meer erstreckt sich bis Aegypten, bis in Gegenden, wo es auch im Winter warm bleibt. Die höhere Temperatur, die hier das Meer annehmen muß, theilt sich durch Bewegung verhältnißmäßig dem nördlicher gelegenen Wasser mit, und dies haucht sie wieder in die umliegenden Gegenden aus. Das mittelländische Meer ist ein großer Kessel, der mit der einen Seite am Feuer steht, und auf der andern die Wärme mittheilt.

Im Sommer aber, wenn sich die ganze Oberfläche der Erde erwärmt und die Hitze zurückgiebt, bleibt das Meer, das die Sonnenstrahlen nicht ganz durchdringen können, und wovon die kühlen Fluthen der Tiefe sich immer mit der Oberfläche wieder vermischen, in einer tiefern Temperatur, und theilt sie der Luft mit.

Dieser Einfluß der Seeluft ist vorzüglich in Neapel merklich, weil es zwischen Berge und dem Meer eng eingeschlossen ist. Jenseits dieser Berge also hatte es gegen Ende des Märzes gefroren, während in Neapel in derselben Fläche

über dem Meere das Thermometer zehn Grad höher stand.

Dies ist ein Beweis, wie viel Nebendinge, nächst der südlichen Lage eines Orts, Einfluß auf sein Clima haben können, und wie die verschiedensten Temperaturen oft dicht neben einander sind. Auf diesen Umstand sind wir bei weiten nicht aufmerksam genug, da wir es doch jetzt vorzüglich seyn sollten. Seit vielen Jahren scheint unsere Atmosphäre eine bedeutende Veränderung erlitten zu haben. Beinahe um zwei Monat scheinen wir jährlich des guten Wetters weniger zu genießen, der Winter scheint länger zu seyn, das Wehen der Winde häufiger, und die beiden Extreme in der Witterung wechseln schnell und oft mit einander. Die Ursachen dieser ungünstigen Veränderung sind bis jetzt noch nicht erforscht, obwohl unsere ersten Astronomen darüber nachdachten; aber sollten wir nicht entgegen wirken können? Die Erfahrung lehrt, daß ausgerottete Wälder, ausgetrocknete Sümpfe, abgelassene Seen eine große Veränderung in der Atmosphäre hervorbringen können. Ist nichts ähnliches möglich? Nach meiner Meinung würden lange Reihen Wälder gegen die Nordsee zu, die von Osten nach Westen liefen, und in gewissen Distancen von

einander angelegt wären, einen sehr heilsamen Einfluß auf die Milde unsers Himmelsstrichs haben, weil sich die kalten Winde daran brechen würden.

Wäre das ganze Ufer der Ostsee ein Wald, so würden wir unstreitig dadurch sehr gewinnen; denn so wie das mittelländische Meer bei Neapel die Gegend erwärmt, weil es mit den heißen Meeren zusammenhangt, so verdirbt uns das baltische Meer das Clima, weil es mit dem Eismeer zusammenhangt.

Ein kleines Abentheuer.

Gleich den ersten Tag unserer Reise erlebten wir einen Zufall, der von der schlechten Landes-Polizei in diesen Gegenden einen Beweis giebt. Es war gegen Abend, aber noch vor Sonnenuntergang, also ganz hell, als plötzlich einige Kabriolets uns einholten, im Galopp bei uns vorbeisprengten, und uns zuriefen: caminate, caminate, ci stanno de mariole! (eilt vorwärts, eilt, es sind Räuber da!)

Wir waren noch nicht lange bei einem Hause vorbeigefahren, wo mehrere Menschen standen, die uns noch mußten sehen können; wir befanden uns auf der großen Heerstraße nach Rom, und fuh-

ren überdies mit zwei großen Wagen, bei denen sich wenigstens zehn Menschen befanden. Dieser Zuruf schien uns also sehr befremdend, und wir achteten nicht mit dem Eindrucke von Furcht darauf, den er sonst wohl hätte hervorbringen können. Aber es dauerte nicht lange, so kam ein neues Cabriolet bei uns vorbeigesprengt, und rief uns dasselbe zu, indem es mit der größten Geschwindigkeit, wie auf einer Flucht, forteilte, und uns bald weit hinter sich ließ.

Nun wurden wir aufmerksam, denn bei dieser wiederholten Warnung mußte etwas zum Grunde liegen. Wir riefen den Vetturini's zu, ebenfalls zu eilen, und suchten uns in Vertheidigungsstand zu setzen. Ich hatte mich von ungefähr aus der Kutsche auf einen Sitz vor derselben gesetzt, um die Gegend freier beobachten zu können, und war also der Gefahr am meisten exponirt. Ich hatte zwei geladene Pistolen, einen türkischen Säbel und einen Dolch bei mir, und ließ mir sogleich die Pistolen zureichen; aber als ich sie untersuchte und spannen wollte, sah ich daß das Pulver von der Pfanne gefallen war. Bis jetzt war ich ziemlich ruhig gewesen, aber in diesem Augenblick überfiel mich ein lebhaftes Schrecken, und ich empfand sehr deutlich, daß

die Tapferkeit in der genauesten Verbindung mit der Bewaffnung steht. Ich war vorher entschlossen, mich auf das heftigste zu vertheidigen, denn ich hatte Sachen bei mir, die mir sehr theuer waren, und ich hätte mein Leben daran gesetzt, sie zu retten. Jetzt war mein ganzer Muth dahin, denn ich hatte nichts als ein Spazierstöckchen in der Hand; der Säbel war unter das Reisegeräth gekommen, denn niemand hatte heute eine solche Begebenheit erwartet, und mit einem Dolche ließ sich in meiner Lage nicht viel anfangen.

Ich muß gestehen, daß ich mich in einer höchst unangenehmen Gemüthsstimmung befand, und daß ich ihre Fortdauer nicht lange gewünscht hätte. Wenn ich über eine Armee von zweimal hundert tausend Mann gesetzt wäre, so würde ich zuerst für eine vollkommne Bewaffnung derselben sorgen, und ich bin gewiß, daß sie, im Vertrauen darauf, mir den Sieg erkämpfen würde. Man hat einigen Corps den Säbel als unnütz abgenommen; aber ich glaube, daß man ihnen auch einen Theil ihres Muthes mit abgenommen hat, und man darf sie nicht nahe mit dem Feinde zusammenbringen. Man muß zu dem Soldaten sagen können: wenn du diese Waffe nicht mehr

gebrauchen kannst, so nimmst du die andere, und gehts damit nicht mehr, so nimmst du die dritte; dann hat er seine Bundesgenossen bei sich, und glaubt sich unüberwindlich.

Da ich aber weder Soldat bin, noch eine Armee von zweimal hundert tausend Mann commandire, so muß ich demüthig zu meinem Sitz vorn auf der Kutsche zurückkehren. Wir armen Reisenden hatten nicht einen Tambour zu unserm Befehl, und die Bedienten haben selten Muth; sie lassen ihren Herren auch in der Gefahr den Vorrang. Hätten wir aber einen Tambour gehabt, ich hätte mich anheischig gemacht, durch ihn die Räuber augenblicklich in die Flucht trommeln zu lassen. Denn dies unerwartete Geräusch, das eine Compagnie Soldaten in der Nähe vorspiegelt, würde selbst einen Schinderhannes, einen Cartouche und einen Nicol List außer Fassung bringen; und ich bin überzeugt, daß man eine ganze Menge Räuber aus einer Gegend, wie die Maulwürfe aus einem Garten, hinwegtrommeln könnte. Man sollte sich wirklich in unsichern Gegenden nicht von Soldaten, sondern von Tambours begleiten lassen.

Bei uns war der Tambour nicht erforderlich, denn es schien ein blinder Lärm gewesen zu

seyn, und bis jetzt weiß ich nicht, ob wirklich Räuber vorhanden waren, oder ob die Helden in den Kabriolets von einem panischen Schreck durch irgend eine Täuschung überfallen waren. Genug, wir bekamen keine Räuber zu sehen, und es waren weder die Pistolen, noch der türkische Säbel, noch eine Trommel nothwendig.

Fragt jemand, ob denn unter diesen Umständen, auf einer befahrenen Heerstraße, am hellen Tage und nicht weit von einem Hause, worin Menschen wohnten, eine Beraubung wirklich hätte geschehen können, so muß die Antwort, trotz des Unwahrscheinlichen, bejahend ausfallen; denn die Erfahrung hat gerade in diesem Zeitpuncte die Möglichkeit der Sache bestätigt.

Gleich nach uns machte ein anderer Deutscher diese Reise, der nur von einem Vetturin begleitet war, und allein im Wagen saß. Unterweges erschienen zwei Kerl bei seinem Wagen, wovon der eine mit einer Flinte auf ihn anlegte, und der andere dem Vetturin zu halten befahl. Dieser hielt geduldig still, denn ein Italiener ist bald in Schrecken gesetzt, und der Reisende sah nun den Flintenlauf in gerader Richtung gegen sich über. In dieser Lage war nicht viel Gegenwehr zu leisten, und der Reisende suchte ein Mit-

tel, den Zeigefinger an der rechten Hand des Räubers von dem kleinen Druck abzuhalten. Er suchte seinen Geldbeutel hervor, und warf ihn aus dem Wagen. Man verlangte mehr; die Koffer mußten aufgeschlossen werden, und die Räuber nahmen heraus, was ihnen gefiel. Hierauf befahlen sie dem Vetturin weiter zu fahren, und entfernten sich mit ihrer Beute in ein Gebüsch.

Kamen denn keine andere Reisende dazu, während diese Beraubung vorging? — Allerdings! — Und eilten diese dem Angegriffenen nicht zu Hülfe? — Nichts weniger! Sie warfen sich auf die Erde, um nicht getroffen zu werden, wenn etwa Schüsse fallen sollten, und ließen die Räuber mit ihrer Beute ruhig abziehen.

Ich habe diese Geschichte aus dem eigenen Munde des Reisenden, der sie in Rom bei dem preußischen Gesandten, Freiherrn von Humboldt, erzählte, und sie kann einen Beweis von dem Benehmen der Italiener bei den Gefahren anderer liefern. Ich bin überzeugt, daß, wenn man in Neapel mitten in einer Straße von Spitzbuben überfallen wäre, und laut um Hülfe schrie, niemand herbeieilen würde, den Ueberfallenen zu retten; im Gegentheil würden alle in der Nähe Wohnende Thür und Fenster sorgfältig zumachen,

um selber in Sicherheit zu bleiben, und den Schreienden ruhig seinem Schicksal überlassen.

So weit ist man in Cultur, Polizei und Humanität in Neapel fortgerückt. Könnte man nicht jährlich hundert der gescheitesten Neapolitaner auf Reisen schicken, gleichsam auf Wanderjahre, um zu sehen, wie es in andern Ländern hergeht, und sodann in dem ihrigen etwas davon allmählich einführen lassen?

Ob bei dem kleinen Schreck, den man uns heute machte, die Räuber sich zurückgezogen hatten, weil ihnen die beiden Wagen und die vielen Menschen dabei gefährlich schienen, bleibt dahin gestellt.

Ersteigen der Kuppel auf der St. Peterskirche bis in den Knopf.

Auf meiner Hinreise nach Neapel habe ich meine Leser wie an einem langen Faden, und gleichsam Schritt vor Schritt, geführt; auf meiner Rückreise sehe ich mich genöthigt, Sprünge zu machen, weil uns vieles nun schon bekannt ist. Wir werden also jetzt so mit einander reisen, als wenn wir das Beneficium der Siebenmeilen-

Stiefeln genössen, und ich nehme mir die Freiheit, zuerst mit ihnen einen Sprung in den Knopf der St. Peterskuppel zu machen. Es wird ihnen der Kopf etwas dabei schwindeln, aber ich gebe jedem die Versicherung, daß keiner einen Arm oder ein Bein dabei brechen soll.

Es war den 29sten März 1803, als ich mit zwei andern Freunden einen Besuch machte, den man so gern zu machen pflegt: den Besuch in der Peterskirche. Die Gemählde waren verhangen, weil Ostern sich nahte, und bis zum 10ten April konnte man die Schönheiten derselben nicht bewundern. Die Beichtstühle aber waren offen, und hier muß ich bemerken, daß in der Peterskirche eine Menge Beichtstühle an der linken Seite derselben ist, und daß man hier seine Sünden in einer Menge von Sprachen bekennen kann. Hier ist ein Beichtstuhl für die lingua illyrica, hispanica, gallica, graeca, polonica, nur nicht für die deutsche Sprache. Dagegen hat ein Beichtstuhl, welches mir sehr merkwürdig distinguirend schien, die Inschrift: Pro Germania superiore; und nicht: Pro Germania. Wenn wir armen Ketzer in Germania inferiore also unsere Sünden in der Peterskirche bekennen wollten, so fänden wir nicht, wo wir unsere Stirn zur Andacht hin-

hinneigten. Ich denke, wir werden nicht untröstlich darüber seyn, und, wenn wir etwas zu bekennen haben, es lieber dem dort oben bekennen, der Herzen und Nieren prüft, als einem stumpfsinnigen Pfaffen, dem wir unsere kleinen Geheimnisse vorstellen können, wie wir wollen.

Daß kein Beichtstuhl für die lingua germanica, sondern bloß pro Germania superiore da ist, scheint übrigens kein Beweis für die Toleranz der Päbste zu seyn, und ist auch nicht nach der Lehre Christi; denn dieser sagt: kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seyd u. s. w. und nicht: kommt her zu mir, ihr Rechtgläubigen aus Ober-Deutschland.

Wenn Christus in die Peterskirche käme, so würde die Scene Matthäi 21. V. 12. wiederholt werden. Taubenhändler und Geldwechsler könnte er nicht hinaustreiben, aber das Ottergezücht, die Heuchler, die ihre Andacht darin setzen, den Fußboden zu küssen, und die der Statue des Apostels Petrus, (der übrigens nichts als ein antiker römischer Senator, also ein Heide ist,) den Fuß schon abgeküßt haben; die vor den Heiligen niederknien, von denen Christus unmöglich kann etwas wissen wollen; die sich alle vierzehn Tage Ablaß für ihre Sünden geben lassen, diese Heuch-

ler würde Christus ohne Barmherzigkeit hinaustreiben, und mit zwiefachen Geißeln die Pfaffen, welche die Menschen zu solchen Armseligkeiten anleiten, und sie dadurch so nichtswürdig machen, als sie in Rom sind.

Die Peterskirche ist jetzt bei weiten unreiner und unheiliger, als je der Tempel zu Jerusalem war; denn die Juden hatten nicht den zehnten Theil von solchem crassen Aberglauben, als die päbstliche Religion eingeführt hat. Wie vielen Sauerteig würde Christus auszufegen haben, wie viel geistliche Soldaten von hohem und niederm Stande würde er aus seiner Leibgarde fortjagen müssen, wenn er erschiene!

Sollte er noch einmal die Bergpredigt halten, nicht auf einem Berge bei Jerusalem, sondern auf Monte Cavallo in Rom; sollte er hier den stolzen quirinalischen Pallast erblicken, und die vielen abscheulichen Menschen, die unter dem Namen Christen in Rom wohnen, wahrnehmen: ob er nicht eine dreifache Geißel flechten, und seinen Nachfolger, den Bewohner des prachtvollen Pallastes, der eine ganze Straße einnimmt und gewiß mehr gekostet hat, als ganz Bethlehem, zornig hinausjagen, und das Fischernetz wieder zu ergreifen befehlen würde, da er sich zu einem Men-

schenfischer so wenig gepaßt, und die arme Gemeinde so schrecklich hat ausarten lassen?

Ich denke, ich habe mich nun mit den Wiener Censoren abgefunden, und sie wissen nun, was sie zu thun haben, ohne weiter durch irgend einen Zweifel in Verlegenheit zu gerathen. Wie leicht ist das Wort damnatur hingeschrieben! Ich nehme mir bloß die Freiheit, ihnen noch einige Vorschläge zu machen, die vielleicht in ihren obscurirenden Kram passen. Könnten sie nicht zu den mannichfachen Stufen in ihren Bücherverboten, als da sind: admittitur, licet erga schedam, prohibitur, damnatur, und wie sie alle heißen mögen, noch eine letzte Stufe unter der Rubrik: crematur, hinzufügen? Könnten sie nicht jährlich ein oder zweimal ein kleines Auto da fe mit Büchern veranstalten, und etwa zwischen Wien und der Vorstadt, die Wieden, einen heiligen Scheiterhaufen auflodern lassen, versteht sich, alles ad majorem dei gloriam? Oder noch besser: könnten sie nicht in diesem günstigen Zeitpuncte, wo der unschuldige und menschenbeglückende Jesuiterorden wieder eingeführt wird, sich dessen bedienen, um das heilige Inquisitions-Gericht von neuen zu begründen, und ein wirkliches Auto da fe zur Freude aller rechtgläubigen Seelen zu

veranstalten? Könnten sie es nicht dahin bringen, statt der Bücher, die Verfasser derselben zu verbrennen?

Ich bitte, dies in Ueberlegung zu nehmen, da der Zeitpunct dazu so günstig ist. Joseph II. ist längst vermodert, und gegen Morgen, wissen sie, herrscht ein sehr mächtiger und sehr frommer Sohn der Kirche, der ihnen zwar übrigens ein Pfahl im Fleisch, ein Dorn im Auge, eine Geißel des Herrn gewesen ist, und ihnen mit funfzig tausend Mann das Fegefeuer hienieden schon bereitet hat, der aber in diesem Punct ihnen wahrscheinlich hülfreiche Hand leisten wird.

Also immer frisch: Licht weg! Licht weg! geschrien; und wenn jemand eins anzünden will, gleich alte Lumpen und Meßgewänder darüber geworfen, daß es wieder erstickt wird. Nur mögen sie sich in Acht nehmen, daß nicht gerade durch dies Bewerfen die Sache schlimmer wird, daß nicht einmal ein Licht zündet, den ganzen Plunder in Flammen setzt, und ihnen die Haare vom Kopfe sengt.

Wohin bin ich gerathen? Ich wollte mit meinen Lesern in den Knopf der Peterskuppel springen, und bin mit ihnen in den Pfuhl ei-

ner tiefausgearteten Religion herumgewatet. Wir wollen uns geschwind aus demselben erheben.

Inwendig an der linken Seite der Peterskirche ist eine Thür, durch welche man zu der Treppe kömmt, die auf das Dach derselben führt. Diese Treppe, die aus hundert und ein und vierzig Stufen besteht, ist sehr bequem, und man liest an den Seiten derselben, daß Könige, Königinnen, Fürsten, Päbste u. s. w. sie erstiegen. Die Namen derselben sind theils in marmornen Tafeln, theils in Stein verewigt, und ihrer ist eine bedeutende Menge; denn nicht leicht wird jemand nach Rom kommen, ohne die Peterskirche zu ersteigen. Wer nicht zu den erhabensten Personen gehört, der muß sich selber anschreiben, wenn sein Name hier stehen soll.

Bald tritt man auf das Dach der Kirche, und sieht etwas Erhabeners, als die Namen von erhabenen Personen, man erblickt die äußerst prächtige Kuppel, dies bewundernswürdige Werk, in der Nähe, und um sie her zehn kleinere Kuppeln, wie die Kinder der Niobe um die schöne Mutter stehen.

Das Dach der Kirche, das zum Theil flach, zum Theil ein wenig gewölbt ist, und auf welchem man bequem umhergehen kann, besteht aus

Ziegelsteinen, aus Quadern oder Kupfer. Man ist hier wie auf festem Grund und Boden, und ahnet den Abgrund, ahnet die Schönheiten nicht, die sich unter den Füßen befinden. Statt deren sieht man die Schönheiten der Natur, und schaut an der einen Seite auf eine reizende ländliche Gegend hinab, auf der andern sieht man Rom zu seinen Füßen. Man ist wie in einer hochliegenden Felsenstadt, aus welcher dicht bei einander Kuppeln und Gebäude hervorragen, und schaut auf eine größere Stadt mit größern Kuppeln hinunter. Dies ist nicht aus der Einbildungskraft hergenommen, sondern es hat einen nahen Grund; es wohnen mehrere Menschen auf dem Dache der Peterskirche z. B. der Custode der Kuppel, einige Arbeiter u. s. w.

Ueber der Balustrade an der Vorderseite der Kirche stehen mehrere colossale Statuen, aber äußerst kurz nach Verhältniß, wahrscheinlich wegen eines beabsichtigten Effects von unten. An jeder Seite über den beiden Zifferblättern ist die päbstliche Krone zwischen den beiden kreuzweisgelegten Schlüsseln, und zwar in einer Größe, wie sie schwerlich in der Welt noch zu finden ist. Man könnte sie mit dem Heidelberger Faß vergleichen. Die Schlüssel aber sind so groß, daß füglich

zwei Mann durch den Ring derselben kriechen können.

Man wendet sich bald von den übrigen Merkwürdigkeiten hinweg, um zu der größten, zu der Kuppel, zu eilen. Diese Riesinn erhebt sich über das Dach der Peterskirche noch zwei hundert fünf und achtzig Fuß, und erscheint hier in ihrer ganzen Pracht. Auf acht und zwanzig Stufen steigt man an derselben zu einem Säulengange hinauf, der rings um sie her läuft, und worin man sie ganz umwandern kann. Man denke, was man auf dieser Höhe, auf diesem Standpuncte bei dem Umwandern erblickt; der Vatican, Rom mit seinen Kuppeln und Hügeln, die Tiber, die schöne Gegend liegt verbreitet da. Man sieht bis zu den Felsen bei Terracina, bis zu der Insel der Circe.

Indem ich jetzt diese erhabenen Gegenstände in einer so weiten Entfernung beschreibe, und die gesammelten Bemerkungen ordne, erwacht ein lebhaftes Verlangen nach einer neuen Umwanderung der Kuppel an einem schönen Tage in mir, und ich denke mir diesen Genuß höchst reizend. Wenn man wirklich da ist, so ist man, wenigstens anfangs, so zerstreut, man wird von den vielen neuen Gegenständen so überflügelt, daß man

sich dem Genuß nicht ganz hingeben kann, und nicht Ruhe genug zum Empfinden hat.

Die Säulen, welche hier unter dem Gewölbe der Kuppel herumlaufen, stehen Paarweise näher an einander, und geben dadurch dem Ganzen ein geschmückteres Ansehen.

Von dieser äußern Gallerie um die Kuppel geht man zu einem andern Orte, der nach meiner Meinung den tiefsten Eindruck macht, den man jetzt von irgend einem Menschenwerke haben kann: zu der innern Gallerie der Kuppel. Durch eine Thür tritt man auf diesen merkwürdigen Gang, der inwendig mit einer Balustrade an der Seite rings um die Kuppel führt, und wo das Bewundernswürdige dieses Baues am deutlichsten vor der Seele erscheint. Nirgends, nirgends kann man etwas ähnliches erblicken.

Unter sich sieht man einen Abgrund, und über sich einen. Man befindet sich in der Mitte des größten Baues, den die Welt jetzt hat, und dies ist der Standtpunct, wo man seine Größe, seine Erhabenheit am meisten wahrnimmt, wie man die Breite eines Flusses ganz erkennt, wenn der Nachen in der Mitte desselben dahin gleitet.

In dem Abgrunde unten sieht man den hohen freistehenden Altar mit den bronzenen Säu-

len, der die Höhe eines bedeutenden Pallastes, nämlich vier und achtzig Fuß Höhe hat, hier aber wie ein Zwerg unter unsern Füßen verschwindet. In dem Abgrunde oben an dem letzten Gewölbe über der Laterne ist Gott der Vater in Mosaik, nach der Zeichnung des Chevalier Arpino, und man erblickt ihn sehr klein, so kolossalisch er auch angelegt ist. Von dem Pflaster der Kirche unten vermag man ihn gar nicht zu erkennen.

Zwischen diesen beiden entgegengesetzten Puncten ist eine Welt von Erhabenheit und Kunst, und wie seltsam erscheinen hier die Gegenstände durch alle Größe, die man um sich sieht! Die Menschen unten am Fußboden in der Kirche scheinen kleine Vögel zu seyn, und die hundert und zwölf Lampen, die unaufhörlich vor dem großen Altar brennen, scheinen nur mit einem einzigen matten Strahl hieher zu reichen. In der Kirche befinden sich große Gerüste, die eine Thurmhöhe haben, aber beweglich sind und auf Rädern fortgeschoben werden können, um bei der Reinigung des obern Theils derselben, bei Reparaturen und Ausschmücken an großen Festen zu dienen. Sie bestehen aus zwei ungeheuern breiten Leitern, die pyramidenförmig gegen einander gelegt sind, und eine Höhe von beinahe hundert und vierzig Fuß

haben, denn sie gehen nur eben unter das Gewölbe der Kirche. Diese wandernden Thürme erscheinen hier wie ein Paar gewöhnliche Leitern von etwa zwanzig bis dreißig Fuß, die an einander gelehnt sind.

Diese Täuschung kann unmöglich von der Höhe herrühren, in welcher man sich darüber befindet, sondern muß vielmehr in der ungewöhnlichen Größe des Raums, und in dem großen Maßstabe, nach welchem alles gemacht ist, ihren Grund haben.

In den vier Winkeln oben an den ungeheuern Pfeilern, welche die Kuppel tragen, sieht man die vier Evangelisten colossal nach Cesar Nebbia und Jean de Vecchi abgebildet, und zwar so colossal, daß die Feder, die sie in der Hand halten, eine Mannslänge hat. Dies kann man nur auf diesem Gange in der Kuppel bemerken, denn von unten scheint alles nur die gewöhnliche Größe zu haben.

Aber den tiefsten Eindruck macht das, was man in gleicher Linie an seinem Horizont, was man an seinem Himmel über sich sieht. Wer einmal auf diesen Gang in der Peterskuppel, zwischen die beiden Abgründe, hintrat, der war an einem der merkwürdigsten Oerter in der Welt;

und wenn er ihn mit seinem Geist und Auge ganz umfaßt, so kann fortan nichts Kleinliches in der Architectur in seiner Seele aufkeimen. Hier wird nur der Saame zu erhabenen Ideen gelegt. Zwischen diesen beiden Abgründen wohnt etwas, das der Seele einen neuen Schwung giebt; aber es läßt sich nicht aussprechen, man muß es fühlen.

Der inwendige Durchmesser der Kuppel beträgt hundert und dreißig Fuß, und wenn man sie auf diesem merkwürdigen Gange umwandert, so macht man einen Weg von zwei hundert Schritten. Rings umher sind Bilder der Heiligen, der Apostel, der Maria, Christi u. s. w. in colossaler Größe gemahlt. Diese Bilder machen eine täuschende Wirkung, denn sie scheinen nach der Perspective gezeichnet zu seyn, und immer kleiner zu werden. Aber bald sieht man, daß man aus jedem Standtpuncte diese Bemerkung macht, daß die Perspective immer da anfängt, wo man sich selber befindet, und entdeckt, daß, trotz des auffallenden Anscheins, alle Bilder gleich groß sind. Der optische Betrug entsteht dadurch, daß man den Raum, in welchem man sie erblickt, für kleiner hält, als er ist. Je näher man ihnen kömmt, um so größer werden sie, ganz im umgekehrten

Verhältnisse mit großen Herren und vielen berühmten Männern.

In diesem Raume der Kuppel beginnen sechzehn Bogensparren, die, gleich Mittagslinien um dies große Rund nach oben zu laufen, und in der Laterne der Kuppel wie in einem Pol zusammentreffen. Zwischen diesen ist vergoldete Stuckaturarbeit, und mancherlei Zierrath, die dem Ganzen ein hochgeschmücktes Ansehen geben.

Indem ich es mit Erstaunen betrachtete, fiel mir ein, daß die Kuppel einen Riß habe, und ich suchte ihn zu entdecken. Er ist zu bemerken, aber da er hoch oben an der Kuppel sich befindet, so vermag das Auge nicht zu unterscheiden, wie breit die Spalte sey. Hier, wo alles täuscht, muß auch dies täuschen. Sie verliert sich allmählich nach unten zu, und schließt sich endlich ganz. Durch ungeheure eiserne Reifen, die man von außen um die Kuppel gelegt hat, wird dieser Riß zusammengehalten und unschädlich gemacht; nur das suchende Auge entdeckt ihn.

Eine Bemerkung, die noch vielleicht kein anderer machte, darf ich nicht übergehen. Die Kuppel hat hier eine Eigenschaft, wie viele andere Bogengewölbe: wenn man auf der einen Seite gegen die Mauer spricht, so macht der Ton die

große Reise an dem Rund hinauf, steigt an der andern Seite wieder herunter, und der gegenüber stehende hört ihn, die näherstehenden nicht. Ich habe diese Versuche wiederholt gemacht, und an jeder Stelle bewährt gefunden.

Die Einbildungskraft der Menschen nimmt einen so kühnen Flug, und stellt sich besonders entfernte Dinge in einem so erhabenen Lichte vor, daß nicht leicht etwas das vorgeschaffne Bild erreichen kann; hier auf der innern Gallerie der Peterskuppel ist einer von den wenigen Orten, wo die Erwartung übertroffen wird; hier ist der Eindruck einzig, wie auf St. Elmo bei Neapel, wenn man auf das Stadtgebirge hinunter schaut.

Nachdem wir uns einige Zeit unserm Erstaunen, schwebend in dem großen Rund, überlassen hatten, traten wir wieder in die äußere Gallerie hinaus, und stiegen nun weiter in die Höhe. Wir kamen bald zu dem Orte, wo die Kuppel doppelt zu werden anfängt, und die Treppen führten nun zwischen den beiden Oberflächen der Kuppel hinauf. An einem Orte bemerkte ich hier um die innere Oberfläche die ungeheuern eisernen Reifen, welche den Riß der Kuppel zusammenhalten. Michael Angelo's Genie sah ihn vorher,

und hätte ihn verhütet, wäre man ganz bei seinem entworfenen Plane geblieben.

Man kömmt zuletzt zu einer leichten und eleganten hölzernen Treppe, und befindet sich, wenn man sie erstiegen hat, auf der Gallerie, welche die Laterne der Kuppel umgiebt. Hier schwebt man in einer Höhe von mehr als viertehalb hundert Fuß, und kann die Laterne umwandern, wie an der Trommel die Kuppel. Hier sieht man den klassischen Boden Roms bis zu einer weiten Entfernung unter seinen Füßen, hier folgt das Auge dem schlängelnden Laufe der Tiber, hier erblickt man die Hügel bei Tivoli, hier unterscheidet man in dem verbreiteten Rom, wie in einem Plane, die merkwürdigsten Werke des Alterthums und der neuern Zeit, vom Coliseo und der Engelsburg an bis auf die einsamstehende schlanke Colonna Antonina, vom Vatican bis zu mancher unbedeutenden Hütte hinunter.

Oben um die Laterne ist eine andere Gallerie, wo man dem höchsten Punkte noch näher sich befindet, und von dieser führt eine eiserne Leiter gleichsam in die Luft hinauf, um den Knopf herum, bis zu dem eisernen Kreuze. Höher hinauf geht es nicht; hier sind die Ketten, die uns auch an der letzten Spitze des Erdballs anfesseln, unzerreißbar.

Ob denn wohl Menschen sich gelüsten lassen, diese so hoch in der Luft schwebende Leiter zu ersteigen? — Allerdings! Die Engländer, sagt man, haben diese Gelüste, und steigen bis zum Kreuz über dem Knopf; aus welchen Gründen, weiß ich nicht, wenn man überhaupt zu so etwas Gründe haben kann. Auch ein Italiener hatte die Kühnheit oder Keckheit gehabt, denn Muth kann man es unmöglich nennen, diese gefährliche Leiter zu ersteigen, und nicht zufrieden mit dem stillen Bewußtseyn dieser That, wollte er sie auch der Welt verkündigen, und hatte mit großen Buchstaben etwas an den Knopf geschrieben, und zwar so regelmäßig, daß man sah, er habe lange darauf zugebracht. Damit sein Zweck etwas erreicht werde, und da die Kühnheit eines Italieners zwiefach merkwürdig ist, so will ich diese äußere Inschrift des Knopfs hersetzen, sie heißt: Lorenzo Farinelli, Incisore di Camei 1799. Wenn aber der Herr Farinelli sich durch Schneiden der Cameen nicht berühmter macht, als durch Schneiden seines Namens in den Knopf der Peterskuppel, so wird er schwerlich den Weg zur Unsterblichkeit finden.

Von uns hatte keiner die Ambition, das Kreuz dieses Knopfes anfassen zu wollen, aber

wir stiegen doch wenigstens so hoch, als man, ohne etwas närrisch zu scheinen, steigen kann. Es führt nämlich eine eiserne Leiter auch inwendig in den Knopf, und obwohl man sich an einem Ort auf derselben eng durchdrängen muß, so stiegen wir dennoch hinein. Der Knopf, der achtehalb Fuß im Durchmesser hat, kann sechzehn Menschen in sich fassen, und ist von Bronze gemacht. Stellenweise ist in dem Metall ein kleines Loch entstanden, wahrscheinlich durch lange Verwitterung, und man sieht das Tageslicht herein schimmern.

Indem ich in das hohle Rund der Kugel hineintrat, hatte ich eine etwas überwältigende Empfindung; eine große Hitze nämlich umgab mich, und indem ich von ungefähr die eine Seite des Knopfes berührte, fand ich sie so heiß, daß ich kaum die Hand daran halten konnte. Es war den 29sten März, als die Sonne hier schon eine solche Wirkung äußerte, und im Sommer muß das Innere dieses Knopfes so erhitzt seyn, daß niemand im Stande ist, darin zu verweilen. Dies bestätigte auch unser Cicerone.

Meine Begleiter schrieben ihre Namen in den Knopf der Peterskuppel, und ich ahmte sie, gleich dem Cameenschneider Farinelli, nach. Mein

Name

Name also, der vor so manchem unwichtigen Buche in Deutschland steht, steht auch in dem Knopfe der Peterskirche; aber ich muß offenherzig gestehen, daß ich auf diese Ehre gar nicht eitel bin, und daß es mir weit lieber wäre, wenn er in dem Kopf' eines großen hervorragenden Mannes angeschrieben stände, und überhaupt in dem Kopfe der edlen Menschen. Ich hoffe wenigstens durch meine Schriften, durch mein Leben und durch die Erfüllung meiner Pflichten als Beamter und Mensch dazu beizutragen.

Nachdem wir sehr langsam in den Knopf der Peterskirche hineingestiegen sind, da wir nicht hineinspringen konnten, wollen wir wenigstens mit einem Sprunge wieder hinunter seyn, und ruhig auf dem festen Erdboden weiter wandern.

Reise nach Tivoli.

Wer, der Rom betritt, sehnt sich nicht nach dem berühmten Tivoli, dem Tibur der Alten, wo die Villa des Mäcen lag, wo die reichsten Römer ihr Leben in süßer Ruhe hinbrachten, wo auch Horaz unfern seinen Landsitz hatte, und wo von den ehemaligen Reizen noch einige Ruinen und die schönen Wasserfälle vorhanden sind?

Den 1sten April 1803 befriedigte eine Anzahl Reisender, zu denen auch ich gehörte, dies Verlangen, und fuhren in einem neurömischen Miethswagen aus dem Thore des heiligen Laurentius gegen das alte Latium zu. Der Weg führt durch öde Gegenden, und von den prächtigen Grabmählern, die hier ehedem an beiden Seiten des sogenannten consularischen Weges standen, sind nur noch einige zerstreute Ruinen vorhanden. Die Sitte der Römer, die merkwürdigsten Grabmähler an den Seiten der Landstraße zu errichten, kann zwar für viele Lebende, die sich nicht gern an den Tod erinnern lassen, etwas unangenehmes haben, aber für die Verstorbenen ist sie sehr vortheilhaft; denn sie ist das zweckmäßigste Mittel, ihr Andenken zu erhalten.

Wenn man ungefähr eine deutsche Meile von Rom entfernt ist, so empfindet man plötzlich einen starken schwefelartigen Geruch, und befindet sich an einem kleinen laufenden Wasser, das ganz blau aussieht, und diesen Geruch aushaucht. Eine Viertelmeile von dem Wege entfernt ist ein See, etwa dreitausend Schritt im Umfange, der äußerst sulphurische Quellen hat, und aus welchem dies Wasser herfließt. Dieser See hat eine Tiefe von hundert fünf und dreißig Fuß, und auf ihm

schwimmt eine Menge kleiner Inseln, die sich aus den Schwefelergüssen der Quellen harzartig zusammengefügt haben, und durch Binsen, Schilf u. s. w. sich noch näher verbinden. Zu den Zeiten der Römer hielt man dies Wasser für sehr heilsam, und brauchte es zu Bädern; auch jetzt würde es wahrscheinlich gegen Hautausschläge gute Dienste leisten.

Dieser Schwefelbach ergießt sich in den Fluß Teverone, über den man eine halbe Meile weiter hin vermittelst einer Brücke kömmt. Diese Brücke heißt ponte Lucano nach einer Schlacht, in welcher die Römer hier den Sieg über die Lucanier erkämpften.

Auf dem Wege nach Tivoli liegt noch ein sehr merkwürdiger Ort, der seine Entstehung einer merkwürdigen Begebenheit verdankt. Der Kaiser Hadrian machte eine Reise durch den römischen Staat; und da der römische Staat durch alle drei damals bekannte Welttheile verbreitet lag, so sah er viel Schönes und Merkwürdiges in den mancherlei fremden Ländern, besonders in Aegypten und Griechenland. Hadrianus besaß Cultur in Wissenschaften und Kunst, und beschloß, alles Schöne und Ausgezeichnete, was er auf seinen Reisen beobachtet hatte, in einen Ort zu

verpflanzen. So entstand die Villa Hadriani, die beinahe zwei deutsche Meilen im Umfange hatte, und eine Menge von Gebäuden, von Statuen, Gemählden, öffentlichen Plätzen und allen Arten von Kunstschätzen enthielt. Alles Erhabne, Ergötzende, Prachtvolle ward hier vereinigt, um ein Elysium zu bilden. Hier waren drei Theater, Bäder, Tempel, eine Bibliothek, Waffenplätze, Plätze zum Pferdelauf, philosophische Schulen, Soldatenquartiere u. s. w.

Von allen diesen Herrlichkeiten ist jetzt nichts, als eine Menge öder, zerstreuter Ruinen übrig. Denn drei Feinde haben an ihrem Untergange gearbeitet: die Nachfolger des Hadrians, welche die Kunstschätze zerstreuten, die Gothen, welche die Gebäude zerstörten, und die Zeit, welche den Trümmern allmählich ihr graues Aschensiegel aufdrückte. Aber nicht alles ist verloren gegangen, sondern der Phönix zum Theil aus der Asche wieder hervorgekommen. Man fand unter den Trümmern die herrlichsten Kunstwerke, die jetzt in den Museis und Gallerien von Rom verbreitet sind; und wer weis, wie viel man noch finden wird.

Jetzt hat dieser Ort nichts angenehmes, nichts heiliges. Zum Theil ist er angebauet, zum Theil liegt er öde, wie beinahe das ganze römische Ge-

filde, und zwischen den Oeden liegen Trümmer zerstreut, von denen schon viele nicht mehr verrathen, was sie ursprünglich waren. Sie auf eine kurze Zeit anzuschauen gewährt kein Vergnügen, und wer kann auch dies nur auf einem Bezirk von zwei Meilen im Umkreise, wenn man die Villa von Rom aus besucht. Aber hier zu wohnen, hier auf Entdeckungen auszugehen, hier graben zu lassen, das müßte ein hohes Vergnügen seyn.

Ehe man nach Tivoli kömmt, läßt man zur Rechten die Ueberbleibsel eines Tempels, welchen man den Tempel des Hustens nennt Es ist nicht abzusehen, warum man nicht auch einen Tempel des Schnupfens hat, des Fiebers und vieler anderer Krankheiten, die eben so gemein sind, als der Husten. Es scheint eine erbärmliche Idee zu seyn, dem Husten einen Tempel zu bauen, da man doch keinen Gott des Hustens hat.

Tivoli liegt hoch, und man muß stark bergan fahren, ehe man hineinkömmt. Dies Städtchen ist sehr berühmt, aber man denke sich ja nichts elegantes darunter, kein Charlottenburg, kein Schönbrunn; es ist ein alter verfallender Ort mit schönen Aussichten und einigen Merkwürdigkeiten, welche die Natur und Kunst hier erzeugt haben.

Zu den ersten gehören die bekannten Wasserfälle von Tivoli, die der Fluß Anione oder Teverone, und einige andere Gewässer bilden. Der größte entsteht durch den Fluß Teverone, und man kann ihn aus einem Standtpuncte gerade gegenüber betrachten. Er hat etwas angenehmes und reizendes für das Auge, und das wilde Brausen erschüttert; aber nach meiner Meinung würde er in der Schweiz als unbedeutend erscheinen, und wenig Aufmerksamkeit erregen. Er muß, wie mancher wichtige Mann, auf einem gewissen Standtpuncte stehen, um wichtig zu seyn. Das Wasser stürzt sich nachher zwischen die Felsen in eine Tiefe, und kömmt unten in einer Felshöhle wieder zum Vorschein, wodurch die Grotte des Neptun gebildet wird.

Diese Grotte gehört zu den wenigen Dingen in der Welt, welche die Erwartung übertreffen. Man steigt in einer beträchtlichen Entfernung von dem Wasserfall auf einem schmalen Fußsteige tief zu ihr hinunter, aber man wird auch für diese Mühe belohnt. Ein ganzer Fluß kömmt oben aus einer innern Höhlung des Felsens herunter, stürzt sich in eine mit Felsenwänden umgebene Grotte hinab wenigstens zwanzig Fuß hoch, und bringt dadurch ein Schauspiel hervor, das in sei-

ner Art einzig ist. Die ganze Grotte ist mit wütend schäumenden Wassern angefüllt, die in einem unendlichen Kampfe begriffen sind. Die heruntergestürzte und auf einem Felsgrunde zerschellte Fluth steigt, in weißen Schaum aufgelöst, wieder empor, wütet dem stürzenden Fluß entgegen, wird auf die Seite gedrängt, stürzt von neuen herunter, und wird von den kommenden Fluthen aufs neue empor gerissen. Dies Ungeheuer giebt sich selber die Kräfte, gegen sich zu kämpfen; es gleicht dem Enceladus, der neue Stärke bekömmt, wenn er den Boden berührt.

Die ganze Grotte ist das Bild des schrecklichsten Kampfes eines schrecklichen Elements. Mahlen läßt sich die Scene nicht, obwohl viele Künstler sich damit beschäftigen; denn wer kann Toben, Wüten, Zerstäuben, Brüllen und eine ewige Veränderung durch den Pinsel darstellen? Welchen Augenblick soll er ergreifen? Hier ist jeder Augenblick von dem folgenden wütend verschlungen, ehe man ihn wahrzunehmen vermochte.

Das Geräusch, das man bei diesem Wasserfall in einer Grotte bemerkt, hat einen einzigen Genossen in Italien, der ihm ähnlich ist, nämlich das Geräusch in der St. Peterskirche an den Abenden, wo die Kreuzerleuchtung Statt findet.

Der Fußtritt von den Tausenden, die hier auf und nieder wandeln, die leiser oder lauter mit einander reden, das Geräusch von diesen Tönen, das an allen Seiten des Tempels zu den hohen Gewölben und in die unendliche Kuppel empor und wieder hernieder steigt, gleicht dem Geräusch bei der Grotte des Neptun, und zwar mit einer seltenen Aehnlichkeit.

Ehe man noch zur Grotte des Neptun kömmt, hat man schon den berühmten Sybillentempel gesehen; denn er liegt auf einer Höhe vor derselben, und zwar auf einem vorspringenden Felsen, von welcher man den obern Wasserfall des Aniene oder Teverone sehen kann. Dieser runde Tempel ist nur klein, denn er hat nur zwei und zwanzig Fuß im Durchmesser und achtzehn Säulen im Umkreise; aber er hat eine so schöne Form, daß er noch in seinen Ruinen das Auge bezaubert. Alles steht in einem so richtigen Verhältniß, daß Geist und Blick es sogleich fühlen. Das hohe Alterthum liest man deutlich an den braunschwarz gefleckten Säulen, wovon jetzt nur noch zehn vorhanden sind. Sie sind von Travertinstein, gereifelt, von korinthischer Ordnung und achtzehn Fuß hoch. Auf dem runden Gesimse, das sie tragen, sind Festons, die von Ochsenköpfen getra-

gen werden. Ich erinnere mich nicht, eine Ruine von so schöner Form gesehen zu haben.

Man sieht aus diesem Tempel in eine große Tiefe hinunter, in welcher unten Gewässer fließen. Die Höhe, auf welcher Tivoli liegt, scheint in einer Zeit, zu welcher die Geschichte nicht hinaufreicht, von einander gerissen zu seyn, und einen tiefen Erdspalt gebildet zu haben. Dadurch verloren die Flüsse ihren ruhigen Lauf, und stürzten sich gewaltsam in die entstandene Tiefe hinunter; dadurch erzeugte sich der obere Wasserfall des Teverone, der sich nachher inwendig in Felsen weiter hinunterstürzt, und die Grotte des Neptun bildet. Tivoli hat seine Schönheit einer Erdrevolution zu verdanken, und Italien ist überhaupt das Land der Ruinen, sowohl von menschlichen Werken, als auch von der Natur.

In dieser tiefen und breiten Erdspalte, worin es auch bei der größten Hitze sehr kühl ist, fließen die heruntergestürzten Gewässer weiter, und bilden die Grotte der Sirenen. Dies ist der dritte Wasserfall des Teverone, und die Grotte soll an Schönheit, Schauerlichkeit, Spiel des Wassers, und wegen der vielen Felsen umher, der Grotte des Neptun an Merkwürdigkeit gleichkommen. Ich habe sie nicht gesehen, denn ich konnte un-

möglich noch einmal in die Tiefe hinabsteigen, da der Weg beschwerlich, und noch vor nicht langer Zeit erst entdeckt ist.

Ueberhaupt bemerkt man in Italien, daß man bei Fußwanderungen weit eher ermüdet, als in Deutschland, und dies hat mir manches Vergnügen verbittert. Wo es möglich ist, bediene man sich lieber eines guten Esels, und dieser ist auch bei Tivoli anzurathen; nicht nur in die Tiefen hinabzusteigen, sondern die Tour um dies kleine Städtchen zu machen. Man macht sie gewöhnlich zuletzt, wenn man schon müde ist, und verliert dadurch von dem Genusse, den man in den schönen Gegenden haben kann.

Eine weite Strecke geht man neben der großen Erdspalte, und kömmt dann zu der Stelle, wo man gegen sich über die sogenannten Cascatellen sieht. Diese sind nichts anders als eine Menge Bäche, die sich von der Höhe mehr oder weniger steil in die Tiefe ergießen. Wie Silberfäden ziehen sie sich an dem jähen Abhang hinunter, und gewähren dem Auge einen reizenden Anblick. Doch bin ich überzeugt, daß in der Schweiz eine Menge größerer und schönerer Wasserfälle ist, die unbekannt bleiben und nie genannt werden. Sie haben zu viel größere Nebenbuhler um

sich. Die Cascatellen in Tivoli liegen an einem Orte, wo sie gelten

In diesem Städtchen hatte auch Mäcen einst eine prächtige Villa, und von dieser sind noch große Ruinen vorhanden. Aber sie sind von der Art, daß man die Beschaffenheit des Gebäudes nicht mehr daran erkennt; denn sie bestehen aus großen Gewölben, auf denen oben schon lange Gras wächst. Durch diese Gewölbe fließt ein starker Bach, der sich nachher in die Erdspalte ergießt, und eine von den Cascatellen bildet.

In dieser Villa des Mäcen will ich mich für heute von meinen Lesern trennen, weil ich ihnen nichts merkwürdiges mehr zu erzählen habe, und durch die öden Gegenden nach Rom zurückkehren muß. Es würde mir sehr leid thun, wenn sie beim Lesen so müde geworden wären, wie ich bei der Wanderung durch Tivoli.

Die Villa Borghese.

Zu den schönsten Orten, die ich auf meiner Reise nach Italien gefunden habe, gehört der Prater in Wien, und die Villa Borghese in Rom; ersterer vorzüglich dann, wenn er mit Menschen angefüllt ist, letztere auch ohne Menschen.

Die Villa kann nie schöner seyn, als wenn man aus Neapel kömmt, wo der Schatten etwas so seltenes ist und die reizenden Anlagen so entfernt sind; dann fühlt man ganz die Pracht dieses Orts.

Empfange mich, heiliges Gefilde, wo alles die Luft Griechenlands athmet, wo der Hain Altis noch einmal hervorgeht, und wo die Natur und Kunst in einem erhabenen Wetteifer mit einander begriffen sind.

Es ist fast unmöglich, von dieser Villa anders als mit Begeisterung zu reden, denn sie hat in mehreren Rücksichten so viel Anziehendes, daß man eine gewisse innige Zuneigung zu ihr empfindet, und daß sie selbst unserm Herzen theuer wird, weil sie demselben angenehme Gefühle einflößt.

Die Villa besteht aus schattenreichen Alleen, dunklen Gehölzen, reizenden Wiesen, Gärten, Fontänen, Teichen, Vogelhäusern, und hat vier italienische Meilen im Umkreise. Vorzüglich schön und wirklich entzückend ist das Wandeln um einen großen Teich. Erhabene dichtbelaubte Bäume umgeben ihn mit wallenden Schatten, antike Bildsäulen sind darunter zerstreut, und in der Mitte des Teiches ist dem Aesculap ein schöner Tempel erbaut, worin man den Gott colossal und in antiker griechischer Arbeit erblickt. Es

führt keine Brücke zu dem Tempel. Freilich ist es schwer, zu ihm zu gelangen, aber doch nicht unmöglich, und es sollte billig eine Brücke hinführen. Wenn ich der Prinz Borgheſe wäre, so legte ich eine sehr schmale an, auf welcher die Statuen der Mäßigkeit und der Arbeitsamkeit ständen.

Diesen Teich mit seinen Umgebungen, glaube ich, kann man, wie das Innere der Peterskirche, einen der schönsten Oerter in der Welt nennen. Er ist bis oben an den Rand angefüllt, und auch dies giebt ihm Schönheit; denn die Fülle und der Ueberfluß gefallen immer. Hier kann man ferner lernen, wie Bildsäulen angebracht seyn müssen, um ihre volle Würkung zu machen. Gewöhnlich stellt man sie an irgend einen Ort hin, wo sie ins Auge fallen, ohne zu untersuchen, ob sie für diesen Ort passen, und hier stehen sie dann müßig wie Schildwachen da. Welchen Eindruck können sie machen?

In der Villa Borgheſe haben sie eine Bestimmung, und ihre Handlung oder Attitude ist dem Orte gemäß. Am Ufer des Teiches sitzt eine nackende Venus, wie sie ins Bad steigen will. Der Gott wohnt in seinem Tempel, und unter einer Weide mit langen herunterhangenden Zwei-

gen steht eine trauernde Gestalt bei einer Urne, wie sie den Tod eines geliebten Wesens beweint. So sind die Bildsäulen hier nicht hingestellt, sondern sie wohnen hier, sie sind heimisch an ihrem Ort, und haben ihre Geschäfte daselbst. Dadurch gewinnen sie unendlich.

Wem das Wandeln an diesem Teiche bei unbefangenem Sinne nicht gefällt, für den ist schwerlich noch etwas in der Natur, das ihn zu reizen vermag. Ein junger Mensch fischte in der Nähe von dem Tempel des Aesculap. Die Sache mißfiel und gefiel auch. Man kann an keinem schönern Orte fischen, und doch ist die Handlung so etwas gewöhnliches, daß man bei einer so reizenden Umgebung keinen Sinn dafür haben sollte. Genug der Mensch angelte hier, und fing auch einige kleine Fische. Wenn doch hier am Tempel Aesculaps die Gesundheit zu angeln wäre; wie viele Fischer würden sich dann einfinden! Und es ist nicht ganz ohne Wahrscheinlichkeit, sie hier zu angeln. Wer an rheumatischen Zufällen, an Nervenschwäche, an Folgen der unterdrückten Ausdünstung leidet, für den ist ganz Italien ein Teich Bethesda.

Es sind auch einige kleine Inseln und Wasserfälle bei dem Teiche, und er ist der angenehmste

Ort in der Villa. Ueberhaupt kann man ihn mit weit mehrerem Recht ein Stück vom Himmel nennen, das auf die Erde fiel, als den Pausilipp bei Neapel. Dieser ist ein Berg ohne Schatten, mit vielen armen Menschen, mit einem schauerlichen unterirdischen Gange, und einer Menge von Erdrissen; kurz, er ist in vielen Rücksichten ein Stück von der Hölle.

Die Villa Borgheſe ist nirgends mit Schmuck überladen, aber das was sich darin befindet, ist schön, und schön angebracht. Es ist hier noch eine Menge Statuen vorhanden, aber nirgends stehen sie in einem großen Rund Schildwache, wie die auf der Hälfte des Weges von Berlin nach Charlottenburg. Alles ist an passende Orte verstreut, und der Ort erhebt den Bewohner. Man findet außer den Bildsäulen auch Büsten, Termen, Altäre, Sarkophage, Basreliefs, Vasen, Thiere u. s. w. in dem Schatten der Bäume, und zwar alles antik. Warlich, wenn irgendwo die Luft Griechenlands und des alten Roms wehet, so ist es hier.

In diesem großen reizenden Bezirke steht ein Gebäude, welches noch merkwürdiger und wichtiger ist, als seine Umgebung. Es ist das Casino, in welchem sich das berühmte borgheſische Mu-

seum befindet. Dieser Pallast ist von Menschen nicht bewohnt, aber von herrlichen Statuen, von Büsten, von Vasen, von Gemählden u. s. w.

Das Aeußere dieses Gebäudes ist sehr geschmückt, ja selbst überladen; aber diese Ueberladung flößt große Achtung ein: sie besteht aus antiken Basreliefs, Säulen und Bildsäulen. So wie man in den Städten Deutschlands jetzt Basreliefs von Stuckaturarbeit oder Gips an den Häusern anbringt, so ist hier eine Menge marmorner Basrelifs aus dem Alterthum angebracht. Inwendig und auswendig ist der Schmuck des Hauses antik, und schwerlich wird man ein Museum finden, wo alles ein so schönes Ganzes ausmacht.

Der untere Theil des Hauses besteht aus einem Salon und acht Zimmern, in welchem die marmornen Kunstsachen mit dem größten Geschmack aufgestellt sind. In dem prachtvollen Salon ist unter den Bildsäulen und Büsten besonders die Statue des Achilles, oder eines jungen Fechters merkwürdig, die man für die schönste in dieser Art hält. Jedes andere Zimmer hat sein Prachtstück, welches in den Rang der ersten Kunstwerke gehört. In dem ersten ist die berühmte borghesische Vase mit der schönen Form,

und dem Bacchanal als Basrelief. Umher stehen die Bildsäulen des Narcissus, des Apollo, der beiden Camillus, der Venus, des Mars, und ein David von Bernini.

Im zweiten Zimmer ist die berühmte Statue, die man für den sterbenden Seneca hält. Sie ist von schwarzen Marmor, hat Augen von Alabaster, und einen Gürtel von gelben Marmor. Dies macht an sich schon einen sehr übeln Effect, und nun tritt noch dazu, daß die Statue bis zum halben Bein in einer Wanne steht, daß die Knie zusammensinken, wie bei jemand, der hinknieen will, und daß aus den Adern eine Menge Bogen in der Dicke wie bei Aderlässen hervorkommen. Es darf also nicht bemerkt werden, daß dies Kunstwerk einen schreckhaften, mohrenmäßigen Eindruck macht. Uebrigens ist sie sehr schön, und das Muskelspiel besonders sehr richtig. Der Kopf ist alt, vergrämt, und könnte wohl der eines Seneca seyn, aber der Körper scheint sclavenartig zu seyn.

In diesem Zimmer sind noch Sarkophagen, Vasen, Büsten und die Statue eines schönen Bachus, der mit einem Kinde spielt.

In dem dritten Zimmer ist die berühmte Gruppe des Apollo und der Daphne von Ber-

nini. Sie verdient nicht, so berühmt zu seyn, wenn man sie nach ihrem wahren Werth betrachtet. Schon die Wahl des Sujets beweist, daß Bernini keinen richtigen Geschmack und keine sonderliche Beurtheilungskraft hatte. Ein fliehendes, verfolgtes Mädchen, das in einen Baum verwandelt wird, ist zwar durch den Pinsel sehr lieblich und leicht darzustellen, aber nach meiner Meinung durchaus kein Gegenstand für die Bildhauerei. Daphne ist schon am Körper und an den Beinen halb mit Baumrinde umgeben, aus ihren verlängerten Fingern sprießen Blätter hervor, und die verlängerten Zehe haben schon Wurzel in den Boden geschlagen. Dies Uebergehen in einen Baum wird zu handfest durch die Darstellung in Marmor. Ein leichtes Blatt, ein biegsamer Zweig von Stein — wie läßt sich so etwas denken?

Aber mögte die Wahl hingehen, läge nur nicht in den Statuen selbst etwas, das sie in vielen Stücken dem geübten Auge ungenießbar macht. Sie sind schön, aber manieriert. Viele von meinen Lesern werden diesen Ausdruck nicht verstehen, aber ich will mich bemühen, ihnen denselben zu erklären.

Mir scheint das Manierierte in der Kunst

beinahe das zu seyn, was das Affectirte bei Menschen ist. Ein Mensch kann eine schöne Bildung, schöne Formen haben, aber durch ein pretiöses Wesen, oder durch die Bemühung, diese Formen recht ins Licht stellen zu wollen und durch Kleinigkeiten zu gefallen, sehr verlieren. So ist es in der Kunst. Eine gewisse Spannung, eine gewaltthätige Anstrengung der dargestellten Sachen, die von dem Einfachen, Bescheidnen der Natur abweicht, bringt das Manierierte hervor. Das Manierierte will uns zwingen, Gefallen an der Darstellung zu finden, will oft durch etwas gefallen, das nicht in der Natur ist; das Nichtmanierierte überläßt es uns selber, welchen Eindruck es auf uns macht, und will es nicht gar zu gut machen. Es scheint mir, als wenn auch die Kunstsachen ihre Eitelkeit hätten.

Aber dieser Gegenstand ist so fein, daß ich, nachdem ich diese Bemerkungen darüber niedergeschrieben habe, nicht weiß, ob ich ganz darin den rechten Gesichtspunkt traf. Genug, der Apollo und die Daphne von Bernini scheinen mir manierirt zu seyn. Man kann fliehen und in einen Baum verwandelt werden, man kann, glühen vor Liebe, verfolgen, ohne es gerade so zu machen, wie diese beiden es machen. Ihre Formen sind

schön, aber in ihren Bewegungen, in ihrem Wesen ist etwas, das gänzlich von dem Antiken, von dem Bescheidnen, von dem Nichtübertreibenden abweicht.

Ich weiß, daß viele diese Gruppe von Bernini wunderschön finden, und ich habe selber schon übertriebene Lobreden davon gelesen; aber diese Beurtheiler erlauben mir, ihnen zu sagen, daß ihr Auge nicht an das wirklich Schöne und ewig Schönen gewöhnt ist, sondern sich von etwas Blendendem hinreißen läßt. Man fühlt nirgends lebhafter, daß die Bildhauerkunst mit Bernini auf einen Abweg gerieth, als bei diesen Statuen, und es wäre sehr zu wünschen, daß der Prinz Borghese eine schöne Statue von Canova daneben stellte, um zu zeigen, daß sie mit diesem Künstler wieder die rechte Bahn betrat.

Bernini wird indessen immer ein großer und berühmter Mann bleiben, wenn er es auch nicht durch die Bildhauerkunst ist. Er hat ein anderes erhabenes Werk geschaffen, das seinen Ruhm noch viele Jahrhunderte erhalten wird: die Colonnade vor der Peterskirche. Bernini war nur als Architect groß.

In diesem Zimmer ist noch eine Gruppe von Bernini, nämlich Aeneas, der seinen Vater An-

chises auf dem Rücken trägt. Einen unglücklichern Gegenstand kann die Kunst beinahe nicht wählen, als ein solches Huckepack, und besonders die Bildhauerkunst. Der größte Künstler muß sich zerarbeiten, um die Sache nur erträglich edel darzustellen. Die moralische Seite dieses Gegenstandes aber ist noch erbärmlicher. Wer seinen Vater nicht aus dem Feuer trüge, wäre zwar einer der abscheulichsten Bösewichter auf der Erde; aber wer diese dringendste aller Pflichten, die wir sogar von Thieren lernen können, erfüllt, hat doch wohl dadurch nicht verdient, durch die Kunst verewigt zu werden?

Außer diesen Gruppen sieht man hier eine Statue vom Kaiser August, die eines Fechters, eines Jupiters, des Belisaire, zwei Gruppen, drei schlafende Kinder und die drei Grazien, schöne moderne Vasen von weißem Marmor, und manche andere Kunstsachen und schöne Gemählde.

Das vierte Zimmer ist äußerst prachtvoll. Wände und Fußboden sind mit Marmor bedeckt, und mit vergoldeter Bronze reich geschmückt. An der Decke ist die Galathee gemahlt von Peter Angeletti. In dieser herrlichen Umgebung wohnen acht Statuen, sechzehn Büsten und vier antike marmorne Vasen. Die hier befindliche Büste

des Lucius Verus ist die beste, die man von diesem Kaiser hat.

In dem fünften Zimmer ist der berühmte Hermaphrodit. Er liegt auf dem Gesicht, jedoch etwas von der Seite, hat den einen Arm unter den Kopf gelegt, die Beine etwas an sich gezogen, und befindet sich also in der nachlässigsten Stellung, die innerhalb den Grenzen der Grazie nur jemand annehmen kann. Er ist so gelegt, daß man das beobachten kann, was ihn zum Hermaphroditen macht. Sein Körper ist äußerst zart, und in den schönsten Verhältnissen; aber es ist doch seltsam, daß die Alten sich ein Zwitterwesen zum Object der Wollust aufstellten, und verräth wenigstens eine kranke Phantasie.

Ich habe in irgend einem Schriftsteller eine Apostrophe an ein Mädchen gefunden, worin sie gewarnt wird, sich nicht dem Hermaphroditen zu nähern, um nicht ihre Unschuld zu verlieren. Dies ist, mit Erlaubniß des Schriftstellers, affectirt. Man sieht gar nicht ein, wie ein Mädchen bei diesem bescheidnen, ruhig daliegenden Hermaphroditen, der überdies halb von ihrer Gattung ist, ihre Unschuld verlieren oder auch nur wollüstige Empfindungen haben könnte. Sie hat vorher so viel nackte männliche Körper in ihrer

ganzen Kraft und Schönheit gesehen, daß dieser halb weibliche ihr unmöglich gefährlich werden kann. Mir scheint, der Verfasser habe von Hörensagen, der Hermaphrodit sey eine sehr schöne Statue, und habe nur etwas neues darüber sagen wollen, um seine tiefen Empfindungen beim Anblick desselben zu beweisen.

Man glaube doch ja den meisten Schriftstellern nicht, wenn sie von Kunstsachen reden, auch wenn sie übrigens sehr vernünftig schreiben. Ihre Urtheile sind meistens aufgefangene, verkehrt vorgetragene und am unrechten Ort geschmückte Aussprüche. Der Präsident Dupaty beschreibt den Incendio del Borgo von Raphael in dem Vatican mit einem Enthusiasmus, mit einer Künstlichkeit, daß man gleich sieht, er hat gar nichts davon verstanden. Er berührt alles, nur nicht den rechten Fleck. Ich habe diesen Brief von jemand als den besten in seinem ganzen Werke preisen hören, aber er ist gerade der abgeschmackteste darin, und ich bin überzeugt, daß die Künstler mit mir einer Meinung seyn werden.

Unter hundert Schriftstellern ist kaum einer, der das empfindet, was er von den Kunstsachen sagt. Sie loben alles mit vollen Backen, wovon sie glauben, daß es gelobt werden muß; geben

sich das Ansehen von tiefer Intelligenz in der Kunst, und haben die Oberfläche noch nicht einmal abgeschöpft. Ich selber verstehe nach vieler Bemühung nur wenig davon.

Der Hermaphrodit liegt auf einer Matratze, die Bernini ihm zur Unterlage gegeben hat. Um ihn her sind zwei Gruppen, nämlich Coriolan mit seiner Mutter und Castor und Pollux, so wie mehrere andere Statuen. Das Pflaster besteht aus Mosaik, und das Gewölbe ist von Bonvicini gemahlt.

Im sechsten Zimmer ist die berühmte Statue, die unter dem Namen der borghesische Fechter der Welt bekannt, und unzählige Mal durch den Pinsel, Meißel, Grabstichel u. s. w. nachgeahmt ist. So viel bleibt gewiß, daß der Ephesier Agasias, der dies Kunstwerk schuf, einen vollständigen anatomischen Cursus gemacht haben, und alle Theile des menschlichen Körpers, von der Haut entblößt, hundertmal nachgezeichnet haben mußte, ehe er eine solche Gestalt bilden konnte. Man kann nicht mehr Natürlichkeit an einem menschlichen Körper sehen, als bei diesem Fechter, und alle Theile, alle Muskeln sind vollkommen in der Lage, wie sie bei einem wirklichen Menschen in dieser Stellung seyn müßten. Nur

ist diese Stellung hier im höchsten Grade motivirt, denn alle Muskeln sind scharf angedeutet, wie es fast nie bei einem wirklichen Menschen ist; darum macht diese Statue auch einen weit tiefern Eindruck, als ein nackender Mensch, und der Künstler kann unendlich mehr daraus lernen.

Ueberhaupt sind die Alten in der Anatomie äußerst sicher, und dadurch scheinen sie es am meisten den Neuern zuvorzuthun. Ihr Marsyas ist nicht umsonst erfunden; Apollo hat ihm nur deshalb die Haut abgezogen, damit er ein anatomisches Modell machen könnte.

In diesem Zimmer steht auch noch eine Ceres unter einem Gesimse, das vier Säulen tragen, und gegen ihr über eine Polyhymnia. Außerdem sieht man hier einen schönen Sarkophag, auf welchem die Statue des Morpheus von schwarzen Marmor steht, eine Löwinn von rosso antico, mit Romulus und Remus von weißen Marmor u. s. w.

In dem siebenten Zimmer sind aegyptische Idole, eine prächtige Muschel aus Porphyr, von vier bronzenen Crocodillen getragen, Statuen von mehreren Sorten Marmor zusammengesetzt u. s. w.

In dem achten und letzten Zimmer ist eine

Menge Statuen von Göttern und Halbgöttern, Amor und Psyche, Vasen u. s. w.

Ich erinnere mich auch, in einem Zimmer zwei Flötenspieler aus schwarzen Marmor von großer Schönheit gesehen zu haben. Sie schienen mir in den Rang des Fechters und des Hermaphroditen zu gehören, sind aber bei weiten nicht so bekannt als diese.

In dem obern Theile des Hauses befindet sich eine Menge Gemählde von berühmten Meistern, die ich aber, um meine Leser nicht zu ermüden, unmöglich hernennen kann. Genug, alles ist in dieser Villa mit dem höchsten Geschmack geordnet, und auch in der Revolution so geblieben; denn der Prinz Borgheſe hielt es von Anfang an mit den Franzosen, und sandte ihnen eine große Menge Silberzeug entgegen, um seine Villa zu retten. Er hatte den rechten Weg eingeschlagen. Denn die Franzosen, die den antiken Marmor in fremden Ländern so sehr zu lieben scheinen, sollen noch weit mehr Neigung zu dem modernen Silber und Gold darin haben.

Es ist indessen ein großes Glück, daß diese Villa ungeplündert geblieben ist, dieser kleine Himmel in der Kunst und Natur, dieser schönste Edelstein in der Krone Roms. Aber man muß

aus dem schattenarmen Neapel kommen, um die Schönheit davon ganz zu fühlen.

Canova's Werkstatt.

Nicht leicht wird ein Kunstfreund nach Rom kommen, ohne die Werkstatt Canova's zu besuchen. Daß sie es verdient, darf ich niemand sagen, der mit der Tagesgeschichte der Kunst etwas bekannt ist. Was ich schon einmal berührte, ist gewiß richtig: daß Bernini die Bildhauerkunst auf einen Abweg brachte, und daß Canova sie auf den rechten Weg zurückführt. Er hat den einfachen Ausdruck der Antiken wiedergefunden.

Ich traf ihn in sichtbarer Gestalt nicht, als ich seine Werkstatt besuchte, aber seinen Geist fand ich in seinen Werken. Es waren gerade einige Arbeiten für die damalige Madame Bonaparte, jetzt Kaiserinn der Franzosen, fertig, nämlich die Gruppe Amor und Psyche, und eine Hebe.

Canova ist besonders stark in schönen jugendlichen genienmäßigen Formen, und in diesen Werken konnte er sein Talent ganz entwickeln. Sie sind bezaubernd gerathen, und man kann nichts lieblicheres sehen, als diese Gestalten, die eine so schöne Seele haben; denn Seele kann man

den Ausdruck wohl nennen, der auf ihren idealischen Körpern wohnt. Der neubearbeitete weiße Marmor hat an sich etwas sehr angenehmes und reines, und nun diese reizenden Wesen, die daraus gebildet sind! Man weiß nicht, welchem man den Vorzug geben soll. Das Anschmiegen Psyche's an Amor, das bescheidene Neigen des Hauptes der Hebe, beides bezaubert, und Kenner und Nichtkenner werden befriedigt hinweggehen; wer die schönen Formen nicht zu würdigen versteht, den wird der Marmor bestechen.

Bei den Arbeiten Canova's tritt indessen ein merkwürdiger Umstand ein. Er bildet das Nackende, besonders in jugendlichen Formen, äußerst schön, scheint aber kein Gewand machen zu können. Dieser Theil der Kunst ward ihm versagt, oder vielmehr in einem unrichtigen Geschmack ertheilt. Man findet beinahe kein Gewand von ihm, welches gefiele. Die Hebe hat einen Gürtel zur einzigen Bekleidung. Dieser ist hinten zusammengebunden, und zwar in eine große viereckige Schleife mit vier Maschen, in eine wirklich regelmäßige Soubise, wie man sie etwa an den Halsbinden trägt. Es ist unbegreiflich, wie der Künstler zu diesem Mißgrif kam: eine moderne Schleife an einer Hebe! Könnte man Psy-

chen nicht mit demselben Recht einen Shawl und Amorn eine Cocarde geben?

Wenn die Hebe Canova's schön bleiben soll, so muß sie so gestellt werden, wie der Koch im Geizigen, der zwar vorn eine Schürze hat, aber hinten so abgerissen ist, daß er sich nicht zeigen darf; oder Se. Majestät der Kaiser Napoleon muß ihr den Gürtel lösen lassen, wenn er es kann. Kurz, wenn Canova eine ganz bekleidete Figur bildete, so müßte er sie nach meiner Meinung wieder ausziehen, wenn sie schön werden sollte. Ließe sich doch dies mit der Figur der Religion so machen, die in der Peterskirche am Grabmal Clemens XIII. Rezzonüco steht, und, wenn ich ein Urtheil wagen darf, äußerst schön aber äußerst steif ist. Brauchte sich doch die Religion nicht zu schämen, wenn man ihr die strotzenden Gewänder abzöge! Aber sie muß es freilich in jedem Sinne thun, wenn dies geschähe.

Auch bei den musculösen, kraftvollen Figuren will man Mängel in Canova's Arbeiten entdecken. Aber hier, glaube ich, thut man dem Künstler Unrecht. Er hat sehr schöne Fechter und Helden gemacht; und sollte er auch in reizenden genienmäßigen Formen noch mehr leisten, so würde er doch auch bloß als Darsteller der Stärke und

Kraft berühmt werden. Es stand in seiner Werkstatt damals auch ein nicht fertiger Hercules, der den Lychas an den Felsen schleudert. Er hält ihn bei einem Bein über den Rücken geworfen, und ist eben im Begrif ihn vorwärts zu schleudern und zu zermalmen. Die Figuren sind nur erst aus dem gröbsten gearbeitet, aber man erkennt schon alles, was daraus werden wird. Eine ungeheure Kraft liegt in der Bewegung und Stellung des Hercules, der unglückliche Lychas aber klammert sich an ein Felsstück an, um sich zu retten. Die Gruppe ist äußerst schwer, aber auch äußerst schön und glücklich ausgeführt. Der Marchese Torlonia, erster und reichster Banquier in Rom, hat sie, und zwar, wie man sagt, für zwölf tausend Scudi (zwanzig tausend Thaler) bestellt.

Auch die colossale Büste Bonaparte's war gerade in Arbeit. Würde es nicht ein sehr gutes Süjet seyn, wenn Canova den ganzen Kaiser fertig machte, und zwar in seinem Krönungs-Costum? Die steifen Gewänder dieses Künstlers und das Pretiöse darin würde hier einen guten Eindruck machen, denn es wäre an seinem Orte.

Fontana di Trevi.

Dies ist die berühmteste Fontaine in Rom, und man muß sich wundern, daß man sie Fontaine nennt. Hier sind Wasserfälle, hier sind Ströme die sich ergießen, und ein ewiges Rauschen, wie bei einer Mühle. Aus vielen Oeffnungen, wovon die mittelste die größte ist, strömt hier ein Reichthum von Wasser hervor, der einen Fluß bilden könnte, und stürzt sich schäumend in das Bassin hinunter.

Dies Wasser soll das beste in Rom seyn, und war schon in den Zeiten der alten Römer berühmt. Anfangs hatte es den schönen Namen: aqua virginis, das jungfräuliche Wasser, weil ein junges Mädchen es fand, und durstigen Kriegern die Quelle davon zeigte. Es entspringt acht italienische Meilen von Rom zwischen dem Wege nach Tivoli und nach Palestrina; aber der Schwiegersohn des Augustus, der Feldherr Agrippa, der auch das Pantheon erbauet hat, ließ dies Wasser nach Rom leiten, und zwar zu seinen Bädern, welche hinter dem Pantheon lagen. Es fließt fast ganz unter der Erde, und kömmt in der Gegend der ehemaligen porta pinciana nach Rom. Hier auf Trinita di Monte theilt es sich in zwei Theile;

einer fließt unter der strada condotti hinweg, und versorgt fast alle Häuser in Rom mit Wasser. Der andere bildet diese Wasserkunst.

Sie hat den Pallast Conti zum Hintergrunde, oder vielmehr zur Hinterwand, denn das Wasser scheint aus dem untern Geschoß desselben hervorzuströmen, so dicht liegt sie an demselben. In der Mitte am Pallaste steht die colossale Statue des Ocean auf einem Wagen von Muscheln, von zwei Meerpferden, die von Tritonen geführt werden, gezogen. In zweien Nischen an beiden Seiten stehen die Statuen der Gesundheit und der Fruchtbarkeit, an welchen Basreliefs angebracht sind. Außerdem sieht man auf dem Gesimse vier Statuen von allegorischen Personen: den Ueberfluß der Blumen, die Fruchtbarkeit der Felder, den Reichthum des Herbstes, und die Schönheit des Landes. Dies sind die ewigen Wächter, welche das rauschende Gewässer, das sich in einem großen Bassin sammelt und verdeckt abfließt, umgeben.

Die Wasserkunst würde einen tiefern Eindruck machen, wenn die Einbildungskraft nicht zu sehr vorher durch Beschreibungen gespannt würde, und wenn die Straßen und Häuser, die in der Nähe sind, der Pracht der Fontaine angemessener wären.

Sie

Sie hat übrigens das eigene, daß das Wasser nicht in die Höhe springt, sondern in Wasserfällen herunterstürzt.

Unglückliche Geschichte eines Affen.

Ich kaufte ein Vierteljahr vor meiner Abreise aus Neapel einen kleinen afrikanischen Affen, den ein venetianischer Matrose aus Algier mitgebracht hatte, und kann nicht umhin von dem Leben und Tode dieses Thieres etwas zu erzählen.

Es war noch jung, als es in meine Hände kam und brauchte Erziehung. Aber ich glaube, daß ein Bär, ein Wolf und ein Leu leichter zu erziehen ist, als ein Affe. Hier gehen alle Rousseauschen, Salzmannschen und Campeschen Anweisungen zu Grunde. Sein Muthwille, seine ununterbrochene Thätigkeit, die sich meistens zum Schädlichen hinneigt, seine angebohrne Unruhe und Unzeitigkeit, erfodern eine fast beständige Aufsicht, wenn man ihn nicht immer an der Kette halten will; an der Kette aber schreit er. Hier müßten Roußeau und Basedow und der Engel Raphael die Peitsche zur Hand nehmen, wenn sie ihn nur etwas in Zaum halten sollten.

Dabei hatte mein kleiner Hassan, so hieß er, Prätensionen, die nicht geringe waren. Kaffee

war sein Lieblingsgetränk; wenn ich welchen trank, so machte er Ansprüche nicht etwa auf eine oder eine halbe Tasse, nein, er wollte das Ganze in Besitz nehmen. Er wollte sich zum Kaffee hinsetzen, und wer weiß, ob er mir etwas abgegeben hätte. Es war deutlich zu merken, daß er meine Uebermacht ungern anerkannte, weil er in mir einen eben so neidischen Sinn voraussetzte, als er besaß; denn wenn er endlich seine Portion empfing, so nahm er sie mit großer Heftigkeit, und wies mir drohend die Zähne, damit ich sie ihm nicht wieder nehmen sollte.

Wenn ich Gesellschaft hatte, die bei mir aß oder Kaffee trank, so war sein Schmerz groß; mit kummervollem Gesicht, mit innigem Gram, setzte er sich auf eine Ecke des Tisches, und schien sich als ein unterdrücktes Wesen zu betrachten, weil er nicht alles nehmen oder nicht unter einander werfen konnte, was da war. Stand eine Zuckerdose auf dem Tische, so war diese sein vorzügliches Augenmerk. Da er schon wußte, daß er nichts herausnehmen durfte, so hielt er wenigstens die eine Hand darüber, und senkte sie allmählich immer tiefer. Auf den Zuruf: Hassan! zog er sie zwar schnell zurück, und fuhr oft unter den Tisch, aber nicht lange, so streckte er sie wie-

der anspruchsvoll über den Zucker aus, und sobald er einen unbemerkten Augenblick zu finden glaubte, stahl er ein Stück, entfloh mit großer Eil, und drückte den Raub an seine Brust.

Dies Manöver hatte etwas so komisches, daß meine Freunde und ich selber oft in das lebhafteste Gelächter ausbrechen mußten.

Fleisch aß er nicht; was aber sonst den menschlichen Gaumen kitzelt, das kitzelte auch den seinigen, besonders Zuckergebackenes. Je feiner und schöner dies war, um so mehr schien es ihm zu behagen. Ueberhaupt liebte er alles Milde, aß aber nichts starkes oder beißendes.

Mit meiner Köchinn ging er sehr übel um, riß ihr die Mütze vom Kopfe, zog ihr das Halstuch ab, und gehorchte ihr überhaupt nie. Katzen und Hunde hatte er auf das muthwilligste zum Besten, neckte sie unaufhörlich, zog sie bei den Ohren, und wagte sich an den größten Hund. Seine Geschwindigkeit, sein schnelles Klettern und sein närrisches Wesen, das die Thiere verwirrt machte, hinderte, daß sie ihm etwas anhaben konnten. Der ärgste Streich, den er mir gemacht hat, ist, daß er mir eine hetruriſche Vase zerbrach. Ich hätte gern den Affen hingegeben, um die Vase wieder zu bekommen.

Dieser kleine africanische Bösewicht würde nach der obigen Schilderung kein reizendes häusliches Subject seyn, und seinen Besitz bald jemand verleiden können; aber er hatte dabei so viel andere Gaben, und eine solche angebohrne vis comica, daß er das übrige dadurch ausglich. Schon sein kummervolles Gesicht, wenn er nicht alles stehlen, zerbrechen oder unter einander werfen durfte, und sich deshalb als eine höchst unterdrückte Person zu betrachten schien, hatte etwas hoch komisches, und jede seiner Bewegungen reizte zum Lachen. In einer Gesellschaft lenkte er sogleich die Aufmerksamkeit auf sich, und nicht selten amüsirte er sie eine lange Zeit hindurch. Ich konnte ihn als einen Hausnarren betrachten; und da das Lachen eine heilsame Erschütterung ist, so könnte man ihn wohl mit eben dem Recht einen Hausarzt nennen.

Auf dem Wege von Neapel bis Rom war ein Netz oben im Wagen ausgespannt. Hier machte er den Matrosen auf eine bewunderswürdige Art, producirte aus eignen Anlagen eine Menge Kunststücke, kurz, er zeigte sich als ein geborner Seiltänzer.

In Rom wohnte ich am Corso, und hatte einen Balkon vor meinem Fenster. Wenn ich

Lust bekam, einen Haufen Römer und Römerinnen zu sehen, so ließ ich den Affen auf den Balkon. Sogleich versammelte sich eine Menge Menschen, die sich nicht satt an ihm sehen konnten. Man kann nicht bessere Gelegenheit haben, Physiognomien und Gruppen zu studieren, als ich sie durch den Affen bekam. Die Mahler in Rom sollten nächst der Pallette und dem Pinsel auch einen Affen besitzen.

In wenigen Tagen war mein Hassan im ganzen Corso bekannt, und ich durch ihn, denn ich hörte mehrere Male auf der Straße von unbekannten Personen sagen: eccola il Padrone della scimia. Kurz, so wie ich in Neapel Don Carlo hieß, so hieß ich in Rom der Herr des Affen.

Nächst den vielen Fußgängern, die Gefallen an ihm fanden, waren auch Personen in Equipagen vorhanden, deren Aufmerksamkeit er auf sich lenkte, und unter ihnen besonders die Gräfinn Bathyani aus Wien. Sie schickte ihren Kammerdiener zu mir, und ließ mich dringend ersuchen, ihr doch den Affen zu überlassen. Ich gerieth in Verlegenheit, ließ ihr aber sagen: ich würde es mit Freuden thun, wenn er nicht schon für eine Dame in Deutschland bestimmt wäre, der ich ihn

fest versprochen hätte; so lange ich indessen in Rom wäre, stände er ihr zu Dienst. Sie ließ ihn darauf mehrere Male holen, und schickte mir ihn wieder. Einst hatte sie ihm statt des Stricks, womit ich ihn angebunden hielt, eine lange seidene Schnur um den Hals gelegt, und ich ließ sie ihm, als ich aus Rom abreiste.

Es kömmt jetzt die traurige Katastrophe des armen Affen In Bologna mußte ich mit meinen Gesellschaftern im Adler einkehren, weil die übrigen Wirthshäuser besetzt waren. Hier fanden wir einen ganz unbeschreiblich groben und malitiösen Cameriere, der das Ruder im Hause zu führen schien. Ich hatte Geschäfte auf der Dogane. Um nicht Händel mit diesem Menschen zu bekommen, band ich meinen Affen sehr fest und kurz an einen Stuhl und ging aus.

Nach zwei Stunden kam ich wieder. Der erste Anblick, den ich hatte, war mein Affe, wie er, gleich einem Kinde, aufrecht auf dem Stuhle saß und todt war. Er hatte sich die seidne Schnur, indem er sich losmachen wollte, einige Mal um den Hals geschlungen und sich daran erwürgt. Das Blut stand ihm vor dem Munde, und seine sterbende Miene hatte etwas erschütterndes, da sie so viel menschliches besaß.

Ich kann es nicht beschreiben, wie mich der Anblick des armen Thieres jammerte, zumal, da ich mir denken konnte, wie viel es bei seinem zähen Leben gelitten hatte. Ich hätte gern geweint, wenn ich mich vor meinen Begleitern, die von Rom aus bei mir waren, und die von sentimentalen Aeußerungen nichts wußten, nicht geschämt hätte.

Ich band ihn eilend los, und fand ihn schon steif. Dessen ungeachtet versuchte ich auf alle mögliche Art, besonders durch Reibung, ihn ins Leben zurückzurufen. Umsonst. Er war im zweiten Jahre seines Lebens zu jenem Lande hinübergewandert, aus welchem kein Mensch und kein Affe zurückkehrt.

Ich nahm ihn mit in den Wagen, als wir aus Bologna nach Modena fuhren, und da wir bei einer schönen eingezäunten Wiese vorbei kamen, auf welcher ein hoher alternder Baum stand, legte ich ihn unter denselben in ein großes Papier gewickelt. Was mögen die Landleute gedacht haben, als sie diesen kleinen Afrikaner auf ihrem Terrain fanden!

Sit illi terra levis!
Ars et vita erat brevis.

Verona.

Diese Stadt liegt tief am Fuße der Tyroler Berge, und zeigt sich erst, wie fast alle italienische Städte, wenn man ganz dicht daran ist. Ehe die Berge sich erheben, versenkt sich das Erdreich noch einmal zu einem Thal, und in diesem hat sich das weite volkreiche Verona gelagert.

Die Einfahrt in die Stadt hat etwas Prachtvolles. Man sieht eine der breitesten Straßen, die nur in irgend einer Stadt gefunden werden, Berlin nicht ausgenommen, vor sich, und am Ende derselben erblickt man einen Gegenstand, der sich dem Auge als etwas ganz ungewöhnliches darstellt, nämlich ein großes antikes Amphitheater, die Arena genannt. Hinter demselben, hinter den übrigen erhabnen Gebäuden der Stadt, erheben grüne Berge ihr Haupt, und noch weiter hin Weinberge. Dies zusammengenommen gewährt einen so prächtigen Anblick, daß mir keine Stadt bekannt ist, die etwas ähnliches aufweisen könnte.

Die breite Straße, die am Thore beginnt, macht einen um so stärkern Eindruck, da man sich in allen andern italienischen Städten an sehr schmale Straßen gewöhnen muß, und sie hat nur einen

Fehler, den, daß sie aus lauter gewöhnlichen Häusern besteht. Bestände sie aus Palläſten, so dürfte man sie vielleicht die schönste Straße in der Welt nennen. Vor manchen Häusern derselben sah ich große Zelte ausgespannt, unter denen man in der heißen Jahrszeit Kaffee, Chocolate, Eis und andere Erfrischungen genoß.

Verona wird durch die Etsch in zwei große Halbstädte getheilt, wovon jede einen verschiedenen Herrn hat. Die Hälfte an der Südseite des Flusses gehört zu dem neugeschaffenen italienischen Königreiche, die andere Hälfte an der Nordseite gehört dem röm. Kaiser. Was zu theilen war, hat man getheilt. Die Brücke delle Nave hat auf der einen Seite weiß, grün und rothe Barrieren, auf der andern schwarz und gelbe. So sind auch die Schilderhäuser und die Schildwachen gänzlich verschieden. Aus dem uralten einförmigen Verona ist plötzlich ein Zwitter geworden, und bis auf die Sprache wird sich das Zwitterhafte erstrecken; denn das Militär und die Officianten der kaiserlichen Seite fangen an, deutsch zu reden.

Auf der italienischen Seite fand ich auf der Piazza delle erbe einen Freiheitsbaum, auf dessen Gipfel die bekannte phrygische Freiheitsmütze mit einer Troddel und zwei zerrissenen Fahnen

im Kreuz angebracht waren. An den vier Seiten unten las man die Inschriften:

Marengo e Luneville fissarono il destino della Cisalpina, e la libertà di Verona.

La legge primo e supremo Magistrato.

Amore al popolo compendio di virtù.

Concordia de buoni, terrore degli empi.

„Marengo und Lüneville bestimmten das Schicksal der Cisalpina, (republica) und die Freiheit von Verona."

„Das Gesetz ist der erste und oberste Gebieter.

„Die Liebe zum Volk ist Ersatz für die Tugend.

„Eintracht der Guten ist das Schrecken der Bösen."

Die Inschriften scheinen etwas in der Geschwindigkeit gemacht zu seyn, so wie der Freiheitsbaum selbst. Ob er denn noch stehen mag, nachdem auf die Cisalpina ein Königreich gepfropft ist? Und wie mag es überhaupt mit den Freiheitsbäumen aussehen? Wahrscheinlich werden sie allmählich eingehen, wie die Obstbäume in einem harten Winter.

Einen andern großen leeren Platz fand ich in den Ringmauern der Stadt, und zwar einen fast unübersehbar großen Platz, wo Gras wuchs. Hier spielten die Veroneser körperliche Spiele, und besonders ein Spiel mit großen hölzernen

Kugeln, die mit einem großen eisernen Löffel geworfen wurden, und durch einen Ring laufen mußten. Ueberhaupt ist in Italien das Spielen in den Straßen und auf öffentlichen Plätzen gebräuchlich. Es waren Geistliche, Kaufleute und andere anständige Personen, die in Verona gerade so spielten, wie bei uns nur die Knaben zu spielen pflegen.

Die Literatur scheint hier eine unbekannte, wenigstens nicht einheimische, Pflanze zu seyn. Doch fand ich in einem Kaffeehause der deutschen Stadtseite aus Roveredo folgendes Werk angekündigt: Spirito dei Giornali letterarj dell' Allemagna.

Unter den letterarj scheint man kritische Journale zu verstehen, denn in dem Werke soll enthalten seyn: 1) kritische Auszüge aus den besten Werken. 2) Das Urtheil der Recensenten, wenn kein Auszug gemacht ist. (Man sieht, daß die Verfasser ihre Weisheit aus den deutschen kritischen Journalen hernehmen wollen.) 3) Die Programmen der deutschen gelehrten Gesellschaften. 4) Biographische Nachrichten von deutschen Schriftstellern. 5) Anzeige neuer Editionen und Nachrichten von wichtigen Werken. Acht Stück, die jährlich von dieser Zeitschrift herauskommen,

kosten zwanzig venetianische Lire, etwa fünf Thaler. Etwas bessere Logik wäre den Herausgebern zu wünschen; denn mit dieser würden sie den ersten und fünften Punct nicht getrennt haben. Viel Licht wird dies Journal nicht anzünden, aber in Verona scheint eine solche Finsterniß zu seyn, daß auch ein kleines Lämpchen willkommen ist.

In der venetianischen Zeitung waren auch einige Bücher angekündigt, unter andern: La borsa d'ora aperta pei Giocatorè del Lotto, che contiene Indovinelle caballistiche caet: vale un lire. (Die geöffnete Geldbörse für Spieler im Lotto, enthaltend cabbalistische Enträthselungen u. s. w. kostet ein Lire.) Der Verfasser kennt seine Nation; denn diese sucht noch emsiger durch das Lotto reich zu werden, als die deutsche. Ferner fand ich: La cattolica Religione difese contra i Semidotti di ogni secolo; vale un lire. (Die katholische Religion gegen die Halbgelehrten in jedem Jahrhundert vertheidigt; kostet ein Lire.) Der Verfasser hat sich die Sache sehr leicht gemacht. Hätte er die katholische Religion gegen die Ganzgelehrten vertheidigen wollen, so würde er ein schwerer Stück Arbeit gehabt haben. Uebrigens steht hier Religion und

Lotto sehr passend beisammen, denn beides ist den Italienern sehr wichtig. Die erste scheint ihnen am Herzen zu liegen, und das letzte liegt ihnen am Herzen.

Das Amphitheater in Verona.

Die Stadt Verona besitzt etwas, worauf sie, worauf jede Stadt in der Welt stolz seyn kann: ein Amphitheater aus den Zeiten der römischen Kaiser, welches das erhaltenste von allen vorhandenen Theatern ist. Es bildet ein vollkommnes ungeheures Rund ohne eine Lücke in den Mauern, und nur die obern beiden Geschosse sind heruntergesunken; aber so weit als das Volk auf sechs und vierzig über einander sich erhebenden Terrassen inwendig saß, ist alles erhalten, fest und unerschüttert.

Es ist zu verwundern, das dies Amphitheater, welches man hier die Arena nennt, nicht bekannter ist, da das sogenannte Coliseum in Rom so oft genannt und beschrieben wird. Die Arena ist wegen ihrer Erhaltung ein höchst merkwürdiger Gegenstand, denn man sieht aus ihrem Bau noch vollkommen, wie die alten Amphitheater be-

schaffen waren, wo man in sie hineinging, wo das Volk saß und wo gespielt wurde.

Unmöglich läßt sich ein zum Schauen vollkommneres Gebäude erfinden, als ein Amphitheater, wo alle Zuschauer in einem Kreise sitzen, und die Handlung in der Mitte vorgeht. Da vorzüglich Kampfspiele von wilden Thieren darin gegeben wurden, so ist die erste herumlaufende Terrasse von einer zweckmäßigen Höhe, so daß kein Thier sie zu erreichen vermochte, und man konnte hier also das blutige Schauspiel ohne Gefahr ganz in der Nähe sehen. Wahrscheinlich saßen die Vornehmsten auf dieser ersten Terrasse; und da sie einen Umkreis von einigen hundert Schritten hat, so konnten ohne Zweifel alle Honoratioren von Verona hier sitzen. Die übrigen Stufen oder Terrassen haben sodann immer einen weitern Umkreis; und da die am wenigsten Vornehmen den größten Haufen auszumachen pflegen, so nehmen diese höhern Terrassen sehr zweckmäßig am Umfange zu. Wer ganz oben in dem letzten Kreise saß, schaute aus einer Höhe von ungefähr hundert Fuß auf die Kampfspiele hinunter.

Das Amphitheater hat das Ehrfurchterweckende, das Einfacherhabne und Majestätische, das die antiken Gebäude zu haben pflegen, im hohen

Grade, und dies rührt vorzüglich von dem einfachen Schmuck her, der das ganze Gebäude umgiebt. Es besteht aus Stockwerken von zwei und siebzig großen Bogen, die in gleicher Entfernung um das Ganze herumlaufen, und wovon die untersten die Eingänge zu den verschiedenen Terrassen im Innern ausmachen. Ehmals waren vier Reihen solcher Bogen über einander, wodurch eine Höhe von ungefähr zweihundert Fuß entstand. Jetzt sind nur noch die beiden untersten Stockwerke übrig, nämlich so weit inwendig die Terrassen gehen; aber es ist unglaublich, was nur diese beiden noch erhaltenen Stockwerke für einen erhabenen Eindruck machen. Wie Riesenhöhlen stehen die offenen Thore über einander, jähnen uns dunkel an, und laden zum Hineintreten ein. Das grandioseste Fenster, wenn ein Fenster grandios seyn kann, würde in diesem Bau kleinlich erscheinen. Hier ist alles für die Dauer von Jahrtausenden, und ein vergängliches Fenster würde zu sehr damit contrastiren.

Wenn man jetzt auf der größten Höhe herumgeht, so findet man einen Umkreis von fünf hundert und zehn Schritten, und so groß ungefähr ist auch die letzte Stufe zum Sitzen. Es konnten hier also mehr als fünfhundert Menschen be-

quem Platz finden. Diese Anzahl nimmt zwar nach unten zu, wo der Umkreis stufenweise geringer wird, etwas ab, aber doch hat man berechnet, daß in diesem Amphitheater zwei und zwanzig tausend Menschen sitzen können. Raum zum stehen aber ist für eine weit größere Anzahl da.

Als Pius der VI. von seiner berühmten Reise nach Wien zurückkehrte, gab er in dieser Arena dem Volke den Seegen, und eine Anzahl von achtzig tausend Menschen war versammelt, ihn zu empfangen. Denn man kann leicht errathen, daß in Verona noch Finsterniß genug herrscht, um dieser Handlung eines Menschen eine große Kraft beizulegen. Er stand auf einem Balcon, und war voll Erstaunen, als er eine solche Anzahl Menschen erblickte, die stufenweise wie lebendige Mauern sich über einander erhoben. Zum Andenken an dies Seegensprechen findet man an dem Balcon folgende Inschrift:

Pius VI. Pont. Max.
Trans Alpino rediens itinere
Ciuibus et incolis Prouinciae,
Per cuneos arenamque compositis ab
Aureo Solio coelestia munera exorauit.
M. Sauorniano P. P. Praefecto.

Pabst

Pabst Pius VI.
Rückkehrend von der transalpinischen Reise,
Erflehte hier den Bürgern und Landbewohnern,
Auf den Stufen und in der Arena verbreitet,
Von einem goldenen Thron himmlische Gaben.
M. Savornianus (P. P.) war Präfectus.

Ob P. P. hier durch Pater Patriae zu erklären ist, überlasse ich jedem selber, da es sonst nur dem Landesherrn zukömmt.

Auch Joseph II. war auf diesem Balcon; nicht, um den Seegen zu sprechen, sondern um einer Stierhetze beizuwohnen, die man ihm zu Ehren gab. Das Seegensprechen und eine Stierhetze sind zwei sehr heterogene Dinge, aber wenn man den Aberglauben erwägt, der mit dem ersten in Verbindung steht, so weiß man nicht, welches von beiden schlimmer ist.

Zum Andenken an dies Schauspiel liest man folgende Inschrift:

Imp. Cas. Josephus II. P. F. A.
Venationem Taurorum munere
Splendidiss. Christoph. Minell.
Praet. ac. Pr. Praef.
Stipato Q°. Q°. Amphit. ter.
Manibus plaudente Populo Veronense
Salutatus spectavit lubens.
XII. Kal. August. CIↃ IↃↃLXIX. (1769.)

Was die Abkürzungen in dieser Inschrift betrifft, so heißt das P. F. A.: Pius Felix Augustus, Beinamen, die man auf Münzen und Inschriften häufig den alten römischen Kaisern gab. Möchte Joseph II., statt die Beinamen der alten Kaiser zu führen, doch selber alt geworden seyn!

Das Praet. ac Pr. Praef. heißt wahrscheinlich: Praetoris ac Primi Praefecti. Dies klingt sehr altrömisch, und paßt gut für den Ort, der auch altrömisch ist. Das Q° Q° ist mir unbekannt.

Uebrigens sieht man aus dieser Stierhetze, in welchem erhaltenen Zustande das Amphitheater ist, indem man noch jetzt dergleichen Schauspiele darin geben kann. Ich selber habe in der Arena oder dem mittleren ebenen Raume des Amphitheaters eine Bühne aufschlagen sehen, auf welcher eine Comödie gegeben wurde. Die Zuschauer saßen zum Theil auf den antiken Sitzen.

Die Zeit, wo dies Amphitheater gebaut wurde, ist unbekannt, und man vermuthet bloß, daß es unter Diocletian geschah. Da es in den alten Autoren nicht erwähnt ist, so würde eine antike Münze, die Bezug darauf hätte, die Entstehungszeit am besten aufklären; aber auch diese ist noch nicht gefunden.

Das Amphitheater hat jetzt ein Veroneser gepachtet, und verpachtet es wieder an hundert andere. Unter den Bogen, wo ehmals wilde Thiere ein- und ausgingen, wohnen jetzt sehr zahme Menschen: Schneider, Schuhmacher, Schmiede, Kohlenhändler, kurz eine Menge Handwerker und Händler. Jeder Bogen giebt eine Werkstatt oder ein kleines Magazin ab. Auch wohnte ein Antiquitätenhändler in einem der Bogen. Gleich den Schwalben, die ihre Nester an ein schützendes Haus ankleben, nisten sich hier die Menschen in dem alten Bau ein, und er beherbergt sie alle gastfreundlich, wie in unvergänglichen Höhlen.

Wenn der Erbauer dieser Arena wieder auferstände, und fände sie in diesem Zustande, ringsum bewohnt, sähe da unsere Handwerker, wo ehmals Löwen und Leoparden und Tyger wohnten, da, wo der Aufseher der Thiere war, einen Antiquitätenhändler, welche Verwunderung würde sich seiner Seele bemächtigen!

Ueber den Transport der Kunstsachen, nebst Erzählung von einem kleinen Transport derselben aus Neapel bis Schlesien *).

Nicht leicht ist eine Sache mehreren Unglücksfällen unterworfen gewesen, als das Fortbringen von Kunstsachen aus einem Lande in das andere, besonders wenn es zu Wasser geschah. Mehrere Beispiele von Verunglückungen dieser Art haben wir nahe vor Augen.

Als der englische Gesandte Hamilton seine hetruriſchen Vasen und Gefäße aus Neapel fortschaffte, ging ein Schiff, worauf die besten davon befindlich waren, unter, und er brachte nur einen Theil davon glücklich nach London **). Der Lord Elgin hatte, wie bekannt, vor kurzen vom türkischen Hofe die Erlaubniß erhalten, in Grie-

*) Dieser Aufsatz ist schon in dem italienischen Kabinet abgedruckt; aber weil er Bezug auf die ganze Rückreise hat, so scheint er hier vorzüglich an seinem Orte zu seyn.

**) Diesen Rest hat er seit der Zeit an den König für sechs tausend Pfund Sterling verkauft, sich aber dabei ausgebeten, daß diese Sammlung künftig, auch nach seinem Tode noch, die Hamiltonsche heißen sollte, welchen Namen sie auch wirklich noch führt.

chenland nach Alterthümern graben zu lassen *), und auch mancherlei Schätze davon ans Licht gebracht, unter andern einige schöne Marmor-Basreliefs, mit Vorstellungen aus der alten griechischen Geschichte; aber bei Kandia scheiterte ein Schiff mit diesen Schätzen, und sehr vieles war davon verloren.

Selbst der Laocoon hat auf der Reise von Rom nach Paris einen Unfall erlitten, indem eine alte Zusammenfügung des Marmors, die man nicht mehr bemerken konnte, sich wieder geöffnet und das erhabene Werk etwas entstellt hat.

Ein Deutscher hatte in Rom Kupferstiche, Conchilien, antike Münzen, Schwefelabgüsse u. s. w. gekauft, und alles dies in einen Koffer gepackt. Er fand auch alles diesseits der Apenninen wieder, aber nicht in seiner ursprünglichen Gestalt,

*) Obwohl ich den Roman: der Zauberer Angelion, selber geschrieben habe, so glaube ich doch, es sey nicht unbescheiden, hier zu bemerken, wie die ganze Geschichte darin sich um den Punct drehet, daß ein englischer Lord (denn der Zauberer Angelion ist nichts anders) in Griechenland Alterthümer ausgräbt, und daß auch mein Zweck war, aufmerksam auf die Schätze zu machen, die dort noch verborgen seyn müßten. Es kann seyn, daß der Lord Elgin nie etwas von dem Zauberer Angelion gehört hat, aber es ist doch sonderbar, daß die Hauptgeschichte eines Romans, der seit einigen Jahren in Deutschland bekannt ist, plötzlich von England aus realisirt wird.

sondern in einer engen Verbindung unter einander, und gleichsam zu einem Salat gemischt, in welchem er die Münzen kaum von den Conchilien unterscheiden konnte, und die Kupferstiche von den Schwefelabgüßen, wie von Mäusen zerfressen fand.

Ein anderer packte großgriechische silberne Münzen zu Neapel in eine Schachtel, um sie mit nach Wien zu nehmen. Die Schachtel ging unterweges auf, und in Wien fand er den feinsten Silberstaub an deren Stelle. Die Münzen waren nach einigen Wochen in ihre ersten Bestandtheile aufgelöst, wie Menschen nach einigen Jahrzehnten sich in Staub verwandeln.

Diese Beispiele hatte ich vor Augen, als ich mich im März 1803 in Neapel befand, und darauf sann, die hier beschriebene Sammlung von hetruriſchen Gefäßen, von antiken Münzen, von Bronzen, von Conchilien, von Lavasorten und vielen andern Seltenheiten, die ich in einem glücklichen Zeitpunct anzukaufen Gelegenheit gehabt hatte, nach Deutschland zu transportiren. Vestigia me terrebant, und ich wankte lange, ob ich sie zu Wasser oder zu Lande den weiten Weg machen lassen sollte, bis endlich die Liebe zu den gesammelten Sachen, die mir nicht erlaubte, mich von ihnen zu trennen, entschied, und ich sie im

Wagen mitzunehmen beschloß. Ich muß hier zugleich bemerken, daß der Graf von Hardenberg, dessen Bekanntschaft ich in Neapel zu machen die Ehre hatte, sich erbot, die Münzen, die vierzig bis funfzig Pfund am Gewicht betrugen, mit nach Deutschland zu nehmen.

Da mehrere Reisende mit mir in eine ähnliche Lage gerathen könnten, die Sache auch noch nicht erörtert ist, so halte ich die Nachricht wie ich meine Schätze einpackte, nicht für unnöthig.

Was die Münzen betrifft, so nahm ich ein Brett, ungefähr einen Fuß im Durchmesser, breitete ein Tuch darüber, sodann eine Schichte feines Werk, und auf dieses legte ich reihenweise die Münzen, die ich vorher einzeln in Papier gewickelt hatte. Auf die Schichte von Münzen kam wieder eine Schichte von Werk, und so abwechselnd fort, bis ungefähr tausend zwei hundert große und kleine Münzen über einander lagen. Hierauf wurden die Zipfel des unten ausgebreiteten Tuchs darüber zusammengeschlagen, und ein anderes Bret von gleicher Größe darauf gelegt. Nun wurden die beiden Bretter durch Schnüre fest gegen einander gezogen, so daß die Münzen unbeweglich zusammengepreßt lagen; die an den Seiten entstehenden Zwischenräume aber ließ ich

sorgfältig ausstopfen, und das Ganze in Sacktuch einpacken. So übergab ich es mit schwerem Herzen zu einer Reise von mehr als dreihundert Meilen über Gebirge und Thäler und Ebenen.

Die hetruriſchen Gefäße, unter denen einige sehr fein waren, zu einer solchen Landreise auszurüsten, war eine schwerere Aufgabe. Ich begann die Sache so. Zuerst wickelte ich jedes Gefäß besonders in Werk, schlang rings umher einen Faden, und stopfte es inwendig fest aus; doch um Raum zu ersparen so, daß ich die kleinern Gefäße in die größern legte. Eben so umwickelte ich die Bronzen, Conchilien, Mineralien u. s. w. und packte sodann alles in einen Kasten in türkisches Weizenstroh und Heu, so fest als möglich.

Das Reisen mit Vetturinis ist in Italien am wohlfeilsten, und am wenigsten mit Verdruß verbunden, weil man dem Vetturino alles überläßt, auch die Zeche in den Wirthshäusern, und also von den abscheulichen Wirthen nicht geplagt wird. Einem solchen verdung auch ich mich mit meinen Sachen, und kam ziemlich ohne Besorgniß bis nach Rom, weil der Weg, eine Strecke bei Terracina ausgenommen, sehr gut war, und einen großen Theil von der ehemaligen via appia oder trajana ausmachte. Auch wurde ich in Rom

nicht visitirt, weil ein polnischer Graf, der mit demselben Vetturin reiste, die Vorsicht gehabt hatte, sich in Neapel einen Passir-Zettel auszuwirken.

Auf dem fürchterlichen in Wolken liegenden Radicofani, ist die Gränzmauth zwischen dem römischen und florentinischen Gebiet, und hier mußte ich mich visitiren lassen. Da ich unmöglich zugeben konnte, daß man die fest eingepackten Sachen auspackte, so hatte ich viel Verdruß. Nach langen Debatten verwies man mich nach Florenz, plombirte die Sachen, und ließ mich zwei Zechinen Pfand deponiren. Ein Knecht im Wirthshause, der so viel Bindfaden gebracht hatte, als einigemal um den Koffer reichte, verlangte zwei Paul (acht Groschen) dafür. Ich gab ihm einen ganz neuen Flaschenkorb, den ich gerade nicht mehr gebrauchte, aber er war noch lange nicht damit zufrieden, und verlangte noch einen Paul. Solche kleine Züge können zu Beweisen dienen, welchen Plackereien man unter den äußerst niedrigdenkenden gemeinen Italienern, besonders in den Wirthshäusern, ausgesetzt ist.

In Florenz mußte ich alles, was ich bei mir hatte, die Tage meines Aufenthalts daselbst, auf der Dogane lassen, nämlich meinen Reisekoffer,

den Kasten mit den hetruriſchen Gefäßen und noch eine Kiſte. Ich ſuchte mich ſo viel wie möglich zu wenden und zu drehen, und man war ſo höflich, mich nicht auspacken zu laſſen; aber ich mußte für den Tranſito-Zoll und für die Mauthbedienten etwas anſehnliches bezahlen.

In Pietramala war das letzte Mauthamt im Florentiniſchen, und hier, tief zwiſchen den Apenninen, empfing ich die beiden Zechinen Pfand, die ich auf der Höhe Radicofani hatte laſſen müſſen, in Silbergeld mit einigem Verluſt zurück.

Nun näherten wir uns der Gränze der freien italieniſchen Republik, und in Scarlealaſino war die Grenzdogane. Der Ort hat wahrſcheinlich ſeinen Namen davon, weil die Eſel, die häufig in dieſen gebirgichten Gegenden gebraucht werden, hier abladen müſſen. Aber nicht die Eſel allein, auch unſere Vetturini mußten alles, was auf dem Wagen war, herunternehmen. Alle Paſſagiere ſahen ſich genöthigt, ihre Koffer aufzuſchließen; und da man in dem meinigen ſo mancherlei Sachen fand, die nicht current waren, ſo wurde man ungewöhnlich aufmerkſam. Ich hatte Schachteln und kleine Käſtchen mit Mineralien, ſo wie blecherne Büchſen mit einigen ſeltenen Münzen darin.

Einer von den Mauthbedienten nahm eine

Ladung von diesen Sachen in Arm, und sagte, er müsse sie in die Mauthstube bringen. Die übrigen blieben in dem offenen Koffer unter in Unordnung gebrachter Wäsche und Kleidung zurück, und wurden weiter von einem andern Mauthbedienten durchsucht. Welchen Theil sollte ich hüten? Ich ging mit in die Mauthstube, und bat die übrigen Passagiers, etwas auf meinen Koffer Acht zu haben.

Ich mußte die Kästchen und Büchsen aufmachen, und den Preis der Sachen angeben. Da man antike Münzen fand, so zeigte man mir eine Faustina senior maximi moduli, wo sie auf dem Revers in einem mit Löwen bespannten Triumphwagen abgebildet war, und sagte mir, daß ein Reisender sie ihnen geschenkt hätte. Ich merkte, daß sie großen Werth darauf legten; mir schien sie unächt zu seyn.

Jetzt brachte man meinen Kasten mit den hetruriſchen Gefäßen, und noch eine Kiſte mit andern Kunstsachen herein. Nach einigen Bedenklichkeiten entschloß man sich endlich, alle diese Sachen zu wiegen, und nach dem Gewichte zu taxiren. Ich war herzlich gern damit zufrieden, mußte aber jetzt wieder ein ansehnliches Pfand niederlegen, das ich an der andern Seite der Republik

im Grenz-Mauthamt zurück erhalten sollte. Ich erkundigte mich nach diesem, aber man wußte nicht, welches es sey: ich sollte es ihnen nennen.

Da ich noch ungewiß war, ob ich bei Verona oder auf einem andern Punct über die Grenze der Republik gehen würde, so bat ich, man möchte den Schein im allgemeinen an das letzte Mauthamt richten. Umsonst! Sie verlangten von mir, daß ich die Grenzmauthen an jener Seite kennen und ihnen eine davon bestimmen sollte, sie selber kannten außer Verona keine einzige.

Ich führe diese Umstände zum Beweis an, wie übel man in einem neuorganisirten Staat berathen ist. Unwissenheit, Ungeübtheit in Geschäften leuchtet überall hervor, und hier hatte ich mit wirklichen A. b. c. Schützen zu thun. Ihr ganzes Benehmen, ihre ganze Schreiberei bewies dies. Ich mußte mich endlich entschließen, meinen Transito-Schein nach Verona richten zu lassen.

Von weit jenseits Florenz an hatte ich in den gebirgichten Steinwegen für meine zerbrechlichen Kunstsachen gezittert, und noch immer befand ich mich in den Apenninen, wo Höhen und Tiefen ewig wechselten. Oft wenn es auf einem rauhen Wege schnell bergab ging, gab es so heftige Stöße, daß ich glaubte, es sey unmöglich, daß die

feinen zerbrechlichen Gefäße erhalten werden könnten, und meine Empfindung war wahrlich nicht angenehm dabei.

Zwei Meilen von Bologna endlich kamen wir bei Pianoro von den furchtbaren Apenninen herunter, und befanden uns nun auf der unabsehbaren, wasserrechten Ebene der Lombardei, wo der Wagen gleich einem Schiffe in ewig horizontaler Richtung fortglitt. Meine Furcht für die Gegenwart war nun vorüber, aber für die Vergangenheit dauerte sie fort.

Wir kamen endlich über Mantua und Modena nach Verona, einer Stadt, die durch die Etsch in zwei Theile getheilt wird, und halb der italienischen Republik, halb dem Kaiser gehört. Auf der italienischen Seite bekam ich nach einigen Umständen mein Pfand wieder, aber auf der deutschen Seite hatte ich mit dem Acciseamt große Unbequemlichkeiten. Ich mußte die Koffer auf die Dogane bringen lassen, ich mußte sie öffnen, und man machte Miene, sie genau zu durchsuchen, obwohl schon ein Kerl bei mir im Zimmer gewesen war, und ich mit der Sache fertig zu seyn glaubte. In den Kasten mit den hetruriſchen Gefäßen lag ein Priapus oben; man betrachtete ihn genau und wollte wissen, was er vorstelle. Da ich nicht

wünschte, Anlaß zu dummen Witz zu geben, so gab ich ihn für einen Fuß aus, und man war damit zufrieden. Unwissenheit, Grobheit und Unverschämtheit herrschten übrigens in dieser Grenzmauth. Sie war ebenfalls neuorganisirt.

Es kam jetzt ein gefährlicher Zeitpunct für den Transport meiner Kunstsachen. Bis Verona war ich mit Vetturinis gefahren; hier hörte diese Art des Reisens auf, und ich mußte mit der Diligence weiter gehen. Diese nimmt ihren Weg durch Tyrol über Inspruk nach Wien, und hat einen Conducteur, der sie bis Inspruk begleitet. Dies ist bedeutend. Der diesmalige Conducteur war ein ungeheuer großer und dicker Mensch, eher einem Elephanten ähnlich, als einem Menschen. Aber hätte er noch dicker und ungeschlachter seyn mögen, wäre er nur am Geiste und in seinem Betragen nicht eben so ungeschliffen gewesen.

Als meine Sachen aufgepackt wurden und ich herantrat, um nach ihnen zu sehen, waren seine ersten Worte: was wollen Sie? und diese wurden in dem rauhesten und gröbsten Tone gesprochen. Da ich einige Fragen nach meinem Koffer that, war die unpassende Antwort, das würde alles besorgt werden, ohne daß ich mich darum bekümmerte. Ich fühlte gleich vom ersten Augenblick

an, daß dieser Mensch nicht einen Funken von Humanität oder nur von gewöhnlicher Höflichkeit besaß. Und mit ihm sollte ich von Verona bis Inspruk reisen; dieser Mensch sollte die Aufsicht über alle Sachen auf der Diligence haben. Ich fühlte bald, was das hieß. Der Kasten mit den antiken Gefäßen war vorn auf der Spitze einer emporstehenden Leiter, wie man sie bei großen Lastwagen sieht, aufgepackt, und schnellte bei jedem Stoß in die Höhe. Meine Pistolen und mein Säbel waren irgendwo hingerathen, wo ich ihrer auf keine Weise bei einem Zufalle habhaft werden konnte; selbst mein Mantel war so verpackt, daß ich ihn nicht umnehmen konnte, wenn ich wollte.

Ich fühlte, daß, wenn ich darüber Anmerkungen machen wollte, ich mir den größten Verdruß zuziehen würde, und schwieg. Pour comble de malheur war eine sehr höfliche Frau mit im Wagen, die ein abscheuliches Italienisches redete, ganz in der mailändischen französirenden Aussprache, worin man z. B. nicht saputo, veduto, dunque ognuno, sondern sapût, vedût, dûnque ognun sagt, und mit der sich auch selbst in diesem Jargon nichts reden ließ. So ging es mit mir und meinen Kunstsachen über Roveredo und

Botzen nach Trient, und in die steinichten Gebirge von Tyrol hinein.

Ich hatte nun meine Antiquitäten unversehrt schon weit über hundert Meilen fortgebracht, denn in Verona hatte ich sie noch unbeschädigt gefunden; hier sah ich sie auf einmal in Gefahr, gänzlich zu Grunde gerichtet zu werden. Der Kasten mit den hetruriſchen Gefäßen hatte den ſchlechteſten Ort auf dem ganzen Wagen, und war den heftigſten Erſchütterungen ausgeſetzt. Wie viel mußte ich dabei empfinden, da ich einen ſolchen Schatz darin wußte! Aber es war an keine Aenderung zu denken.

In Trient ſtieg ein Mann mit ſeinem Sohne blind auf, der Bruder des italieniſchen Profeſſors Filippi in Wien, um nach Wien zu gehen, ſo wie ein Kaufdiener und ein italieniſches Mädchen.

Von jetzt fing der Conducteur an, noch weit rauher gegen mich zu ſeyn, denn ich hatte etwas verſäumt, was die Conducteurs hier durchaus den Reiſenden zur Pflicht machen wollen, ihn in den Wirthshäuſern frei zu halten. Ich hatte nicht daran gedacht, würde aber gegen ein gehöriges Betragen gewiß darauf gekommen ſeyn; nur mich dazu zwingen zu laſſen, darin konnte ich mich nicht überwinden.

In Brixen, wo wir eine Nacht und einen Tag blieben, wo ich mich in der Gesellschaft des Herrn Bisdomini, der eine Chalkographie hat, und eines Grafen, der ein kleines antikes Münzkabinet besitzt, etwas von der traurigen Reise erholt hatte, brach die ganze Abscheulichkeit dieses Conducteurs aus. Wir fuhren spät Abends weg, nachdem er uns lange hatte warten lassen, als alles schon bereitet war, und er bloß noch in einer Wirthsstube zechte. Endlich kam er und wir stiegen ein. Da ich meinen Hut vermißte, so fragte ich ihn: Herr Conducteur haben Sie meinen Hut nicht gesehen? Von dieser ganz simpeln Frage nahm er die Gelegenheit zu den bittersten Händeln her, fragte mich, ob ich glaubte, daß er mein Bedienter wäre, und fuhr in diesem Ton auf die unverschämteste Art fort.

Man kann denken, wie mir zu Muthe war, mit einem wüthenden Menschen in einem engen Raum eingesperrt zu seyn, und ihn ohne Ende lärmen zu hören. Er war betrunken, und eben so wenig fähig, Vernunft anzunehmen, als ein unvernünftiges Thier. Die andern Passagiers aber getrauten sich nicht, nur ein Wort zu sagen, denn sie fuhren beide blind mit, und die Italienerinn allein bezahlte in den Posthäusern. Wir hatten

keinen Conducteur, wir hatten einen Tyrannen bei uns *).

Ich war fest entschlossen, ihn in Inspruk zu denunciren, und er hatte dies in mehreren Rücksichten verdient; aber die Umstände dabei, so wie der Mangel an Zeit, hielten mich zurück, und so mag ihm wohl oft die größte Insolenz hingehen. Der Weg von Verona bis Inspruk ist äußerst bergicht, und man muß unter andern über den hohen Brenner; aber wenn mir noch einmal die Wahl frei stände, mit diesem Conducteur zu fahren, oder den ganzen Weg zu Fuß zu machen, ich würde ganz ohne Bedenken das letzte wählen.

Wir kamen endlich in Inspruk an. Ich konnte den Kasten mit den hetruriſchen Gefäßen öffnen und that es; aber ein wirkliches Zittern überfiel mich, als ich es that. Ich mußte fürchten, alles zertrümmert zu finden.

*) Wenn man weiß, daß die östreichische Regierung in allen Zweigen weit eher zu genau als zu lax ist, so scheint es unglaublich, daß man einem solchen Menschen nicht näher auf die Finger sieht, und man kann sich dies bloß durch die Entfernung von Wien erklären; denn bei Wien habe ich die Conducteurs gänzlich umgeändert gefunden. Dieser sprach fast nichts anders als Zoten, incommodirte durch ein großes Kissen, das er auf seinen Sitz schnallte, den hinter ihm Sitzenden auf das unverantwortlichste, und benahm sich in allem als ein unumschränkter Gebieter.

Das erste, was mir in die Hand fiel, war der Priapus, und ich fand ihn unversehrt. Unkraut, dachte ich, vergeht nicht, und ließ mich dadurch nicht trösten. Auch war es eine kurze Freude, denn in dem zweiten was ich öffnete, fand ich einen mitten durchbrochenen Discus, und sodann noch manches andere, das mich nicht erfreute. Kurz, ein großes hetruriſches Trinkgefäß, ein kleiner antiker römiſcher Topf, ein Balſamarium, eine Patera lag in Scherben, und von einer Vaſe oder Campane war der Fuß ſtark beſchädigt, ja die Stückchen ſo zerrieben, daß es nicht möglich war ſie wieder zuſammenzuſetzen. Indeß hatte ich mir die Verheerung noch ſchlimmer vorgeſtellt und war zufrieden, daß von funfzig Gefäßen nur fünf oder ſechs verloren gingen.

Von Inſpruk bis Wien waren meine Kunſtſachen mehr in Sicherheit, wie je, denn ich machte dieſe Tour zu Waſſer, auf dem Inn und auf der Donau. Indeſſen mußten alle Paſſagiers bei Engelhardszell die genaueſte Viſitation ausſtehen, genauer, wie ich ſie je erfahren habe; aber ich hatte Zeit genug, alles wieder gehörig einzupacken.

Trotz dieſer Unterſuchung mußten wir ſie uns bei Wien noch einmal mit der größten Strenge gefallen laſſen. Sogar geöffnete Briefe ſchlug man

aus einander und las die Ober- und Unterschrift. Bei dieser unangenehmen Gelegenheit verlor ich ein Buch, worin meine Reisebemerkungen während der Wasserfahrt standen, und außerdem die Erklärungen vieler von meinen alten Münzen. Wer je etwas ähnliches verloren hat, der wird wissen, wie wehe es thut.

Ich hatte in Wien viele Umstände wegen meiner Kunstsachen, und mußte sie beständig auf der Accise lassen, auch von neuen ein beträchtliches Pfand einlegen; aber Unfälle hatte ich nun auf einer weiten Strecke nicht mehr, bis endlich der letzte und gefährlichste kam.

Ich fuhr mit noch einem Passagier und dem Conducteur, dem ich meine Sachen sehr empfohlen hatte, von Troppau nach Jägerndorf. Der Postillion jagte sehr, und der Weg war äußerst rauh, so daß ich hinlängliche Ursache hatte, für meine Antiquitäten besorgt zu seyn. Indessen war ich schon durch die Erfahrung etwas dreister geworden.

Eine Viertelmeile von Jägerndorf begegnete uns ein Wagen. Der Conducteur, der die Leute, die darin saßen, kannte, stieg aus, um mit ihnen zu reden. Kaum war dies geschehen, als ich meinen Füßen gegenüber ein vordringendes Bret

bemerkte. Unbesorgt hob ich eine Decke auf, die darüber lag und siehe, mein Kasten mit den hetruriſchen Gefäßen, auf welchem der Conducteur, mir unwiſſend, geſeſſen hatte, war aus einander gegangen, und hatte eine ganz verſchobene Geſtalt angenommen.

Es iſt unbeſchreiblich, welch einen Schreck ich bei dieſem Anblick empfand. Nachdem ich dieſe mir ſo theuern Alterthümer nun ſchon dreihundert Meilen unter vielfachen Sorgen und Beſchwerden mit mir geführt hatte, und ganz nahe am Ziele meiner Reiſe war, trat hier der Augenblick ein, wo ſie plötzlich zu Grunde gehen ſollten. Ich war halb verſteinert.

Man ſuchte mich zu beruhigen, und der Kaſten mußte wirklich erſt vor einigen Minuten aus einander gegangen ſeyn, denn er war nur wenig zuſammen gedrückt, aber immer noch genug, um das ſchlimmſte befürchten zu laſſen. Ich ſuchte ihm und dem darin Eingepackten ſo viel wie möglich ſeine Geſtalt wieder zu geben, ſtemmte meine Füße gegen das vorgedrungene Brett, und der Poſtillion mußte nun ganz langſam nach Jägerndorf hineinfahren. Da ich noch immer nicht wußte, was geſchehen war, ſo hatte ich einen äußerſt peinlichen Weg.

Endlich langten wir an, und die Sachen wurden mit der größten Behutsamkeit ins Zimmer getragen. Aengstlicher noch, wie in Insprunk, fing ich die Untersuchung an, aber Dank sei dem Genius des Alterthums: ich fand nur Kleinigkeiten beschädigt, und das Ganze hatte noch nicht gelitten. Zweierlei glückliche Umstände hatten es gerettet: erstlich, daß der Wagen uns nicht fünf Minuten später begegnete und der Conducteur nicht fünf Minuten später abstieg, denn sonst wäre alles zerdrückt worden, und dann, daß wir bei dem Unfalle nahe bei Jägerndorf waren.

Ich hatte wegen des Plombirens einige Umstände, ließ mir aber ein Zeugniß geben, daß das Blei bloß durch einen Zufall verletzt war, ließ den Kasten so gut wie möglich wieder zusammenfügen, packte mit der größten Sorgfalt wieder ein, und brachte ihn nun ohne weitern Unfall nach Schlesien an den Ort seiner Bestimmung.

Auch die Münzen langten nach einigen Wochen glücklich mit dem Grafen von Hardenberg an, und nur einige wenige hatten sich etwas blank gescheuert. So war der Kunsttransport zu Lande auf dreihundert Meilen glücklich vollbracht.

Es ist wahr, daß er große Sorgfalt, Mühe, Unruhe und Kosten verursacht hat, aber es ist

auch dadurch etwas nach Schlesien versetzt worden, das noch nie dahin kam, und eine Sammlung von Alterthümern, antiken Münzen und andern Merkwürdigkeiten ist in meinen Händen, deren sich höchstwahrscheinlich keine andere Privatperson in diesem Lande rühmen kann.

Inspruk.

Diese Stadt liegt in einer Ebene am Inn, ist aber mit einem Kranze von steilen Bergen umgeben, die gewöhnlich im Mai noch mit Schnee bedeckt sind. Sie haben eine Höhe von sieben bis achttausend Fuß, und gewähren einen reizenden Anblick. Wenn man auf der Innbrücke steht, so sieht man sich mitten in einem halben Amphitheater von Wolken und Bergen. Die Wolken ziehen oft in der Mitte der Berge dahin, und sondern die obere Schnee- und Eisregion von der untern ewig grünenden ab. Denn diese grünt auch im Winter, weil sie mit Tannen und Fichten bedeckt ist.

Es ist nichts sehr ungewöhnliches, daß im Sommer Schnee in Inspruk fällt; dessen ungeachtet hatte das Korn im Mai lange Aehren, und

war dem Blühen nahe. Die Gewächse gewöhnen sich an das Klima, wie die Menschen.

Das Merkwürdigste, was Inspruk besitzt, ist unstreitig in der Franziskaner-Kirche. Man mag aus London oder Paris oder Rom kommen, und alle Schätze dieser Städte gesehen haben, so wird man dessen ungeachtet bei dem Eintritt in die Franziskaner-Kirche zu Inspruk überrascht werden.

Hier sieht man sich auf einmal in der Mitte von acht und zwanzig bronzenen Bildsäulen, die in der Tracht der vorigen Jahrhunderte colossalisch da stehen und gekrönt, gepanzert, gehelmt, geschmückt mit und ohne Visir, sich dem erschrocknen Auge darbieten.

Es ist nicht zu beschreiben, welchen seltsamen Eindruck es macht, sich auf einmal in Gesellschaft dieser Menschenkinder aus dem Mittelalter zu befinden, sie zu sehen, wie sie leibten und lebten. Denn hier ist gar nichts vergessen; sie sind es ganz selber.

Welch eine Erschütterung, wenn man aus Rom kömmt, wenn man die edlen Gestalten der Götter, der Helden, der Kaiser gesehen hat, und erblickt hier auf einmal gothische Ritterbilder mit ihren ehrsamen Frauen und Jungfrauen, wie sie an Gallatagen zur Tafel, wie sie zur Schlacht und zum Altar gingen.

Daß hier an etwas Idealisches nicht zu denken ist, darf ich wohl niemand sagen; aber es ist außer dem Idealischen etwas da, das man nicht verachten darf. Es sind Menschen da, wirkliche Menschen aus den verflossenen Jahrhunderten, mit braven karaktervollen Gesichtern, mit langen Nasen und Stumpfnasen, mit Schafs- und Heldengesichtern. Diese Menschen sind ganz in der Tracht ihres Zeitalters, so daß jeder, wer das Costum des Mittelalters studieren will, bei ihnen reichliche Nahrung findet. Hier sind Spitzen, Kleiderbesetzungen, Faltenwürfe, Kragen, Gürtel, Manschetten u. s. w. durch Bronze verewigt. Kurz, der Schneider, der Schwertfeger, die Putzmacherinn und vielleicht die Modenpuppe aus Paris, wenn es damals schon eine gab, haben großen Antheil an diesen Bildsäulen, und ein Schauspieler, der sich in der Gallatracht des zwölften, dreizehnten bis sechzehnten Jahrhunderts produciren will, der gehe in die Franziskaner-Kirche zu Inspruk, und er wird schwerlich gegen das Costum fehlen. Alles verräth das Jahrhundert der Kreuzzüge und des spätern Ritteralters, und erweckt eine ehrfurchtsvolle halbschauerliche Empfindung. Wer hier nicht zu einem Ritterroman begeistert wird, der wird es nie. Ich habe dies Unglück indessen nicht

gehabt, und werde also auch wohl künftig davor sicher seyn.

So seltsam und altritterlich die Gestalten sind, so seltsam ist auch die Orthographie der Inschriften, und ich erlaube mir sie hieher zu setzen, um dadurch zugleich anzuzeigen, wer diese ehrwürdigen Gestalten sind. Etwas Gemeines darf man nicht erwarten; das verewigt man nicht in Bronze. Nein! es sind Helden, Fürsten und Fürstinnen aus dem Erzhause Oestreich, und man liest folgende Inschriften an den Fußgestellen:

„Frab Johanna Kunigin zu Castilien, Kunig Philipps Gemachel 1528."

Diese vornehme Frab hat eine Krone auf, unter welcher an beiden Seiten über den Ohren Klappen herabhangen, die mit Edelsteinen besetzt sind. Auf ihrem Kleide sieht man Muscheln, Perlen und Steine. An allen Fingern hat sie Ringe, nur an dem nicht, woran man sie gewöhnlich jetzt zu tragen pflegt, am kleinen Finger der linken Hand. Dieser geht leer aus. Uebrigens ist sie die Mutter Kaisers Carls des V.

Neben ihr zur rechten Hand steht:

„Ferdinand, Kunig zu Hispania, Kaiserlicher und KN MT Aldvater."

Dieser Ferdinand V. welchen man den katho-

lischen König nannte, weil er die Mauren aus Spanien vertrieb, ist der Vater der obigen Johanna. Er trägt eine Krone und ein Ordensband, das mit Muscheln besetzt ist. Auf seinem Kleide sieht man Blumen, Löwen und Festungsthore. Vielleicht will man Stärke, Kraft, Macht und zugleich Milde und Güte dadurch andeuten. Das $\overset{z}{KN}$ und $\overline{MT}$ weiß ich nicht zu erklären.

Neben ihm rechtwinkelig, längs der Kirche herunter, steht ohne Unterschrift die Herzoginn Kunigunda, Gemahlinn des Herzogs Albrecht in Bayern, Tochter Friedrichs des Dritten, und eine Schwester Maximilians des Ersten. Nach dem Tode ihres Gemahls ging sie in ein Franziskaner-Kloster. Sie hat ein Buch in der Hand, wahrscheinlich um ihre letzte Bestimmung anzudeuten, aber dabei ein langes äußerst buntes Kleid. Sie trägt keine Krone, sondern einen dicken Wulst um den Kopf.

Aus dem hohen Alterthume steht hier eine Bildsäule mit der Unterschrift: Clodoveus der erst christlich Kunnig von Frankreich. Ich schließe aber aus einigen Umständen, daß diese Bildsäule in spätern Zeiten gemacht ist, und besonders scheint dies aus der Kleidung hervorzugehen.

Eine andere Statue fand ich mit heruntergeschlagenem Visir, die mir aber einen großen Schreck einjagte. Denn als ich ihr das Visir aufhob, um das Gesicht zu betrachten, fiel es mit großem Geräusch wieder herunter, als wollte sich das bedeckte Antlitz nicht der Neugierde aussetzen. Die Inschrift lehrt, wer dieser gehelmte und geharnischte Mann sey: Albrecht der Weis (Weise) Erzherzog zu Oesterreich ain Sun Kunig Albrecht des Sieghaften 1.5.2.8.

Nun sah ich die Frav Maria Blanka Ka. Kunigin MDXXV. Sie war die zweite Gemahlinn Maximilian I. und wie es heißt, ein überaus schönes Frauenbild.

Hierauf entdeckte ich die vornehme Person der Königinn Elisabeth, mit einer Inschrift, woraus ihre hohe Verwandtschaft deutlich hervorgeht: Frav Elisabed Kunigs Sigmunds Tochter von Ungarn, Albrecht des FVnften an Osterrei—ch Rō: hungerisch: Pehmüscher (böhmischer) Kungs Gemachel, Kungs Laslaw Muetr 1528.

Obwohl man im Oestreichischen in der Orthographie keine glänzenden Fortschritte macht, so begreift man doch nicht, wie in dem genannten Jahre noch eine solche Schreibart herrschen konnte.

Man muß annehmen, daß der Bildhauer selbst die Inschriften machte, und daß ers in der Feder nicht so weit gebracht hatte, als in der Bildhauerei. Es war ja in diesen Zeiten etwas vorzügliches, schreiben zu können.

Uebrigens trägt diese Frav Elisabed eine Krone, und hat ein Kleid an, wovon das Muster aus lauter Vierecken besteht, worin Löwen und Adler. An allen Fingern hat sie Ringe, nur an dem kleinen nicht.

Nun kömmt eine Gestalt aus einer frühern Zeit, nämlich aus dem eilften Jahrhundert, die sich durch folgende Inschrift zu erkennen giebt: Godfrid von Bulian Kinig zu Iherusalem. Dieser Gottfried von Bouillon, der in den ersten Kreuzzügen Jerusalem einnahm, trägt eine Dornenkrone und einen gewaltigen Bart, so daß man ihn für unsern Heiland halten könnte; aber dabei hat er ein Kleid mit lauter Frangen, und ich glaube nicht, daß Christus so eitel gewesen ist, ein Kleid mit Frangen zu tragen.

Außer diesen genannten Statuen stehen noch zwanzig andere in allerhand Gestalten und Trachten da, mit Wülsten um den Köpfen, mit Büchern in der Hand, mit und ohne Krone, aber lauter fürstliche Personen. Unter ihnen ist Artur

König von England, Rudolph der Erste, Erzvater, wie es heißt, des durchleuchtigsten Erzhauses von Oesterreich, Philipp I. König von Spanien, Theodoricus, König der Gothen u. s. w.

Man befindet sich also hier in sehr respectabler Gesellschaft, und wird von ihr nicht wenig imponirt. Wer also nach Inspruk kömmt, und in dieser Stadt nicht etwa einen ganz auserlesenen Freund hat, der besuche zuerst diese bronzene Versammlung, und es wird ihn nicht gereuen.

Außer diesen Statuen ist hier das Grabmahl Maximilians I. mitten in der Kirche, und rings umher vier und zwanzig marmorne Basreliefs, welche sein Leben in höchst künstlicher und mühsamer Arbeit darstellen. Auf dies Grabmahl schauen drei und zwanzig bronzene Statuen zwei Fuß hoch, meistens von heiligen Menschen, herunter, indem sie umher über einigen Schwibbogen stehen. Wenn man also vorher Riesen in Bronze gesehen hat, so kann man hier beinahe eben so viel Zwerge zu sehen bekommen. Es sind lauter Heilige, und sie sollen wahrscheinlich das Grab beschützen; denn wenn es mit so vielen frommen Schildwachen umgeben ist, so kann doch unmöglich der leidige Satan herankommen.

In dieser Kirche ist auch noch eine silberne

Kapelle merkwürdig, worin Ferdinand, Erzherzog von Oesterreich, Herzog von Burgund und Graf von Tyrol, welcher 1580 starb, begraben liegt. Ich denke, daß diese Kapelle, wenn die Franzosen nach Inspruk gekommen wären, ihren Beinamen nicht weiter verdienen würde.

Die Universität in Inspruk wird wenig bemerkt, so wie überhaupt die katholischen Universitäten immer unbedeutender zu werden scheinen. Wenn nur nicht die Jesuiten sie zum Unglück der Menschen wieder emporbringen! Wozu helfen doch Anstalten, wo der Aberglauben in ein System gebracht wird?

Halle am Inn.

Zwei Stunden von Inspruk liegt das Städtchen Halle mitten zwischen hohen Gebirgen, die oft bis zum Ende des Mai mit tiefem Schnee bedeckt sind, und die mehr als sechstausend Fuß hoch über der Ebene des Innthals hervorragen. Sie erheben sich dicht an dem Städtchen, sind, besonders oben, sehr steil, und wenn es unten regnet, so bemerkt man deutlich an einem weißen herunterſinkenden Nebel, daß es oben schneiet.

Das Städtchen ist wenig gekannt, hat aber einige Merkwürdigkeiten, die es wichtig machen. Hierunter gehört vorzüglich eine Salzsiederei, die eine ungeheure Menge des schönsten weißesten Salzes liefert. Da viele von meinen Lesern die Entstehung des Salzes, und besonders die Art wie es hier behandelt wird, nicht kennen möchten, der Umfang dieser Salzsiederei auch statistisch wichtig ist, so will ich hier eine kleine Beschreibung davon liefern.

Es sind neun Pfannen vorhanden, wovon die fünf größten ein Viereck von ungefähr zwölf Schritt im Durchmesser bilden, daß jede also die Größe eines geräumigen Zimmers hat. Sie sind von eisernen Platten zusammengefügt, die an den Seiten schräg auswärts laufen, um das Ausräumen des Salzes zu erleichtern, und nur flach. Sie werden bei jedem Sud acht Zoll hoch mit Salzwasser angefüllt, welches man drei Stunden hinter einander sieden läßt. Sodann ist es zwei und einen halben Zoll eingekocht oder vielmehr verdünstet, und auf dem Boden hat sich eine Menge Salz gesetzt, welches mit eisernen Instrumenten in Form von großen Hacken, die einen langen Stil haben, herausgezogen wird. Fünf Menschen ziehen es heraus, und in einer Viertelstunde sind sie damit fertig.

fertig. Es beträgt gewöhnlich aus einem Sud zwanzig bis vier und zwanzig Zentner, so daß eine einzige Pfanne täglich ungefähr hundert sechs und siebzig Zentner liefert. Von den vier kleinern Pfannen giebt jede etwas weniger.

Sobald das Salz herausgezogen ist, läßt man aus den anliegenden Wärmepfannen wieder Salzwasser hineinlaufen, bis die Sudpfanne von neuem acht Zoll hoch damit angefüllt ist, und wiederholt nach drei Stunden die obige Procedur. Dies geht vierzehn Tage unaufhörlich fort; dann aber läßt man das Feuer ausgehen, das Wasser hinauslaufen, um die Pfanne zu reinigen und auszubessern, und sie bleibt drei Stunden lang kalt, worauf von neuen das Sieden beginnt. Im Ganzen geben die Pfannen täglich über tausend Centner Salz.

Dies Salz wird nach allen Seiten verschickt, nach der Seite von Italien und von Deutschland, besonders zu Wasser. Der Centner kostet drei und einen halben bis vier Gulden.

Nach dieser Berechnung sollte man glauben, daß diese Salzsiederei einen ungeheuren Gewinn liefern müßte, und wenn man täglich tausend Centner nur zu drei Gulden berechnet, so kömmt wirklich eine jährliche Einnahme von beinahe einer

Million und fünf und neunzig tausend Gulden heraus. Aber um dem reinen Ertrag etwas näher zu kommen, muß man auch die Kosten erwägen.

Halle hat keine Salzquellen, sondern ein Salzbergwerk, und zwar auf einem hohen Berge, welcher der Salzberg heißt. In diesem sind tiefe Stollen, die zum Theil zwei Stunden weit in den Berg hineingehen, und in welchen immer fünfhundert Menschen arbeiten. Die meisten von diesen bekommen monatlich acht Gulden. Bei den Pfannen unten arbeiten ebenfalls hundert zwei und sechzig Menschen, nämlich an jeder Pfanne achtzehn. Diese wechseln mit einander ab, so daß immer sechs von ihnen zwölf Stunden arbeiten, und dann vier und zwanzig Stunden ruhen. Sie bekommen dasselbe Gehalt.

Aber dies sind bei weiten nicht alle Kosten. Unter jeder der fünf größern Pfannen werden täglich vierzig Centner Steinkohlen verbrannt, welche zu Wasser von Kufstein gegen den Strom müssen gefahren werden. Unter den vier kleinern Pfannen wird Holz gebrannt. Es ist endlich ein starkes Personale von Officianten dabei angestellt, die ein beträchtliches Gehalt bekommen.

Wenn man dies alles zusammen nimmt, so wird man finden, daß man ein großes Gegenge-

wicht auf die andere Seite zu legen hat. Indessen schien es mir sehr unwahrscheinlich zu seyn, daß der Kaiser, wie ein Arbeiter sich verlauten ließ, jährlich nicht mehr als hundert tausend Gulden reinen Gewinnst hätte; auch hörte ich nachher von dem Bergmeister selber, daß jährlich ungefähr zweimal hundert funfzig bis dreimal hundert tausend Gulden Ertrag gerechnet werden könnte.

Eine andere Merkwürdigkeit in Halle am Inn ist eine Münze. Selten wird man an einem so kleinen Orte eine Münze finden, da man dies Geschäft gewöhnlich den Hauptstädten überläßt. Als ich hier war, prägte man gerade Zwanzig-Kreuzerstücke in Silber und Sechs-Kreuzerstücke in Kupfer.

Die Procedur beim Münzen ist ungefähr folgende. Man verfertigt zuerst von dem Metall, das ausgeprägt werden soll, kleine flache Stangen, wie man die rohen eisernen Stangen im Großen zu sehen pflegt. Diese werden zweimal durch stählerne Walzen getrieben, wodurch sie die gehörige Breite und Dünne erhalten, je nachdem es für die zu schlagende Münze erforderlich ist. Sodann schlägt man die runden Stücke mit einem stählernen Instrument in der bestimmten Größe aus; und da das Metall zwischen dem Druck der Walzen schwarz geworden ist, so müssen sie aus

gekocht werden, wodurch die natürliche Farbe wieder hergestellt wird. Vorher aber wiegt man hier jedes Stück, auch in Silber, und feilt so viel ab, als es etwa zu schwer ist. Ist dies alles geschehen, so bringt man es zwischen die Stempel, und prägt es vermittelst des Drucks der heruntergedrückten Presse aus, wozu fünf Menschen gehören: zwei auf jeder Seite der Presse, und einer, der die Münzen zwischen die Stempel legt.

Dieser letzte hat das gefährlichste Geschäft von allen Arbeitern; denn sollte er von ungefähr mit seinen Fingern zwischen die Presse kommen, so würden sie gänzlich zerquetscht werden. Da er nun so viele tausend Stücke auf einen kleinen Raum hinzulegen hat, so ist ein Versehen leicht möglich; auch ist es hier schon geschehen, daß der Finger eines Arbeiters dazwischen kam, und völlig gequetscht ward, so daß man ihn sogleich abschneiden mußte.

Der Münzstock, der aus einem dicken eisernen Schraubenstock mit dem darunter befestigten Stempel besteht, wird mit einer Gewalt heruntergetrieben, daß wahrscheinlich der härteste Stein dem Druck nicht widerstehen, sondern in Mehl verwandelt werden würde. Aus dem Schraubenstock nämlich gehen zwei Arme heraus, an deren

Ende Kugeln befestigt sind, um den Schwung zu vermehren. Diese werden durch vier Menschen angezogen, wodurch der Schraubenstock heruntergetrieben wird. Indem der Stempel die Münze berührt, berühren die Arme des Schraubenstocks zugleich einen ausgespannten ledernen Riemen, und werden dadurch wieder zurückgeschnellt, so daß der Schraubenstock von neuen steigt. In dem Zeitraume von nicht zwei Secunden, worin die Arme zurückschnellen und wieder angezogen werden, muß der Arbeiter unten die ausgeprägte Münze wegstoßen, und eine andere hinlegen. Das Personale bei der Münze und bei dem Salzamte macht den kleinen Ort Halle, der mit den dazu gehörigen Dörfern etwa drei tausend Einwohner haben mag, etwas belebt; sonst würde er wahrscheinlich so todt wie Brixen seyn, wo man an einem Orte zu seyn glaubt, den die Pest entvölkert hat.

Uebrigens ist nichts merkwürdiges in dem Städtchen, als daß von hier alle vierzehn Tage ungefähr ein kleines Schiff mit Kaufmannsgütern nach Wien geht, in welchem man ganz bequem mitfahren kann. Mir war dies um der Kunstsachen willen, die ich bei mir führte, äußerst willkommen, und ich verdung mich sogleich um einen sehr billigen Preis zu dieser Fahrt. Aber ehe ich die

antrete, muß ich meine Leser noch zu einem heiligen Orte führen, der erst seit 1797 heilig geworden ist, und der vielleicht noch einst sehr berühmt werden kann. Was ich dazu beizutragen vermag soll hierdurch geschehen.

Das Wunderbild der Mutter Gottes zu Absam in Tyrol.

Als Bonaparte gegen Ende des vorigen Jahrhunderts die kaiserlich-östreichischen Armeen in Italien in die Enge trieb, als sie sich eilend in das deutsche Vaterland zurückzogen, und dem mütterlichen Wien zueilten, als der siegende Held in Tyrol eindrang, und dies Gebirgsland hart geängstigt ward, da erhielt es plötzlich einen unerwarteten Bundesgenossen, der es rettete. Bonaparte mag nie erfahren haben, wer eigentlich gegen ihn stritt und es hinderte, daß er nicht ganz Tyrol einnahm; die Jungfrau von Orleans war es nicht, sondern eine weit mächtigere Jungfrau, die Jungfrau Maria. Hier ist die wundervolle Begebenheit.

Bei der großen Kriegsgefahr, die dem Lande drohte, wandte sich eine hochlöbliche tyrolerische Landschaft zum allgemeinen Gebet, und verpflich-

tete sich durch ein förmliches Gelübde zu einer jährlichen feierlichen Verehrung des Herzens Jesu; im Ganzen aber wandte man sich an die Mutter Maria, drängte sich in großen Haufen zu den Gnadenorten hin, wo die Königinn des Himmels thronte, und suchte das Vaterherz durch die Fürbitte der Mutter zu rühren.

Eine solche Frömmigkeit konnte nicht unbelohnt bleiben, und die Jungfrau von Nazareth nahm den Respect, den man ihr erwies, hoch auf. Was geschieht? Zwischen Inspruk und Hall liegt seitwärts ein kleines Dorf, Namens Absam; in diesem Dorfe wohnt ein Bauer, Namens Johann Bucher. Nun war es den 17ten Januar 1797, in der betrübten Zeit, worin die K. K. Armeen aus Italien zurückgeschlagen wurden, und die ganze Last des Krieges auf Tyrol fiel, als in dem Hause des Johann Bucher die älteste Tochter Nachmittags zwischen drei und vier Uhr aufschrie, und die ganze Familie erschrak, ahnend, es sey dem Vater, der oben im Salzberge arbeitete, ein Unglück wiederfahren. Aber dies war es nicht; nein! In einer Fensterscheibe, worin man sonst nie etwas gesehen hatte, zeigte sich das Bild der Jungfrau Maria, und die älteste Tochter hatte es zuerst erblickt. Voll Erstaunen will die Mut-

ter es abwaschen; aber siehe das Wunder wird größer, denn so lange das Glas naß ist, verliert sich das Bild, erscheint aber sogleich wieder, wenn es trocken wird.

Die Sache ward bald ruchtbar, und zog eine Menge Zuschauer und Bewunderer herbei. Alle sahen das Bild in der Fensterscheibe, und alle mußten gestehen, daß sie es sahen. Die geistliche und weltliche Obrigkeit ward aufmerksam, und trat dazu. Das ganze Fenster wurde nach Inspruk gebracht, und ein bischöflicher Commissarius mußte unter Zuziehung von gelehrten und kunstverständigen Männern eine förmliche Untersuchung des Wunders anstellen!!! — !!! — !!!

Bei dieser ergab sich folgendes:

1) Die Scheibe war in der Größe eines Quartblattes, und von langen Schmuze verfinstert, enthielt aber eine deutliche und durchsichtige Zeichnung von dem in einen Schleier gehüllten Brustbilde der Mutter Gottes *).

*) Dieser erste Punct hätte die ganze Untersuchung sogleich zu Ende bringen sollen; denn er zeigte ja dem Herrn Commissarius deutlich, daß in einem von langen Schmuze verfinsterten Glase sich auch lange ein Bildniß verbergen könne.

Daß das Muttergottesbild sich gerade in einer so schmutzigen Fensterscheibe zeigte, geschah nach meiner Meinung bloß aus Demuth der Jungfrau von Nazareth, und um etwa an ihren vorigen Stand zu erinnern.

2) Der Schmutz des Glases konnte weder durch Wasser noch durch Lauge weggewaschen werden.

Ei, ei! Das spricht, wenn auch die Frau Bucher viel Frömmigkeit besaß, wenigstens nicht für die Tugend der Reinlichkeit.

3) Der Glasermeister aus Hall bezeugte hoch und theuer, daß er diese Fensterscheibe vor mehreren Jahren neu eingesetzt und vor wenigen Wochen bei Einsetzung einer andern Scheibe nichts von einem Muttergottesbilde wahrgenomen.

Sollte dieser und der erste Punct nicht einen kleinen Widerspruch enthalten?

4) Das Fenster war mit einem Doppelfenster versehen, und konnte also von außen nicht bemahlt werden.

5) Kein Mensch hatte im Dorfe jemand gesehen, der ein solches Bild hätte verfertigen können.

Durch diese und mehrere dergleichen triftige Gründe, ward man denn allmählich überzeugt, daß die Zeichnung in der Fensterscheibe des Johann Bucher ein Gnadenbild sey, und man begann es zu verehren. Zwar fand sich Widerspruch, denn aller Menschenverstand war in Tyrol noch nicht verloren und man behauptete, es sey ein altes gemahltes Glas gewesen, dessen Zeichnung durch Abwischen des Schmutzes zum Vorschein gekommen wäre; aber dieser Widerspruch half nichts, und das Bild wurde zur Verehrung auf einem Altar in der Kirche zu Absam aufgestellt!!! — !!! — !!!

Von jetzt an begann die öffentliche Verehrung, die noch jetzt fortdauert. Hier sind die Worte meines Gewährmanns *), die er im Jahre 1801 niederschrieb:

„Es wird schon in das vierte Jahr von einer ungeheuern Menge von Gläubigen von allen Ständen, auch höchsten geist- und weltlichen Würden, nicht nur aus dem ganzen Lande Tyrol, sondern selbst vom Auslande mit ungemeiner Andacht,

*) Umständlicher Bericht von dem Bilde der göttlichen Mutter Maria zu Absam, unweit Hall im Tyrol, verfasset von einem Gottesgelehrten, der selbst Augenzeuge war, und solches genau zu untersuchen Gelegenheit hatte 1801. Ein solcher Sünder, der die Weltregierung in die Hände einer Israelitinn giebt, nennt sich einen Gottesgelehrten. Ein Gotteslästerer ist er.

Vertrauen, Zufriedenheit besucht, und ward erst im vorigen Jahre durch eine acht Tage andaurende Feierlichkeit, die am Feste des heiligsten Herzens Jesu ihren Anfang, am Feste der heiligen Apostel Peter und Paul ihr Ende nahm, mit mehreren Predigten, Hochämtern und einer überaus zahlreichen Procession gleich einem Triumphe verherrlicht. — Die Folge war auch anschaulich genug; denn in zweien Wochen darauf ward der berühmte Waffenstillstand geschlossen, und das unter dem letzten Drucke des Feindes dahin schmachtende Tyrol war dieses Mal schon wieder geschützet."

Hier sehen wir, was der östreichischen Monarchie eigentlich den Waffenstillstand verschaffte! —

Dem sey, wie ihm wolle, genug die Jungfrau Maria hat sich in das Haus des Absamer Bauer Johann Bucher in eine schmutzige Fensterscheibe herniedergelassen, um auf diese Art Tyrol, so wie die östreichische Monarchie, vor Bonaparten zu retten. Wie dies eigentlich geschah, das kann nur eine gläubige Seele begreifen, das heißt eine Seele, die den Pfaffen aufs Wort glaubt. So viel ist gewiß, daß die Jungfrau von Nazareth nicht mit Helm und Panzer und Fahne gegen den Sieger ausgezogen ist, wie die Jungfrau von Orleans, sondern vielmehr ihr Werk ganz

im Stillen getrieben, und sich bloß aus dem Hause des Johann Bucher in die politischen Händel gemischt hat.

Aber es ist Zeit, noch ein paar ernsthafte Worte über diese sonderbare Begebenheit zu sprechen. Kann in unsern Zeiten noch so etwas sich ereignen? Herrscht in Tyrol noch eine solche Finsterniß, daß man eine so läppische Geschichte gerichtlich untersucht, das Resultat ein Wunder seyn läßt, und eine beschmutzte Fensterscheibe, worauf etwa ein altes Madonnenbild gezeichnet ist, zur Verehrung und Anbetung auf einen Altar aufstellt?

Man braucht gar keine Bemerkungen hinzu zufügen, die Sache kündigt sich durch sich selbst jedem denkenden Menschen als scandalös und der wahren Religion höchst nachtheilig an.

Um diesen Aberglauben in Absam an der Quelle zu prüfen, begab ich mich nach diesem kleinen Dorfe. Ich fand die Kirche auf einer Anhöhe, und vor derselben einige Buden, worin die Abzeichnungen des Gnadenbildes, Gebete an dasselbe und Nachrichten davon verkauft wurden. In der Kirche waren unaufhörlich Menschen, die vor dem Altare knieten, und ihren Rosenkranz beteten; aber das Bild auf dem Altare war fast gar nicht

zu erkennen. Denn der Aberglaube hüllt sich gern in Dunkelheit, und die Gnadenbilder sind meistens ganz unkenntlich, damit man das Elende derselben nicht so deutlich wahrnimmt, und die Einbildungskraft freies Spiel behält.

Ich war indessen mit diesem dunklen Anschaun nicht zufrieden, sondern ging zu dem Priester des Orts, um die berühmte Fensterscheibe näher kennen zu lernen. Großer Gott, was für einen Menschen fand ich! Einen alten Mann, der von allem, was in der Welt vorging, nicht den geringsten Begriff zu haben schien, sondern in dem crassesten und elendesten Aberglauben lebte und webte; in hölzernen Marienbildern, in brocatnen Gewändern derselben, in Agnusdei und Lucaszetteln. Ich konnte fast kein Wort aus ihm herausbringen, kam aber doch endlich so weit mit ihm, daß er seinen Mantel umlegte, und samt dem Sakristan mit mir in die Kirche ging. Mit großer Stupidität nahm er einen viereckigen Kasten aus dem Altare, in welchem die Glasscheibe wie in eine Laterne eingesetzt war, und zeigte mir darin ein so dunkles verworrenes Bild, daß ich nicht viel mehr sah, als vorher. Er wollte meine Bitte nicht erfüllen, das Bild gegen das Licht zu halten, oder es mir in die Hand zu geben, und ich merkte nun, daß der

Betrug ganz grob sey, ja daß selbst der unwissende rohe Priester ihn ahnete. Ich hätte diesem Menschen keine Heerde Vieh anvertrauen mögen, und ging mit empörten Herzen hinweg, daß ihm eine ganze Gemeinde anvertrauet war. O großer Joseph II., hat deine angestrengte Bemühung nicht etwas mehr Licht in diesen mit ägyptischer Finsterniß bedeckten Gegenden anzünden können? Aber du lebtest zu kurz, und fandest zu viel abergläubische Priester- und Pöbelseelen, die dein Werk wieder vernichteten.

Nachdem ich meinen Lesern die Geschichte des wunderbaren Marienbildes zu Absam in Prosa erzählt habe, muß ich sie noch in Versen beifügen, damit man sieht, wie hier die neuentstandene Gnaden-Madonna besungen wird.

Lied von der Mutter Gottes zu Absam.

Was wundervolle Gnad!
Welch unerhört Geschick!
Gott zeigt der Nachwelt spat
Ein unbeschreiblich's Glück.
Es floß ein Gnadenthau
Vom großen Himmelsbau;
Maria zeigte sich
Schön, rein und sichtbarlich.

Zu Absam in Tyrol
Erschien die Königinn; —
Was glaubt ihr Christen wohl,
Wo sie sich wandte hin?
Ein'n Bauern traf das Glück,
Er sah den Himmelsblick:
Es war Mariens Leib
In einer Fensterscheib'.

Im Jänner da erschien
Dies wundervolle Bild;
Es floh nach Absam hin,
Für's Land zu seyn ein Schild.
Denn damals drängten sich
Die Feinde, fürchterlich
Mit Waffen in der Hand
Ins liebe Vaterland.

Das Glas das wurd' probirt
Durch vieler Künstler Händ',
Doch jeder wurd' verführt,
Hier war der Künste End.
Dies Bild, dies kam von Gott,
Zu helfen in der Noth,
Zu zeigen seine Macht,
Sein' Herrlichkeit und Pracht.

Es wurd' durchsucht genau,
Zergliedert groß und klein
Die liebe Himmelsfrau,
Bezirkelt jeder Schein. —

Doch zeigt ein jeder Blick
Ein himmlisches Geschick,
Nicht sah man's Innre ein,
Denn es war engelrein.

Man trug in voller Pracht
Die Frau zur Kirche hin,
Wo sie nun Tag und Nacht
Ist unsre Schützerin.
Sie glänzt auf dem Altar,
Umschwebt von Engelschaar;
Sie theilet Gnaden aus
Und schützet jedes Haus.

Es eilen Menschen hin
Von Städten und vom Land
Zu dieser Mittlerin;
Sie küssen ihr die Hand.
Es fanden viele schon
Bei ihrem Mutterthron,
Zu Absam ihren Trost,
Der Seel- und Leibeskost.

Aber ich kann unmöglich mehr von dem elenden und irreligiösen Gewäsch abschreiben; denn es beweist doch weiter nichts, als wie tief der Mensch sinken und auf welche Abwege er in der Religion gerathen kann.

Reise von Hall in Tyrol nach Wien auf dem Inn und der Donau.

In Hall läßt ein Kaufmann ungefähr alle vierzehn Tage ein kleines Schiff bauen, läßt es mit Waaren befrachten, und es geht sodann beständig stromabwärts nach Wien, wo es jedesmal, ohne zurückzukehren, verkauft wird. Mit diesem Schiffe kann man ganz bequem den bedeutenden Weg von siebzig bis achtzig Meilen zurücklegen, und ich verdung mich sogleich darauf um den geringen Preis von ungefähr fünf Thalern. Jedem, der diese Reise aus Tyrol nach Wien machen will, und irgend eine für ihn passende Gesellschaft zu finden vermag, rathe ich, dasselbe zu thun, da, ungeachtet des Umweges, die Reise in acht bis zehn Tagen vollendet ist. Alle Mittage tritt man gewöhnlich ans Land, um an einem in der Nähe liegenden Orte zu speisen, und die Nacht bringt man ebenfalls in einem Wirthshause am Lande zu.

Gleich den ersten Mittag wohnte ich einer etwas scandalösen geistlichen Ceremonie bei. In einer kleinen Stadt, mir deucht sie hieß Schwaatz, wo wir noch Reisegefährten aufnahmen, ging ich in eine Kirche, um den hiesigen Kirchenstyl zu beobachten. Sie war so gedrängt voll von Men-

schen, daß es kaum möglich war, hinein zu kommen, und man sang und plärrte gewaltig unter einander. Ich war noch nicht lange in diesem Gedränge, als ich bemerkte, daß die Augen vieler sich aufwärts richteten und auf einen Gegenstand hinschauten. Welch einen seltsamen Anblick hatte man hier! Ein Mann, mit einer Fahne in der Hand und in einem langen Kleide, schwebte in der Luft, und stieg immer höher zur Decke hinauf. Um ihn her tanzte eine Menge Wesen mit Flügeln, die ihn begleiteten und sich mit ihm erhoben; kurz, die Himmelfahrt Christi wurde hier körperlich dargestellt, und es war eine geistliche Puppenkomödie zu sehen.

Die ganze Gesellschaft der Marionetten hing an Seilen, die aus einer Oeffnung im Gewölbe hervorkamen, und es war fast unmöglich, ernsthaft bei ihren Bewegungen zu bleiben. Christus mit dem Mantel, der Siegesfahne und flatterndem Haar, war in Lebensgröße, und bewegte sich gleichförmig aufwärts, aber die kleinern Engel um ihn her betanzten ihn; und da dies Tanzen aus einem bloßen Hüpfen bestand, so näherten sie sich oft in ganz scandalösen Stellungen und Bewegungen. Man sollte glauben, die dunkelste Seele müßte hier Anstoß finden.

Als die Puppen dem Loch im Gewölbe nach einer geraumen Zeit nahe gekommen waren, schwebte Christus langsam hinein, die Engel aber wurden immer lustiger, betanzten den Leib Christi, mit welchem sie nun näher zusammengedrängt waren, auf eine unerträgliche anstößige Art, und sputeten sich dann gewaltig, ihm nachzufolgen. Es schien, als wenn sie das Sprichwort kannten: den letzten beißen die Hunde.

Ich frage jeden Wahrheitliebenden, ob ein Opfer, der Minerva oder dem Apoll oder dem Jupiter gebracht, nicht etwas edleres und anständigeres sey, als solch eine Farce? Und was würden wir sagen, wenn wir etwas ähnliches in Mexico, Japan oder Pecking sähen? Wie würden wir Christen den tiefen Fall dieser Menschen bedauern!

Nachdem wir uns an der geistlichen Komödie in Schwaatz erbaut hatten, stiegen wir wieder in unser Boot. Die kleine Gesellschaft war hier so gemischt, wie sie nur irgend am Abend des Weltgerichts in einem Marionettenspiele seyn kann. Ein Graf aus Inspruk, der nach Wien zum Examen ging, ein sehr drolliger Handschuhmacher, ein Buchbindergesell, ein Scharfschütze, eine Köchinn, und meine Wenigkeit, nebst noch drei

Ruderknechten, machten die Republik aus, die sich hier, ohne ein Oberhaupt zu haben, zusammen fand, und wir unterstützten uns gegenseitig ohne Ansehen der Person mit unsern kleinen Bedürfnissen. Denn die Tyroler haben im Ganzen etwas offenes, fröhliches und freies in ihrem Betragen, und sind mir, bis auf die Sprache, als die liebenswürdigste Nation auf meinem ganzen Wege vorgekommen. Was würde sie seyn, wenn sie mehr ausgebildet würde, und von dem Joche des Aberglaubens nicht so tief gebeugt wäre!

Im Wirthshause zu Schwaatz näherte sich mir ein unbekannter Mensch mit einem grünen Hute, von welchem ein gelbes Band herabhing, mit Bänderschuhen, gestreiften Strümpfen, entblößten Knieen und einem breiten Gürtel um den Leib, worauf sein Name und eine Jahrszahl von Metall gearbeitet waren; er reichte mir freundlich die Hand, und bot mir an, aus seinem Kruge zu trinken. Obwohl ich nicht durstig war, so nahm ich doch gern sein Erbieten als einen Beweis von zuvorkommenden Wohlwollen an, und sein freies und unbefangenes Betragen gefiel mir um so mehr, da er wohl sah, daß ich nicht mit ihm zu einer Classe von Menschen gehörte. Sein Betragen und seine Tracht ist bei den Tyrolern gewöhnlich,

und das erste verräth eine besondere Gutmüthigkeit. Er war ein ehmaliger Scharfschütze, die gegen die Franzosen gebraucht wurden, und hatte sehr gute Zeugnisse über sein Wohlverhalten im Dienst. Jetzt ging er nach einem Bergwerk hinter Wien, um darin zu arbeiten, und wurde unser Gefährte auf dem Schiffe.

Man fährt auf dem Inn in einer reizenden Gegend zwischen hohen Gebirgen mit dem Laufe des Stroms, und hat viele Abwechselungen in der Aussicht. Bald drängt sich der Strom zwischen steilen und hohen Felsen hindurch, bald schaut man in weite Thäler hinein, und hat besonders oft vor sich eine schöne perspectivische Aussicht.

Den ersten Abend stiegen wir in einer romantischen Gegend, wo ein Wirthshaus lag, ans Land, und hier herrschte eine solche unbefangene Fröhlichkeit in dem Trinkzimmer, daß sie den Eintretenden aus allen Winkeln anlachte. Wein und natürliche Heiterkeit brachte diese Art von Seligkeit hervor, in welcher die guten Gebirgsbewohner sich befanden. Unter den Trinkenden ging ein reizendes Mädchen zur Aufwartung herum, die mehr Wein und mehr Fröhlichkeit holte. Wenn noch jetzt ein Bild von arcadischen Schäferinnen vorhanden ist, so erblickt man es in den tyrolerischen

Landmädchen. Ihre gelbgrünen bebänderten Hüte, ihre leichte graziöse Tracht, ihre Unbefangenheit, zeichnet sie vor andern aus, und nur die ungeheuern in dicken Falten über einander geschobenen Strümpfe der gemeinsten Classe von Mädchen stechen unvortheilhaft ab. Männer und Weiber sind dabei die schönsten, die ich auf der ganzen Reise gesehen habe. Der alte Drache, der Aberglaube, hat wenigstens ihre körperlichen Anlagen nicht ganz vernichten können.

Man sieht sich auf dem Inn mehrere Meilen weit mit hohen Gebirgen umgeben, die noch im Mai zum Theil mit Schnee bedeckt sind; aber allmählich werden diese Gebirge kleiner, und das Land öffnet sich endlich zu einer weiten Ebne. Man kömmt in das fruchtbare Bayern. Hier waren unter der jetzigen hellen Regierung die Zeichen des Aberglaubens vernichtet, und man zeigte uns am Ufer des Inn eine Menge prächtiger und schön gelegener Klöster, die aufgehoben und zu einem bessern Zweck bestimmt waren. Es ist ein herzerfreuendes Schauspiel, in einem Lande, in welchem vorzüglich dicke Finsterniß herrschte und schwer wie ein Gewitter vom Himmel herabhing, plötzlich die Sonne hervorkommen und die Gegenstände erleuchten zu sehen. Es ist ein großer

Gedanke, daß ein einziger Mensch so etwas vermag; aber wie viel kann auch ein einziger beschränkter Mensch, dessen Herz in den Händen der Pfaffen und des Beichtvaters ist, der ihm seine Sünden vergiebt, (o schändlicher Aberglaube!) Unheil anrichten, wenn er auf dem Throne sitzt; wie kann er eine ganze Nation zurückbringen, wenn er sie nach sich modelt. Und ein dummer abergläubischer Fürst sucht auch seine Nation dumm und abergläubisch zu machen, so wie ein weiser Fürst das Gegentheil zu bewirken sucht, und es zu bewirken vermag. Darum ist auch ein weiser Fürst das Erhabenste, was es hienieden giebt; und da Friedrich II. allgemein als ein solcher anerkannt wird, so wird derjenige am meisten zum Heil seiner Unterthanen wirken, der sich ihn zum Muster aufstellt.

Die Reise zu Wasser von Tyrol nach Wien würde sehr schnell von statten gehen, wenn nicht eine Menge Wirthshäuser an den Ufern des Flusses wäre, die eine lange Zögerung verursachten. Wohl zehnmal wird die Ladung des Schiffes angegeben, Zoll entrichtet, Bescheinigungen ausgestellt und immer verfließen mehrere Stunden, ehe alles geendigt ist. Auch zu Wasser kann man dem schrecklichen Mauthsystem nicht entfliehen.

Ein anderes Uebel, das sich leicht der zu Wasser Reisenden bemächtigen kann, ist die lange Weile. Wir suchten dies auf eine Art zu vertreiben, wie es auch häufig zu Lande vertrieben wird: durch Kartenspiel. Ohne Ansehen der Person setzten wir uns zu dem edlen Dreiblatt nieder, das die ganze Gesellschaft verstand, und spielten uns von Kufstein nach Rosenhain, von Rosenhain nach Oettingen, von Oettingen nach Passau u. s. w. Nur der Bediente des Grafen und der Scharfschütze, der meine Aufwartung besorgte, nahmen keinen Theil an dieser Unterhaltung der vornehmen Welt; aber die Köchinn, der Handschuhmacher u. s. w., zu Zeiten auch ein Ruderknecht, genossen mit uns diesen glänzenden Zeitvertreib. Dagegen trat dann und wann einer von uns ans Ruder, und unter andern nützlichen Dingen, die mir auf dieser Reise vorgekommen sind, habe ich auch rudern gelernt.

Nirgends kann übrigens leichter eine Republik oder vielmehr eine Democratie entstehen, als auf einem solchen Schiffe. Eine gewisse Gleichheit verbreitet sich durch die Einwirkung der Umstände. Alle wohnen in demselben Gebäude, sind denselben Schicksalen unterworfen, befinden sich unaufhörlich beisammen, und sind durch einen

Strich Wasser von allen Convenienzen des Landes abgeschnitten, können also nichts geltend machen, wodurch sie dort sich unterscheiden, oder einen Nimbus um sich verbreiten. Wer also eine Democratie stiften will, der beliebe sein Volk gefälligst in ein Schiff zu bringen, und die Sache wird ihm sehr leicht werden.

Bei Neu-Oettingen, einem kleinen Städtchen in Bayern, stiegen wir ans Land, und wallfahrteten nach Alt-Oettingen. In diesem letzten Orte ist ein berühmter weiblicher Arzt, der eine ungeheure Praxis hat, und alle nur mögliche Uebel im Herzogthum Bayern zu heben versteht. Diese Person heilt Krebsschäden, curirt die Wassersucht, die Schwindsucht, die Epilepsie, macht Blindgebohrne, die gar keine Pupille haben, sehend, und Lahme, die an Krücken hinken, lernen nicht bloß gehen, sie lernen tanzen. Man wird erstaunen über diese große Doctorinn; aber man wird mir sogleich Glauben beimessen, wenn ich sage, wer sie ist. Es ist keine andere, als die Jungfrau Maria von Nazareth, die hier ohne ein Privilegium zu haben, ohne von irgend einem Collegio-Medico approbirt zu seyn, eine so große Kundschaft hat. Diese Person ist eximirt von allen Innungen, und wird obendrein

sehr ansehnlich honorirt. Sie bekömmt für ihre Curen seidne Gewänder, Perlen, Ringe, Kronen, Blumen, Spitzen, kurz alles was zum weiblichen Schmuck gehört, und läßt sich nachher öffentlich darin sehen. Dat Galenus opes heißt es auch hier, und die Frau Doctorinn sammelt sich große Reichthümer. Denn sie bekömmt außer den Putzsachen, die ihr wohl am angenehmsten seyn mögen, noch allerhand andere Dinge: silberne Beine, silberne Arme, goldene Herzen u. s. w., nämlich die kranken Theile, die sie curirt hat. Wie in einer Charité oder wie auf einem Schlachtfelde, liegen die menschlichen Gliedmaßen um sie her. Welche Kranke die Herzen hieher liefern, habe ich lange nicht errathen können. Anfangs glaubte ich, es wären solche, die Herzklopfen, oder die gar einen Polypen am Herzen hätten, nachher aber ist es mir plausibler geworden, daß die Verliebten diese Lieferung machen.

Die Schwindsüchtigen werden wahrscheinlich ihre Lungenflügel, die Milzsüchtigen ihre Leber hieher schenken, und ich sehe nicht ein, warum nicht auch die venerischen Kranken ihre Opfer bringen sollten. Sie könnten silberne Nasen und noch andere Dinge, die ich hier nicht näher bestimmen will, einliefern.

Gerade, als ich mit meiner Schiffsgesellschaft da war, hatte die berühmte Frau einen solchen Zulauf von Menschen, daß man sich kaum mit aller Gewalt in ihre Officin, die man hier eine Capelle nennt, hineindrängen konnte. Eine feierliche Dunkelheit herrschte darin, und eine so stikkende Luft, daß Menschen, die sich lange darin aufhalten, nothwendig ungesund werden müssen. Es ist nur gut, daß die Frau Doctorinn sie gleich wieder curiren kann.

Sie stand auf einem erhöhten Orte, den man Altar nennt, wie sonst wohl auch die Charlatane auf einem Tische zu stehen pflegen, und war rings um mit blinkenden Juwelen umgeben. Große silberne Armleuchter, Räuchergefäße und andere Kostbarkeiten standen vor ihr, und einige Arlequine, wie jeder Charlatan die seinigen bei sich hat, in buntfarbigen Gewändern und langen Talaren, machten allerhand Kunststücke und Manövers vor dem Altar, um das Volk noch mehr anzulocken.

In dem Gedränge wurde sehr viel gestohlen, so daß ich glaube, wenn die Wunderthäterinn sich herablassen wollte, die Hehlerinn davon gegen einen gewissen Antheil zu seyn, sie ihre Schätze noch unendlich vermehren würde. Dies wäre indessen ein wenig gefährlich; und da man jetzt über-

haupt die Charlatane aus gut polizirten Staaten vertreibt, so denke ich, es wird diesem weiblichen Charlatan ohnedies bei Gelegenheit das Handwerk gelegt werden, zumal so viel Bucklige, Blinde und Lahme herumgehen, die er nicht curirt. Es läßt sich hoffen, daß, wenn die Bayern einmal gesund an Leib und Seele werden, sie ihn von selbst vertreiben werden.

Ich bin leicht und scherzhaft über diesen Gegenstand hinweggegangen, aber er hat eine höchst ernsthafte Seite. Es giebt Menschen, die ihre ganze Religion auf ein solches Wunderbild richten, alle ihre Hülfe von demselben erwarten, und alles glauben gethan zu haben, wenn sie zu demselben wallfahrten, stundenlang vor ihm knien, ihm Geschenke bringen, Gelübde machen u. s. w. Welch eine erbärmliche Unfruchtbarkeit liegt in diesem Glauben, während die Anbetung des Weltschöpfers und die Liebe zu Gott, die sich durch Beglücken seiner Geschöpfe äußert, vergessen wird. Die Menschheit muß noch unendlich tief stehen, daß sie aus dem größten Wuste des Aberglaubens sich noch nicht emporgewunden, und statt der heidnischen Abgötterei eine christliche auf den Thron gesetzt hat. Wenn doch diese verfinsterten abergläubischen Seelen, die vor Bildern knien, be-

dächten, daß Gott, der Schöpfer des Himmels und der Erde, dereinst zu ihnen sagen kann: „Elender! ich habe dir die Vernunft gegeben, daß du das Wahre und Unwahre unterscheiden solltest; was hast du gewählt? Du hast mich, den allmächtigen Schöpfer verkannt und meine Geschöpfe angebetet; du hast an Menschen und Thieren so viel Gutes thun sollen, als du vermochtest, und du hast hölzernen Bildern deine Gaben gebracht; du hast Mitleid mit jedem Leidenden empfinden sollen, und du hast Wallfahrten gemacht und sinnlose Gebete abgezählt; du hast die Pflichten der Nächstenliebe mit sanftem Herzen erfüllen sollen, und du hast dich mit Wasser besprengt, und Bildnissen den Fuß geküßt; du hast deine Liebe zu dem Schöpfer durch Beglücken seiner Geschöpfe beweisen sollen, und du hast die Messe gehört; dir hat das Lebendige heilig seyn sollen, und dir ist das Todte heilig gewesen! Hebe dich weg, Unglücklicher, von meinem Antlitz und bereue auf ewig, daß du ein sinnloses, von eigennützigen Priestern verleitetes, unnützes Geschöpf auf meiner Erde warst *).“

*) Ich denke, hier haben die Wiener Censoren von neuem Gelegenheit, das damnatur über dies Buch auszusprechen. Denn hier ist zu viel Licht für jene dunkle Gegenden. Aber sie mögen bedenken, ob nicht der liebe

Muß es nicht auch dem finsterſten, dem beſchränkteſten Verſtande einleuchten, daß der Weltſchöpfer ſo zu ihm ſprechen kann? Leider nein, es muß nicht; denn der große Hauſe wandelt noch immer in der Irre eines traurigen, unfruchtbaren, gotteslästerlichen Aberglaubens, und beſonders iſt die katholiſche Religion von dieſer Seite unbeſiegbar; denn ſie flößt ihren Anhängern den feſten Grundſatz ein, daß alles, was dem Verſtande gegen die Lehrſätze der Kirche einleuchtet, eine Verblendung Satans ſey. O nein, mein guter Katholik! Wenn es eine Verblendung Satans giebt, ſo iſt es gewiß die, wenn man ſich, von Prieſtern verführt, in einem ſinnloſen, ſchädlichen Aberglauben verſtockt, und gegen alle Lehren der Vernunft und der beſſer Unterrichteten unzugänglich bleibt. Gott hat uns ja nicht die Prieſter, ſondern die Vernunft zur Leiterinn durch dies Leben gegeben.

Es iſt übrigens leicht zu begreifen, warum das Abergläubiſche in der chriſtlichen Religion ſo viel hartnäckige Anhänger findet. Bloß deshalb,

Gott etwas viel ſchlimmeres zu ihnen ſagen kann, als oben angeführt iſt, da ſie Schuld daran ſind, daß ein großer Theil der Menſchen in einem ſo elenden Aberglauben ſchmachtet, und darin beinahe gezwungen beharrt.

weil es den Till und Kümmel verzinsen, und das Schwere des Gesetzes daheim lassen lehrt; weil man dadurch als ein gläubiger, frommer, andächtiger Mensch erscheinen kann, ohne das mindeste wirkliche Gute zu thun.

Was ist leichter für den reichen Baulustigen, als eine Kirche oder ein Kloster zu bauen? Was ist dem Reiselustigen willkommner, als eine Wallfahrt nach einem entfernten Orte zu machen? Welche leichtere Pflichten giebt es für den, der Ceremonien liebt, als eine Messe zu hören, in einer Procession zu wandeln, sich mit Weihwasser zu bespritzen, und alle die kleinlichen Uebungen der Kirche mitzumachen? Was reizt den Schwärmer mehr, als sich in Legenden zu versenken, sich zu kasteien, Heilige zu verehren, in seinen Zimmern Altäre zu haben, die Jungfrau Maria über alle Himmel zu erheben, ihr seine unendliche Liebe und Ehrfurcht zu beweisen, zu knien, zu fasten, kurz alles Sinnliche der sogenannten Religion zu erfüllen? Alles dies kann geschehen, ohne das kleinste Opfer zu bringen; aber was ist auch durch dasselbe gethan? O es war ein scheußlicher Dämon, der diese Dinge gute Werke nannte.

Das Schwere der Religion bleibt dagegen bei den frömmelnden sogenannten Gläubigen dahin-

ten. Wo ist einer von ihnen, der im Stillen die Pflichten des wahren Religionsfreundes erfüllt, der im Geheimen den oft undankbaren Dürftigen hilft, der den sinkenden Freund nicht verläßt, der jede That, jeden Gedanken wiegt, und beide sogleich unterdrückt, wenn sie nicht mit Menschenliebe und Rechtschaffenheit übereinstimmen, der das aufsteigende Gefühl der Rache gegen den Beleidiger besiegt, der nach seinen Kräften selbst mit Aufopferungen Gutes wirkt, und ohne Noth keinem Menschen, keinem Wurm etwas Böses thut? Wo ist der seltne Gläubige, der diese Pflichten der wahren Religion erfüllt? Durch jene kirchlichen Ceremonien wird er warlich nicht gebildet.

Man sage nicht: das Volk muß abergläubisch seyn, um im Zaume gehalten zu werden und nicht ganz auszuarten. — Unglücklicher, der du so sprichst, du giebst den Menschen Gift, um sie gesund zu machen, du bist ein bösartiger Jesuit, der die Mittel durch den Zweck geheiligt glaubt! — Und wäre ja dem rohen Haufen Aberglauben nöthig, nur um Himmels willen jener christliche Aberglauben nicht! denn daß dieser die Menschen aus dem Grunde verdirbt, das sieht man in Rom und Neapel, wo er am meisten herrscht. Dahin mögen die gläubigen Seelen gehen, und dann wieder

der in ganz evangelische Länder, um zu untersuchen, wo die Menschen besser sind, und was der größere oder mindere Aberglaube wirkt.

Jener, der eine Brücke annimmt, über welche alle Verstorbenen gehen müssen, und von der sie, wenn sie Böses gethan haben, in einen Abgrund fallen, weil sich alles Böse an sie anhängt, ist ganz einfach und wirksam. Weg dagegen mit dem abgeschmackten Fegefeuer, aus welchem man sich herausbeten lassen kann, wenn man noch im Leben Seelenmessen für sich erkauft.

Das Schrecklichste in der dogmatischen Religion aber ist, daß die sogenannten gläubigen Seelen diejenigen auf das wüthendste verfolgen, die ihre Lehrsätze nicht annehmen. Man braucht nur einen Blick auf die Geschichte zu werfen, und man wird mit Schaudern entdecken, welche zahllose Schaaren gutdenkender Menschen verbrannt, und auf eine andere fürchterliche Art zu Tode gemartert worden sind, oder ihr Leben in unterirdischen Kerkern verjammert haben, weil sie die abgeschmacktesten Dinge nicht glauben wollten, die sich selbst ihre Verfolger unter andern Umständen zu glauben geschämt hätten.

Diese Verfolgungswuth verräth nicht allein eine unerhörte Bosheit, sondern eine eben so große

Dummheit und Beschränktheit des Verstandes. Hievon muß sich selbst der größte Laie überzeugen, wenn er nur einen einzigen Gedanken erwägt. Jeder Mensch bietet alle Mittel, alle seine Kräfte auf, um in diesem kurzen Leben glücklich zu werden, und sucht dabei auf das möglichste den rechten Weg zu treffen. Ist es nicht Wahnsinn, ihn zwingen zu wollen, auf ewig glücklich zu seyn? Wird er nicht selber, wenn er nur einen Funken Menschenverstand hat, einen Glauben zu wählen suchen, der ihn ewig glücklich macht? Und ist es möglich, daß ein anderer dabei gegen seine Ueberzeugung auf ihn einwirkt? Zu Tode martern kann er ihn; aber ihn mit Gewalt zwingen, dies oder jenes für das beste Mittel zu halten, ewig glücklich zu werden: zu so etwas läßt sich kein menschlicher Geist zwingen, denn die ewigen Gesetze der Natur und Vernunft empören sich dagegen. Man überläßt es jedem Menschen, sich für diese kurze Lebenszeit die Mittel, die er für sein künftiges Glück am dienlichsten hält, zu wählen; ist es nicht das empörendste in der Natur, ihm die Mittel aufdringen zu wollen, die er für sein ewiges Glück am dienlichsten finden soll?

Ich darf hier eine wichtige Beobachtung nicht übergehen. Die Verfolgung in Glaubenssachen

ist immer von den sogenannten orthodoxen Gläubigen ausgegangen; nur sie haben Scheiterhaufen aufgethürmt, Marterkammern ausgerüstet, unterirdische Kerker gegraben und Blutgerüste erbaut; nur sie sind in Grausamkeit mehr wie Tyger und Hyänen gegen ihre unglücklichen Nebenmenschen gewesen. Dagegen haben die sogenannten Ungläubigen nie einen anders Glaubenden verfolgt oder gar hingerichtet, auch wenn sie die Gewalt dazu hatten. Hat Friedrich II. je einen seiner Unterthanen in seinem Glauben gestört, oder wegen desselben mißhandeln lassen? Hat er nicht vielmehr jeden erlaubt, auch das abgeschmackteste zu glauben, die abgeschmacktesten Gebräuche zu befolgen, wenn er nur sonst ein guter Bürger war?

Es giebt nur drei Puncte, die uns in der Religion heilig und theuer seyn müssen: Gott, Vorsehung, Unsterblichkeit der Seele. Wenn diese stehen bleiben, so mögen alle andere fallen. Und sollte wirklich jemand so unglücklich seyn, auch daran nicht zu glauben oder glauben zu können, so wollen wir ihn deshalb doch nicht verfolgen, denn es ist seine eigne Sache, und er kann nur sich allein dadurch schaden. Die einzigen Waffen, mit denen man in der Religion gegen anders Glaubende, selbst in dem Fall, wenn ihr Glaube

gänzlich absurd ist, kämpfen darf, sind Gründe, Belehrung, Witz, Satyre und Lächerlichkeit. Aber weg in die Hölle mit Feuer und Schwert, weg mit jeder Gewaltsamkeit, wodurch dem irrenden Bruder nur ein Haar gekrümmt wird. Wenn der Teufel auf unsere Welt hat einwirken können, so hat er es vorzüglich dadurch bewiesen, daß er Verfolgung in der Religion hervorgebracht hat, und zwar am bittersten über solche Dinge, die keinem vernünftigen Wesen am Herzen liegen sollten: über spitze und runde Kapuzen, über befleckte und unbefleckte Empfängniß, über Vermischung der göttlichen und menschlichen Natur und viele andere Dinge, die entweder absurd sind, oder von denen wir gar nichts verstehen.

Es ist eine der schrecklichsten Verirrungen des menschlichen Geistes, daß über diese Dinge Blut in Strömen vergossen worden, zahllose Seufzer, unendliches Jammergeschrei aus dunklen Martergewölben gen Himmel gestiegen, und lange unerhört grausame Religionskriege geführt worden sind. Das Wort allein Religionskrieg muß das lauteste Hohngelächter der Hölle seyn, weil gewöhnlich beide kämpfende Partheien im Irrthume sind, wenigstens im Irrthume seyn können. Eine traurige Bemerkung drängt sich dabei dem Forschen-

den auf: keine andere Religion hat Religionskriege hervorgebracht, nur die christliche, oder vorzüglich nur sie hat dies Ungeheuer gebohren.

Aber ich bin sehr weit von meinem Wege abgekommen, und muß eilend wieder einlenken. Dennoch wünschte ich, daß niemand diese Bemerkungen überschlagen möge, wenn sie gleich nicht das Unterhaltende der Erzählung haben sollten. Sie sind dafür um so näher mit dem Glück der armen Sterblichen verbunden.

Viele Fürsten und Fürstinnen haben große Geschenke an das Marienbild in Oettingen gemacht, und sind demüthig hieher gewallfahrtet. Wenn sie diese Demuth lieber durch Einfachheit der Sitten, und Erhabenseyn über alle kleinliche Hof-Ceremonie bewiesen hätten.

In einigen Hallen bei der Kapelle sind eine unzählige Menge elender Gemählde, auf welchen man alle mögliche Unglücksfälle dargestellt sieht, aus denen die Wunderthäterinn errettet hat. Denn jede Krankheit, Gefahr oder andere drohende Begebenheit, aus der jemand befreiet wird, läßt der Pöbel unter den Seelen hier abbilden. Jede Hülfe, die irgend einem Hülfsbedürftigen wiederfährt, der zu ihr gebetet hat, wird ihr zugeschrieben, und da muß denn die Anzahl der Bilder

allerdings sehr wachsen. Wollte man indessen jeden Unglücksfall, wo sie bei allem Schreien zu ihr nicht geholfen hat, ebenfalls hier abbilden, so würde die Zahl unendlich größer werden.

Wir gingen nach Neu-Oettingen zurück, wo wir die Nacht blieben, und fuhren dann weiter über Braunau nach Passau. Hier fließt der Inn unter einem rechten Winkel in die Donau, und wir mußten nun, statt daß wir bis jetzt gerade gegen Norden gefahren waren, gerade gegen Osten unsern Lauf fortsetzen. Der Strom bei Passau war, weil das Wasser stark anschwoll, so reißend, daß wir die größte Mühe zu landen hatten, und beinahe gezwungen hätten vorbeisegeln müssen. Das Fahrzeug war in einen solchen Schuß gekommen, daß es jedes Seil zersprengt hätte, und nur durch List konnte man sein Ziel erreichen. Die Seile nämlich wurden immer um Pfähle, die am Ufer standen, herumgeschlagen und wieder nachgelassen; dadurch schwächte man allmählich die Gewalt der Bewegung, und wir konnten endlich ans Land steigen. Es ging mehrern Schiffen so, und da die Ruderknechte nicht vorsichtig genug dabei gewesen waren, so gab es hier etwas, womit so oft die armen Sterblichen auf dem Lande,

besonders unter den ehrenvollen Waffen, regalirt werden: einige unsanfte Prügel.

Dicht bei Passau ist ein Berg, auf welchem allerhand angenehme Anlagen gemacht worden sind, und die noch angenehmer seyn würden, wenn sie nicht auf einem Berge wären; denn wer will gerne erst mehrere hundert Fuß hoch steigen, ehe er sich ergötzen kann. Was soll ich weiter von Passau sagen? Ich bin nur eine Nacht da gewesen, und kann bloß erzählen, daß es in dem rechten Winkel liegt, den der Inn und die Donau machen, daß man unsere Pässe hier sehr bedenklich durchging, und daß man uns sogar durch die Stadt zu dem wachhabenden Officier führen wollte; aber so weit trieb man doch die Insolenz nicht.

Ich eile zu einem Orte, der merkwürdiger für die Reisenden ist, als Passau, zu dem östreichischen Grenzort Engelhardszell. Hier ist die strengste Visitation, die nur ein Reisender erfahren kann, hier würde ein Spener, ein Gellert, ein Leß als ein Defraudant betrachtet und so behandelt werden; hier erhält man den ersten huldreichen Empfang in den östreichischen Staaten, und die Regierung setzt sich gleich ein ehrenvolles Denkmahl in dem Herzen der Kommenden. Sie scheint den Grundsatz angenommen zu haben, daß von allen

Seiten Jacobiner, Königsmörder, Demokraten, Thronstürmer, Unruhstifter und Contrebandeurs in ihr Land eindringen wollen, und darnach ihre Grenzofficianten zu instruiren. So sieht ein von Gespensterfurcht Gequälter in jedem abgeschälten Baum einen Geist, und in jeder weidenden Kuh einen Menschen ohne Kopf. Sie könnte ganz sicher seyn, beinahe so sicher wie der preußische Staat. Seitdem die französische Revolution einen so unerhört gräßlichen Gang und ein so erbärmlich fades Ende genommen hat, haben die Vernünftigen andere Dinge im Herzen, als Thronenstürmereyen und Staatenumsturz.

Aber zur Sache. Das ganze Fahrzeug mußte ausgeladen werden. Ein durstiger Kranich zog die schweren Ballen hinauf in ein Packhaus, und schrie entsetzlich dabei. Alle meine Kisten und Kasten mußte mein guter Scharfschütze heraufschaffen, und das Packhaus verschlang sie mit weit geöffnetem Rachen. Ich zitterte für meine Alterthümer, für meine hetrurische Vasen, für meine Kupferstiche und alle übrige Kunstsachen. Denn wer bürgte mir, daß man dies alles nicht für Contrebande erklären und confisciren würde?

Aber Dank sey es der schönen Erfindung, wodurch Jupiter den Schooß der Leda öffnete! Durch

eben dies Mittel blieben meine Kunstsachen verschlossen, oder wurden wenigstens nur so leicht durchsucht, daß ich nicht nöthig hatte, sie von neuem einzupacken. Und es bedurfte nicht etwa eines goldnen Regens, ein silberner war hinlänglich, die feilen Diener der Grenzpolizei in Zaum und Gebiß zu erhalten. Indessen betraf diese Nachsicht nur meine Kunstsachen, und übrigens wurde alles aufs schärfste untersucht, sogar die Taschen. Da mehrere Reisende hier zusammen gekommen waren, so gab es theils lächerliche, theils ärgerliche Auftritte.

Die armen Handwerksbursche wurden besonders mit einer Strenge durchsucht, als wenn sie Spione oder erklärte Contrebandeurs wären. Sogar das wohlerworbene Eigenthum war nicht sicher. Jeder, der eine Schnupftabacksdose hatte, mußte sie ausliefern, und der Schnupftaback wurde, es mochte so wenig seyn wie es wollte, in die Donau geschüttet. Hätte die Donaunixe sich gerade in dieser Gegend aufgehalten, sie hätte sich zu Tode niesen müssen.

Eben so ging es jeder Pfeife Rauchtaback, so ging es auch unsern Karten. Sie wurden ohne Ansehn der Person in die Donau geworfen, obwohl schon sehr deutliche Kennzeichen daran wa-

ren, daß damit gespielt sey. Nun sah man Buben und Damen und Könige ohne Rangordnung, wie am jüngsten Gericht, die Donau hinunterschwimmen, und die bedeutenden Matadors hatten gleiches Schicksal mit den Vieren und Fünfen. Mit thränenden Augen nicht, wohl aber mit Verwunderung betrachtete ich die bunte Scene auf dem Wasser. Unsere Werke gingen uns voran, und sind wahrscheinlich eher nach Wien gekommen, als wir, wenn das nasse Begräbniß sie nicht vorher schon in ihre ersten Bestandtheile aufgelöst hat. Eben so ging es den Tabackrauchern und Tabackschnupfern: sie sahen ihren stillen sanften Genuß ohne sich auf dem Wasser dahineilen. Die Theologen würden gesagt haben: die Sünde verließ uns, nicht wir die Sünde.

Genug von dem höflichen und artigen Empfange, den man uns in den östreichischen Staaten wiederfahren ließ.

Wir waren noch nicht lange hier, als Schiffe aus Regensburg so mit Menschen beladen ankamen, als wimmelte ein Haufen Ameisen auf denselben. Wo so viele Menschen auf einem engen Raum zusammengedrängt sind, da pflegt es sich mit ihnen zu verhalten, wie mit den Mohnkörnern des Darius: sie sind von keiner großen Be-

deutung. Dies traf auch hier ein. Die Ankommenden waren emigrirende Landleute aus dem Reich, die ihr Schicksal wenigstens verändern, und nach Gallizien als Colonisten gehen wollten. Sie hatten Weib und Kind, nebst ihrer ganzen Habe bei sich, worunter auch aus einander genommene Wagen waren. Ihre Werke folgten ihnen nach.

Daß diese Fremdlinge an der östreichischen Grenze keinen ermunternden Empfang zu erfahren hatten, kann man sich leicht nach der Analogie, wie es uns Honoratioren ging, denken. Die Schiffe durften zwar landen, aber keiner von den Sterblichen darin durfte aussteigen. Sie mußten vielmehr allzumal eine kleine Quarantaine auf der Donau halten. Sie hätten ja nach Wien marschiren und die Stadt überrumpeln können. Nicht wahr?

Endlich erschien ein Mann mit einem großen Korbe am Ufer, und nun mußten sie aussteigen. Der Korb war das Mittelswerkzeug dazu, denn in ihn mußten sie einer nach dem andern ihre Päße abliefern, und wurden dann wie die Schafe herausgezählt. Nun konnten sie frei das künftige Vaterland betreten, denn der in Beschlag genommene Paß war die moralische Kette geworden, an dem man sie auch auf dem Lande gängeln konnte, und ohne den sie keinen Schritt in das heilige

Land vordringen durften. Wenn man doch Moreau einen solchen Paß hätte abnehmen können, als er so unaufhörlich auf diesem heiligen Boden bis gegen Wien vordrang. Dabei wäre noch Ehre einzulegen gewesen.

Unsere Pässe hatte man uns ebenfalls abgenommen, und mit dem meinigen bekam es ein bedenkliches Ansehen. Ich war das Wunderthier unter den fremden Thieren, denn ich kam aus Rom, und mein Paß lautete von daher. Man dachte daher sehr tief nach, ob man es wagen dürfte, mich nach Wien zu lassen. Bei dieser Bedenklichkeit überfiel mich ein ängstlicher Schauder; denn meinen ganzen Reiseplan plötzlich um nichts unterbrochen zu sehen, mich von meiner Gesellschaft zu trennen, und allein zu Lande weiter reisen zu müssen, da ich unendlich froh war, meine Kunstsachen auf dem Wasser zu sehen: das wäre unstreitig sehr hart gewesen. Man erklärte sich endlich, daß ich nicht hätte über Wien gehen können, wenn nicht der östreichische Gesandte in Rom meinen Paß mit unterschrieben hätte. Er war wirklich von dem Legations-Sekretair von Lebzelten mit dem Zusatz unterzeichnet: vaglia per andare in Silesia pel Tyrolo e i Stati di S. M. J. R. A.; eine Vorsicht, die ich auf An-

rathen des preußischen Gesandten in Rom, Freiherrn von Humboldt, gebraucht hatte.

Es war mir gleichviel, ob ich hypothetisch oder absolut nach Wien reisen konnte, wofern ich nur überhaupt hinkam. Vielen andern wurde es nicht so gut, denn ich bemerkte, daß mehrere Personen, die auf den Emigrantenschiffen gekommen waren, und deren Paß nicht lautete wie er sollte, auf die andere Seite der Donau gebracht und in ihr Vaterland zurückgeführt wurden. Es war traurig anzusehen, wie diese Menschen einsam und ohne Bestimmungsort fortwanderten.

Nach sechzehn in Engelhartszell verlebten Stunden spie das Ungeheuer, das unsere Sachen verschluckt hatte, sie wieder aus, das Fahrzeug wurde wieder beladen, und wir fuhren mit leichtem Herzen davon. Aber noch waren unsere Leiden mit dem Vorzeigen der Pässe nicht geendigt. In Linz mußte dies von neuem geschehen. Unter einem strömenden Regen mußten wir uns in die Polizei begeben, wohin unsere Pässe gebracht waren, um sie persönlich wieder in Empfang zu nehmen. Zum Unglück waren auch hier ganze Körbe voll Colonisten-Pässe angekommen, und wir mußten wieder mehrere Stunden warten, ehe in dem Namens-Verzeichniß die unsrigen genannt wurden.

Aber ich mag von diesen Unwürdigkeiten nicht länger reden. Wenn in England dergleichen geschähe, so würde bald ein Kupferstich darauf erscheinen. Man würde die Wiener sehen, wie sie sich rings um ihre Stadt gestellt hätten, um die Fremden mit Mistgabeln davon abzuhalten. Es sind wirklich moralische Mistgabeln, deren man sich zu diesem Behufe bedient.

Würde man nicht auf eine so unverantwortliche Art unterweges aufgehalten, man könnte diese Reise in drei bis vier Tagen machen; jetzt braucht man acht dazu.

Von Linz bis Wien kömmt keine bedeutende Stadt, und wir legten die Fahrt ohne weitere Merkwürdigkeiten zurück. Aber dicht vor Wien mußten wir noch einmal die strengste Visitation aushalten, bei welcher man so unverschämt war, selbst die Briefe, die ich in meinem Koffer hatte, aus einander zu schlagen und die Unterschriften zu lesen. Bei dieser Gelegenheit verlohr ich auch meine Reisebemerkungen, die ich von Hall in Tyrol bis Wien gemacht hatte, und wenn meine Leser eine gewisse Magerkeit darin finden sollten, so bitte ich es auf die Visitatoren in Wien zu schieben, denn sie sind Schuld, daß ich im eigentlichen Sinn habe Erinnerungen schreiben müssen.

Wien.

Es ist wahr, daß es mit einigen Unannehmlichkeiten verbunden ist, nach Wien zu kommen; aber die Stadt verdient es auch, daß man sich Mühe um ihrentwillen giebt. Wer leben, wer genießen will, der findet hier seine Rechnung, und vielleicht hier mehr, wie in irgend einer andern Stadt. Es haben mehrere die Bemerkung gemacht, daß in Wien das Leben vorzüglich angenehm sey, und wer nicht gerade verstimmt ist, oder auf den andere ungünstige Umstände nicht wirken, der wird bald mit den Lobenden einerlei Meinung seyn.

Fragt jemand, woher die Vorzüge Wiens kommen, und was denn eigentlich das Reizende dieser Stadt ausmacht: so ist die Antwort nicht besonders schwer zu finden. Der Mensch sucht Vergnügen, und es scheint, als wenn in Wien sich dies von mehrern Seiten darbiete, als in andern Städten. Dies ist der kurze Grund, warum man in Wien zu leben wünscht.

Natur und Kunst sind die beiden großen Schöpferinnen, welche die mancherlei Reize in und um die prachtvolle Stadt hervorgebracht haben. Die äußerst schönen öffentlichen Lustörter,

wozu besonders der Prater, der Augarten und Schönbrunn gehören, die Donau mit ihrer Schiffahrt, die vielfachen einheimischen und fremden Schauspiele, das große Leben und Weben an allen Enden, das Treuherzige, Unbefangene und Lebenslustige der Einwohner, die vielfachen Kunstsachen und Merkwürdigkeiten, die rafinirten Freuden der Tafel und ein gewisses Etwas, das man nicht nennen kann, trägt vereinigt dazu bei, der Kaiserstadt ihre Reize zu geben.

Ich war den zweiten Pfingsttag 1803 im Prater. Das Wetter war glänzend schön; ein bunter endloser Strom von Menschen, Wagen, Pferden, ergoß sich in diesen herrlichen Ort, und verbreitete sich dann aus einander fließend weit umher in seinen Schooß.

Ein sehr reizender Anblick in der Natur ist ein Wald von einzeln stehenden alternden Bäumen, unter welcher grüner Rasen wächst. Diesen findet man im Prater in allen Abstufungen, von der lichten mit einigen schattigten Bäumen bedeckten Wiese an, bis zum größten Dickigt, wo kein Strahl der Sonne mehr die Zweige durchdringen kann. An sich selber hat eine solche Gegend schon sehr erheiternde Reize, und nun denke man sich funfzig tausend Menschen aus allen Stän-

den,

den, die sich hier versammeln, um sich der lauten Freude oder einem stillen Genusse zu überlassen; man denke sich verhältnißmäßig eine Menge Häuser, Zelte und andere Anlagen, die pittoresk und romantisch zwischen den Bäumen zerstreut sind, und diesen Genuß zu gewähren sich beeifern. Hier steht ein zierliches Gebäude, aus welchem erquickendes Eis in zahllosen Bechern unter die Begehrenden sich verbreitet, dort gehen eben so viel dampfende Kaffeekannen aus einem Zelte hervor; hier stehen zahllose Tische, und um sie her bilden sich Gruppen jeder Art, dort lagern sich Familien unter einen Baum, breiten eine reinliche Serviette aus, und bedecken sie mit allem, was sie an Speisen mitgebracht haben; hier trinkt man in lärmenden Haufen Bier und Wein, dort genießt ein einsames Paar im Stillen einige Erfrischungen und ist sich selber genug. Unmöglich kann ich alle die Genüsse in Speise und Trank, die sich hier dem Auge darbieten, nennen, und sie sind es auch nicht, die gerade am meisten erfreuen. Die mannichfachen Spiele, die künstlichen Carousels, die schwebenden Vögel, die man nach einem Ziele wirft, der Tanz, die vielen Buden worin Merkwürdigkeiten gezeigt werden, die Panorama's u. s. w., alles dies reizt das Gemüth noch mehr,

als die leiblichen Genüsse. Dabei hallt die Musik von allen Seiten; und wenn hier die kriegerische Janitscharen-Musik wild braust, so hört man dort das leisere Tönen der Flöte, und dort wieder das harmonische Spiel der Saiten. Wohin das Auge blickt, ist Freude, und wohin das Ohr sich neigt, in der Nähe und Ferne, ist Musik. Die Freude steigt allgewaltig in tausend mannichfachen Tönen von grünen Auen gen Himmel und erfüllt, wie in dem ganzen weiten Raum umher ergossen, die Brust der Sterblichen.

Man verbinde mit allen diesen die unzähligen prachtvollen Equipagen, die in den großen Alleen auf- und nieder fahren, die sprengenden Reiter in den Seitenwegen, die bunte Schaar der Lustwandelnden, die Schaaren von Hirschen und Rehen, die zwischen den Menschenhaufen herumlaufen, und man hat ein kleines Bild von dem Prater an einem heitern Festtage.

Es war hier also Freude die Fülle, und tausendfache Gelegenheit zum Genuß und zum Fröhlichseyn. Dessen ungeachtet bemerkte ich Personen von allen Ständen, in deren Antlitz das Leiden geschrieben stand, und die sich nicht dem allgemeinen Jubel öffnen zu können schienen. Dies bewies mir, daß das Herz der erste und beste

Quell der Freude ist, und daß alle äußere Dinge ihn nicht hervorlocken können, wenn er sich nicht von selber ergießt. Das erste also, wonach die armen Sterblichen trachten müssen, ist, den Quell der Ruhe und der Freude im Herzen zu haben. Dann gleicht unsere Seele einem klaren Spiegel, worin alle äußern Gegenstände hell und rein erscheinen, während sich in einem dunklen Spiegel selbst das Bild der Sonne trübt.

Der Weg aber, den Quell der Ruhe und Freude im Herzen zu tragen, ist Mäßigkeit, Bewegung, ein gutes Gewissen, eine liebevolle Gesinnung gegen die Menschen und Genügsamkeit in seinen Wünschen. Wer dies besitzt, der wird auch die Freude finden, ohne sie im Prater zu suchen, und hiemit tröste ich meine Leser, die an Festtagen diesen schönen Ort nicht besuchen können.

Wenn die Natur das meiste zur Schöpfung des Praters gewirkt hat, so hat wieder die Kunst den Augarten hervorgebracht, und beide Schöpferinnen haben sich in einem glänzenden Lichte gezeigt. Es ist nichts seltenes, beschnittene Bäume zu finden, aber sie so zu finden, wie im Augarten, von dieser ungeheuern Größe, in diesen unabsehlichen Schattengängen, welche am Tage die Nacht herbeiführen, das hat etwas erhabenes.

Die Hand eines Fürsten ist erforderlich, um so etwas zu erschaffen.

Einen andern bedeutenden Genuß in Wien geben die Schauspiele, selbst wenn man die einheimischen Stadttheater abrechnet. Im Pfingsten 1803 waren wohl zehnerlei Arten öffentlicher Schauspiele angekündigt, von den electrischen und den feinsten mechanischen Kunststücken an bis zum Tanzen der Hunde, vom Panorama bis zum Kukkasten herunter. Wer also nur etwas Geld aufzubieten vermag, der kann hier für den Sinn des Gesichts und des Geistes nach allen Graden seiner Cultur Befriedigung finden, während sich ihm an vielen andern Orten auch für Geld keine Vergnügungen darbieten.

Das große Leben und Weben in den Straßen Wiens ist ein anderer Vorzug dieser Stadt. Obwohl ein großes Gedränge nichts angenehmes hat, so wird doch das sehr Angenehme dadurch hervorgebracht, daß man unbemerkt seinen Weg dahingehen, und sich ohne begafft zu werden seinem Genius überlassen kann. Wen kümmert in diesem Strome von stets wechselnden Menschen ein einzelnes Subject? Diese Eigenschaft haben zwar fast alle große Städte mit Wien gemein; aber in dieser letzten Stadt kömmt eine gewisse Treuherzig-

keit und Gutmüthigkeit der Einwohner dazu, die an sich einen großen Reiz gewährt. Menschen tragen überhaupt am meisten zu unserm Glücke bei, und in einem Paradiese, worin man mit Teufeln umgeben wäre, würde man höchst unglücklich seyn. Ich will nicht sagen, daß man in dem wiener Paradiese mit Engeln umgeben ist, aber man findet dennoch einen Schlag von Menschen, der zu unserm Glücke beitragen kann. Da man nun an einem ganz geringfügigen Orte mit guten Menschen, die uns wohl wollen, glücklich leben kann, so muß in Wien, wo das Aeußere so sehr zu diesem Zwecke wirkt, dies nothwendig Statt finden.

Die mancherlei Kunstsachen tragen ebenfalls zur Erhöhung der Genüsse in dieser Stadt bei, und ich rathe jedem Fremden, die Bildergallerie, das Münzkabinet, das Müllersche Kabinet von Wachsfiguren und Abgüssen von Antiken, besonders auch das bürgerliche Zeughaus zu besehen. Dies letzte, worin sich Harnische, Helme und Waffen aus den ältesten Zeiten befinden, und mit den neuen glänzenden Waffen in einer geschmackvollen Ordnung aufgestellt sind, macht einen höchst prachtvollen Effect, und zwar von so besonderer Art, wie man ihn nie gehabt hat; fast wie die regelmäßig geordneten Bildsäulen in der

Franziscaner-Kirche zu Inspruk, nur daß in dem Zeughause unendlich mehr Glanz ist.

Endlich dürfen auch die Freuden der Tafel, als sehr viel zu den Genüssen in Wien beitragend, nicht übergangen werden. Mittags von zwölf bis um drei Uhr und später kann man hier in die Speisehäuser gehen, findet eine fröhliche Gesellschaft, und ein langes Verzeichniß von Speisen und Weinen, unter denen man sich nach seinem Geschmack auswählen kann. Da bei jedem Gericht auch der Preis hinzugefügt ist, so kann sich hier jeder nach seiner Börse und nach seinem Apetit richten. Die Speisen sind wohlschmeckend und die Bedienung ist prompt.

Hierzu tritt eine erklärte Neigung zur Gastfreundschaft bei den Einwohnern, die Gelegenheit giebt, auch in häuslichen Zirkeln zu essen. Ich war dem Kaufmann Herrn Leopold Heise empfohlen, und er nahm mich mit besonderer Artigkeit auf. Ohne mich weiter zu kennen, stand mir sein Tisch jeden Tag offen, und da ich in ihm einen angenehmen und denkenden Mann fand, dessen Umgang ich gern länger genossen hätte, so war mir der Aufenthalt bei ihm unter seiner braven wohlwollenden Familie um so willkommner.

Die Vorzüge Wiens bestehen also in reizen-

den Bildungen der Natur und Kunst, in einer schönen Lage, in vielen einheimischen und fremden dargebotenen Schauspielen und Merkwürdigkeiten, in der großen Bevölkerung, in den Eigenschaften der Einwohner, in den vielfachen Kunstsachen und in den Freuden einer gut eingerichteten Tafel, die jeder nach seinen Verhältnissen genießen kann.

Es kann seyn, daß noch viele andere Dinge zu der Annehmlichkeit des Lebens in Wien wirken, aber einige von den Haupturſachen dazu sind in dem obigen genannt worden.

Parallele zwischen Wien und Berlin.

Nach dem, was jetzt von Wien gesagt ist, wird es jeder fühlen, daß andere Städte nicht leicht die Vergleichung damit aushalten können, und in Deutschland ist Berlin die einzige, welche dies vermag; dennoch wird auch sie in manchen Stücken kaum den Kampf bestehen.

Die Bevölkerung Wiens ist beinahe noch einmal so stark, wie die in Berlin, und man schätzt sie zwischen drei und viermal hundert tausend Menschen, da Berlin nur einmal hun-

dert siebzig bis einmal hundert achtzig tausend Menschen zählt. Sollten die Schutzpocken jedoch fortdauern, so wird Wien gar bald viermal hundert tausend, und Berlin über zweimal hundert tausend Einwohner zählen. Beide Städte werden schwärmen müssen, wie Bienenstöcke, und können ihre Schwärme in Colonien absetzen. Dann braucht man diese nicht mehr aus dem Reiche zu holen; und da die Blattern nicht unter ihnen gewütet haben, so werden es Colonien von lauter schönen Menschen seyn, wovon man die Weiber in dem Schauspiel die Hussiten, und die Männer bei der Garde gebrauchen kann.

Man sollte wohl billig über einen so ernsthaften Gegenstand, als Menschenerhaltung ist, nicht scherzhaft reden, wenn sich nur nicht der unangenehme Gedanke dabei aufdränge, was man mit allen diesen Menschen machen soll? Das Gebirge ist mit Menschen angefüllt, das platte Land ist es auch. Möchte das seyn! Aber die Festungen, die Zuchthäuser, die Correctionshäuser, die Frohnvesten sind es nicht minder; und wenn die Wohlfeilheit der Lebensmittel, wenn die Gelegenheiten zu einer ehrlichen Subsistenz nicht mit der Vermehrung der Menschen verhältnißmäßig wachsen, so werden die letztgenannten Oerter die be-

völkertsten im Staate werden; denn der Hunger ist das größte Diebsorgan.

Wir wollen uns vor der Hand und in Ermangelung eines bessern Trostes damit beruhigen, daß die Kuhpocken-Colonien zu den obigen Zwekken gebraucht werden können.

Auch in Absicht der Annehmlichkeit ist die Bevölkerung großer Städte kein absoluter Vorzug, und führt sogar einige Mängel bei sich: ein zu großes Drängen der Menschen auf einem kleinen Raume, eine zu große Consumtion und eine größere Verdorbenheit der Luft. Wir wollen also das größere Menschen-Magazin in Wien für keinen Vorzug gelten lassen, wenn gleich ein etwas freierer Ton, mehr Leben und Weben und mehr Nahrhaftigkeit damit verbunden ist.

Was den topographischen Plan der beiden Städte betrifft, so unterscheiden sie sich darin sehr von einander. Wien könnte man mit einem Ei vergleichen, worin das kleinere Gelbe die eigentliche Stadt ausmacht, das größere Weiße aber die Vorstädte, die rings um Wien liegen, und worin es wie eine Insel schwimmt. Berlin hingegen gleicht einer Aster, die ihre Strahlen nach allen Seiten zusammenhangend auswirft, in der Mitte aber den dichtesten und schönsten Kern hat.

Wien gewinnt dadurch sehr viel Reiz, daß es nicht unmittelbar mit den Vorstädten zusammenhängt, sondern von ihnen durch einen weiten freien Platz, wo man lustwandeln kann, getrennt wird. Berlin hingegen erkämpft den Vorzug durch die schönen breiten Straßen, durch die vielen großen öffentlichen Plätze und durch einen reizenden Spaziergang in der Stadt, an welchen allen Wien einen gänzlichen Mangel hat.

Was den Prater und den Thiergarten betrifft, so haben sie vielleicht beide einen gleichen Rang, nur daß in Wien die Natur, und in Berlin die Kunst mehr that. Der erste Anblick des Praters ist reizender, als der des Thiergartens, und er erhält durch seine grünenden Auen etwas elysisches, das dem Thiergarten fehlt. Dagegen ist dieser letzte weit gelegener, denn man tritt aus der Stadt unmittelbar in diesen schönen Wald.

Fragt man mich jedoch, für welchen mein individuelles Gefühl entscheidet, so ist es der Prater, weil besonders auch das schöne Wild darin so zahlreich umherläuft.

Vergleicht man die Bauart in beiden Städten, so glaube ich kann man im Ganzen davon sagen, daß man in Wien mehr in die Höhe baut, in Berlin mehr in eine geräumige Weite, daß in

der ersten Stadt mehr Pracht, in der letzten mehr Schönheit herrscht. Und diese Schönheit wird mehr bemerkt, als jene Pracht, denn sie ist mit mehr Plan angelegt, und durch die Geräumigkeit der Straßen und Plätze sichtbarer. Auch hat Berlin in einzelnen öffentlichen Gebäuden Vorzüge; denn zu dem Zeughause, dem Opernhause, den beiden neuen Thürmen und der katholischen Kirche, finden sich in Wien keine Seitenstücke. In der Bauart also würde Berlin einen unstreitigen Vorzug erringen; denn die Pracht in Wien ist bei dem ersten Anblick mehr überraschend, als daß sie bei einer nähern Prüfung ganz bestehen sollte.

In Absicht der Schauspiele herrscht in beiden Städten eine große Verschiedenheit. In Wien, das nicht noch einmal so viel Einwohner hat, wie Berlin, sind fünf öffentliche Theater, in Berlin nur ein einziges. Dies ist etwas auffallendes, und der Grund davon wird sich nicht leicht finden lassen; denn daß in Berlin verhältnißmäßig weniger Hang zu Schauspielen herrsche, läßt sich nicht gut annehmen, und man müßte dann wieder den Grund von dieser Erscheinung aufsuchen.

Ich getraue mir nicht, hier zu entscheiden; aber es ist ein Gedanke in mir entstanden, von

dem ich wünschte, daß er nicht ganz unbeachtet bliebe. Berlin hat in jeder Rücksicht Kräfte, im theatralischen Fach noch etwas großes zum Genuß seiner Bewohner zu leisten. Die Oper daselbst ist eine der prächtigsten, die man sehen kann, und man wird sie bewundern, auch wenn man die Opern in den größten Städten Italiens gesehen hat. Aber es tritt hier der höchst unangenehme Umstand ein, daß der reine Genuß derselben für den größten Theil der Zuschauer verloren geht. Das unerhörte Gedränge im Parterre und in den meisten Logen, die Schwierigkeit selbst in diesem Gedränge einen Platz zu erhalten, die Nothwendigkeit, viele Stunden vorher hinzugehen, wenn man einen Sitz im Parterre finden will, und einen halben Tag in einer eingeschlossenen verdorbenen Luft zuzubringen: alles dies verbittert den Genuß in den Opern so sehr, daß man überzeugt seyn kann, viele hundert Menschen haben zum Carneval im berlinischen Opernhause weit mehr unangenehme als angenehme Empfindungen. Dennoch kostet die Oper große Summen, ist in vielen Stücken entzückend schön, und könnte einen erhabnen Genuß gewähren.

Wie ist es dahin zu bringen, daß sie es thut, wie ist jenen Uebeln abzuhelfen? Ich wage es,

den Gedanken dazu näher zu entwickeln. Berlin besitzt alles, was zu einer vollkommnen Oper gehört: Sänger, Tänzer, Maschinerien, Decorationen und ein vortreffliches Locale. Ist es nicht Schade, daß alles dies nur auf eine so kurze Zeit im Jahre genutzt wird, und neun Monate vergraben liegt? Wenn Berlin sich hierin die größten Städte Italiens und anderer Länder zum Muster nähme, so würde sehr viel Gutes daraus entstehen. In Neapel, Rom, Florenz u. s. w., spielt man dieselbe Oper gegen ein bestimmtes Entreegeld ein ganzes Vierteljahr hindurch alle Tage. Dies ist unstreitig zu oft, und erweckt am Ende Ueberdruß und Nichtachtung. Aber wenn in Berlin die Einrichtung getroffen würde, daß man dieselbe Oper ein Vierteljahr hindurch alle Woche zweimal gegen das im Nationaltheater eingeführte Entreegeld gäbe, und wenigstens vier neue Opern das Jahr hindurch auf das Theater brächte, so würden die Bewohner Berlins einen bedeutenden Genuß mehr haben, ihre theatralischen Zerstreuungen würden mannichfacher und ausgedehnter seyn, die vielen Talente und Vollkommenheiten der Opernisten würden nicht die größte Zeit des Jahrs rosten, ihr Gehalt könnte vermehrt werden, und alles würde sich durch sich selbst bezahlen, viel-

leicht noch ein Ueberschuß zu einem guten Zwecke bleiben.

Die Pracht, die bei der großen königlichen Oper im Carneval aufgewandt wird *), dürfte in den vierteljährlichen oder zweimonatlichen Opern (wenn man etwas mehr Veränderung treffen wollte) nicht Statt finden, und es könnte dennoch ein sehr schönes Ganze entstehen.

Schwierigkeiten würden sich genug finden, aber dem Anscheine nach besiegbare; und wenn man einen bedeutenden Zweck und bedeutende Vortheile vor Augen hat, so dürfen große Anstrengungen gemacht werden, um sie zu besiegen. Denn nicht allein die Einwohner Berlins würden gewinnen, sondern auch alle Fremde würden sich auf diesen Genuß freuen.

Bei der jetzigen Verfassung verliert Berlin

*) Diese Pracht, dieser Aufwand von Menschen, dieser Glanz in aller Art ist so groß, daß weit eher zu viel als zu wenig da ist. Dies werden wahrscheinlich selbst diejenigen gestehen, die in London und Paris die Opern gesehen haben. Man hat nicht Genußfähigkeit genug, eine so lange Zeit hindurch alles das Schöne zu empfinden, und wird stumpf selbst gegen das Vorzüglichste. Die Tafel ist zu reich mit Speisen besetzt, und etwas weniger wäre mehr. Diese Fülle von Schönheit ist nicht in dem berühmten St. Carlo zu Neapel, nicht in alla Pergola zu Florenz zu finden; es kann viel in der berlinischen Oper entbehrt werden, und sie wird noch immer königlich seyn.

in Absicht der Schauspiele gegen Wien sehr. Denn hier bleibt dem Liebhaber fast täglich die Wahl zwischen dem Tragischen, dem Komischen und dem Gesange, wozu noch das höchst reizende Ballet kömmt, während in Berlin dem Theaterfreunde nur ein Gericht vorgesetzt wird. Ist ihm dies schon alt geworden, oder gefällt es ihm nicht, so bleibt ihm für den Tag kein theatralischer Genuß übrig, und wie oft mag dies im Jahre kommen!

Dessen ungeachtet darf man nicht unbemerkt lassen, daß das berlinische National-Theater, wenn es mit -gend einer wiener Bühne für sich allein verglichen wird, den Preis behält, und im Ganzen mehr Vollkommenheit zu haben scheint, als eins von den Hof-Theatern oder der ehemaligen Schikanederschen Bühne.

Ich komme auf einen andern Vergleichungspunct zwischen Wien und Berlin: auf den Ton im Umgange, und hier scheint Berlin einen großen Vorsprung zu haben, einen Vorsprung, der sich gleich durch etwas sehr entscheidendes darstellt: durch die Sprache. Diese ist in Wien bei Vornehmen und Geringen im Allgemeinen sehr ungebildet, und daher ein Beweis von einer geringen Cultur; denn der wirklich gebildete Mann vernachlässigt die Bildung einer so wichtigen Sache,

als die Sprache ist, nie. Herr Nicolai führt in seinen Reisen eine Wiener Excellenz redend auf, und zwar in dem ganz rohen östreichischen Dialect, der dem Ohr und der Empfindung gleich widerlich ist. Den Kammerherrn bei einer sehr hohen Person habe ich ebenfalls so reden hören, und man kann annehmen, daß in allen Ständen, die Ausnahmen, die überall Statt finden, abgerechnet, so gesprochen wird. Das halters, das hoben Sie die Knoad (Gnade), das schauens u. s. w. hört man aus sehr feinem Munde schallen. Wo würde man aber in Berlin einen Staatsmann, nur einen gesitteten Menschen finden, der in einem schlechten Provincial-Dialect redete?

Die Sprache ist unstreitig der erste Maßstab von der Cultur eines Menschen; danach aber steht man in Wien weit tiefer als in Berlin, und zwar aus vollwichtigen Ursachen. In diesem letzten Ort ist mehr Licht und Recht, wenn ich mich des biblischen Ausdrucks bedienen darf, mehr Freiheit im Denken und Reden, ein größerer Ideenkreis der Menschen, der durch die freiere Regierung hervorgebracht wird, mehr Kenntniß, und überhaupt ein weit größeres Magazin des menschlichen Wissens, als in Wien. Die Innung der Gelehrten ist in der preußischen Hauptstadt

stadt bei weiten größer, Talent und Wissen ist eine Waare, die mehr gilt, weil mehrere sie zu schätzen wissen, und die Aufklärung also auch um so weiter fortgerückt. Ist es zu verwundern, daß dies Einfluß auf Sprache und Ton im Umgange hat?

In Wien ist man furchtsam, zurückgeschreckt und einsylbig, sobald die Unterhaltung auf politische Gegenstände fällt; in Berlin räsonnirt und deräsonnirt man darüber auf die freieste Art, ohne daß der Staat die kleinste Erschütterung dadurch erhält. Die Regierung, ihrer innern Stärke sich bewußt, geht ihren ernsten Gang fort und läßt die Menschen reden. Ist dies nicht am weisesten? Auch denken die Menschen nicht immer, wie sie reden. Mancher scheint ein großer Demokrat in seinen Declamationen zu seyn, würde aber bald zurückziehen, wenn er nach seinem System handeln sollte; er bedient sich der demokratischen Grundsätze bloß zum Reden, weil sie ihm etwa geläufiger sind, und er besser darin unterhalten zu können glaubt. Soll die Regierung von den Unterhaltungsmitteln der Menschen Notiz nehmen?

Daß aber die Freiheit zu reden bei einem so wichtigen und reichhaltigen Gegenstande, als die Politik ist, großen Einfluß auf die gesellschaft-

liche Unterhaltung habe, das darf ich niemand sagen.

Berlin würde zu große Vorzüge in der Unterhaltung vor Wien haben, wenn diese nicht etwas durch einen andern Umstand gemäßigt würden. In Wien scheint, wie in allen Weinländern, mehr Fröhlichkeit zu herrschen; man ist ungezwungner und freier in seinem Betragen, und jeder redet, wenn ich so sagen darf, mehr wie ihm der Schnabel gewachsen ist, nämlich in gleichgültigen Dingen, und dies wiegt denn vieles von den Vorzügen des berliner Tons auf.

Was die Preise der Lebensbedürfnisse betrifft, so scheint Wien in den meisten Dingen eine größere Wohlfeilheit zu genießen, besonders in Speisen und Wein, aber ein anderer Punct wiegt dies alles wieder auf: die Hausmiethe. Diese ist in der Stadt Wien selbst, wo alle Dicasterien zusammengedrängt sind, auf einen ungeheuern Preis gestiegen. Für zwei oder drei kleine Zimmer, selbst in einer unbedeutenden Straße, bezahlt man drei hundert Gülden und mehr. Durch diesen einzigen Umstand dürfte man in Wien wohl eben so theuer, wo nicht theurer, leben, wie in Berlin.

Ich habe hier die beiden Städte, die noch in sehr vielen Punkten verglichen werden könnten,

nur in einigen Sachen, die einen sehr nahen Einfluß auf das Glück der Menschen haben, neben einander gestellt, und das Resultat von der ganzen Vergleichung wäre nach meiner Meinung folgendes. Wenn man die Wahl hätte, irgend eine Stadt in Deutschland zu sehen, so müßte man Berlin wählen, wollte man aber in einer leben, so glaube ich wäre Wien vorzuziehen; doch entscheidet hier allerdings das individuelle Gefühl alles.

Den 1sten Junius 1803, Abends um zehn Uhr.

Ich komme eben aus dem reizenden Schikanederschen Theater, wo ich ein Lustspiel mit Gesang unter dem leichten Titel: die baiden Füchse, sehr vollkommen vorgestellt sah. Wenn man aus Italien kömmt, wenn man alle große Bühnen dieses Landes gesehen hat, so könnte man etwas eigen seyn, wenigstens weiß man, was man ungefähr in Gesang und komischem Spiel fodern darf. Dessen ungeachtet dringt mir die Wahrheit das Geständniß ab, daß ich in langer Zeit keine so gute Vorstellung sah, ja vielleicht in Italien nie sah.

Es könnte wunderbar scheinen, daß in dem berühmten St. Carlo zu Neapel, in dem als Muster angenommenen Theater alla Pergola in Florenz, nicht mehr sollte geleistet werden, als bei Schikaneder in Wien, und ich will mich näher erklären, da besonders die Kenntniß der Bühnen am leichtesten durch Vergleichung wird.

Es ist wahr, daß in St. Carlo in einem Abend, wenn man alles zusammen nimmt, sich mehr Vollkommenheit zeigt, als auf irgend einem andern Theater. Hier ist die große Opera seria, das große tragische Ballet, und zuletzt das komische Ballet mit allen Tänzen und Sprüngen. Sehr viel für einen Abend, und es muß sich nothwendig viel Vollkommenheit im Ganzen entwickeln. Dahin gehört die Schönheit und Stärke der Stimmen, der schöne melodische, der menschlichen Stimme angemessene Gang der Musik, die Grazie und Kraft der Tänzer und Tänzerinnen und die Pracht der Dekorationen, die auf einem so weiten Theater ihre volle Wirkung thun kann.

Dies ist das Vorzügliche. Aber es giebt eine Schattenseite, die vieles verdirbt. Dahin gehört, daß die Oper an sich gewöhnlich geistlos und oft eine um zwanzig Silberducaten bestellte Arbeit ist; dahin gehört Mangel an Präcision und Il-

lusion, Steifheit in den Bewegungen der Sänger, ein unnatürlicher Theaterschritt, Vernachlässigung des Spiels und zuletzt das, wodurch diese hervorgebracht wird: ein fortdauerndes lautes Geplauder des Publikums.

Es ist mit wenigem Scharfsinn einzusehen, daß hiedurch das Ganze außerordentlich leiden, und daß man, bei aller vorhandenen Vollkommenheit, doch viel Langeweile und Unbehaglichkeit empfinden muß.

Bei der Vorstellung, die ich so eben auf dem Schikanederschen Theater sah, ist nicht so viel auf die Lichtseite zu legen, wie es denn die Natur eines kleinen Intriguenstücks auch nicht erlaubt, aber dagegen auch fast gar nichts auf die Schattenseite; und im Ganzen habe ich mehr Vergnügen bei den beiden Füchsen in Wien empfunden, als bei dem Sesostris, dem Scipione in Carthagena und dem Saulle in Neapel.

Dies deutsche Stück ist mit vielem Geist geschrieben, und die Vorstellung hielt wenigstens damit gleichen Schritt. Es ist nachher auf andern Theatern unter dem Titel: List über List, gegeben worden, und wird wahrscheinlich überall gefallen haben. Dessen ungeachtet hat es der Unwahrscheinlichkeiten sehr viele, und das Unterschie-

ben eines Bedienten, ſtatt des ſchwäbiſchen Knaben, das Einführen deſſelben in ein Haus, worin ſein Pathe ſich lange mit ihm unterhält, ohne ihn zu erkennen, die unpaſſendſten Antworten bekömmt, und den Betrug doch nicht merkt, iſt noch mehr als unwahrſcheinlich, es iſt unglaublich. Allein wer will ein hübſches Geſicht verläſtern, weil es einige Flecken hat? Mag es doch Flecken haben, wofern es nur gefällt.

Die Rolle des Officiers wurde ſehr angenehm von einem Schauſpieler dargeſtellt, deſſen Name mir leider entfallen iſt; die Tochter des Mahlers aber von einer Perſon, die durchaus keine ſchöne Geſtalt, wohl aber eine ſchöne Stimme hatte. Den jungen Schwaben machte Herr Neukäufler jun. mit vieler Natürlichkeit, ohne den ſchwäbiſchen Dialect in der abſcheulichen Art zu übertreiben, wie man es auf manchen andern Theatern mit Widerwillen hört. Die Schauſpieler glauben, ſie brauchen nur das ſ in ſch zu verwandeln, um ſchwäbiſch zu reden. Der übrige Accent aber iſt weit bedeutender, und jene Regel hat ihre Grenzen, deren Ueberſchreitung ſehr unangenehm wird. Der Schwabe ſagt zwar du biſcht, du muſcht, ſtatt du biſt, du mußt, aber er verwandelt nicht das ſ im Anfange der Wörter in ſch,

und spricht nicht: schagen, schein, Schaal, statt sagen, seyn, Saal. So abgeschmackt aber habe ich nachher Schauspieler in dieser Rolle sprechen hören. Ich glaube, das schwäbische Tanzen hätte ihnen besser angestanden, als das schwäbische Reden.

Die ganze Vorstellung der beiden Füchse in Wien glich einem kleinen niedlichen Fabelchen, bei welchem man sich oft mehr amüsirt, als bei manchem hochtrabenden Heldengedicht. Ich glaube, daß man überhaupt das Schikanedersche Theater nicht leicht besuchen wird, ohne befriedigt heim zu gehen.

An die Censoren in Wien.

Ich habe in den letzten Abschnitten so mancherlei Gutes von Wien gesagt, daß es Schade wäre, wenn die Wiener es nicht lesen sollten. Ich nehme mir daher die Freiheit, den Herren Censoren in dieser Stadt die Frage ans Herz zu legen, ob es nicht besser wäre, dies Buch zu erlauben, als zu verbieten? Es ist doch so manches Gute darin, und wenn sie es recht überlegen, so sind sie doch nicht von dem lieben Gott zu Vormündern ihrer Mitbrüder angesetzt, die da bestimmen sollen, was jene lesen und nicht lesen

können. Sie nehmen sich doch offenbar ein wenig viel heraus, wenn sie sich zu geistigen Aerzten so vieler tausend Menschen aufwerfen, und entscheiden wollen, welche Speisen ihrer Seele dienen, welche nicht. Es kann vielleicht seyn, daß sie die Absicht haben, die bösen Seelenspeisen von ihren Nebenmenschen abzuhalten; aber du lieber Gott, die Censoren sind ja Menschen wie wir andern alle, sie können ja irren, wie wir andern alle: wenn sie sich nun vergriffen, wenn sie nun statt des Bösen, gerade das Gute abhielten? Wenn sie nun Bücher erlaubten, worin ein gefährlicher, unfruchtbarer und trauriger Aberglaube, eine schädliche von Pfaffen ausgebrütete Religion gepredigt wird; die guten Bücher hingegen, worin die Menschen mit wahrer Religion, mit fruchtbarer Nächstenliebe und mit Verachtung aller todten Ceremonien bekannt gemacht würden, verböten, so lüden sie doch wohl etwas Großes auf ihr Gewissen. Und so sieht es ganz aus. Es braucht nur ein Buch zu erscheinen, worin Menschenliebe, Wohlwollen gegen seine Brüder, wahre Verehrung des einzigen Gottes, mit Ausschluß aller Abgötterei, gelehrt, der erbärmliche Pfaffenglaube aber nur ein wenig angetastet wird, gleich verbieten sie es. Ei, ei! Das ist kein gutes

Handwerk. Wenn alle diejenigen, von denen sie das Licht abgehalten, und die sie in eine dunkle Irre geführt haben, an jenem Gerichtstage gegen sie auftreten, und sie des Seelenmordes anklagen werden, wie beschämt werden sie da stehen!

Den Wienern ist der Spruch so gut gegeben, als den Berlinern: prüfet alles, und das Gute behaltet. Mögen sie doch selber untersuchen, was ihrem Seelenheil frommt; sie werden das Schlechte nicht wählen. Die Obern dürfen nur über die Handlungen der Staatsbürger gebieten, nicht über ihr Denken; dies ist die schrecklichste Tyrannei, die geübt werden kann, und die nur traurige Folgen hat.

Ich dächte, sie überlegten dies wohl, und nähmen sich dabei den preußischen Staat zum Muster; da werden sie denn sehen, daß aus der Censurfreiheit durchaus nichts nachtheiliges entspringt. Hier wird geredet, geschrieben, was jedem gut däucht, und die Menschen sind gut, der Staat ist ruhig, ist selbst in diesem unerhört theuren Jahr 1805 ruhig. Der König geht öffentlich so sicher unter seinen Unterthanen umher, wie in seinem Kabinet, und seit mehr als zehn Jahren haben wir bei allen äußern Unruhen einen tiefen Frieden. Mehr kann doch nicht leicht

ein Staat verlangen, als was hier ohne Aengstlichkeit, ohne Druck, ohne Staatsspione und ohne zehn tausend verbotene Bücher, geleistet wird.

Wie wäre es also, wenn die Wiener Herren Censoren dies Büchlein erlaubten, da das Verdienst des Verbietens so geringe ist? Es sollen ja manche gebildete und aufgeklärte Männer unter ihnen seyn, die vielleicht selber über den Druck der Censur seufzen, und denen wird es warlich nicht schwer werden, ihr admittitur hinzuschreiben. Geht es aber auch nicht, siegt auch der politische Pfaffendruck, so muß ich ihnen aufrichtig gestehen, es liegt mir wenig daran. Die reisenden Menschen kann man freilich mit Mistgabeln von Wien abhalten, aber die reisenden Bücher nicht. Sie dringen hindurch, und eben so leicht dringt Wahrheit und Licht hindurch. Es wird in Wien wohl einmal so gehen, wie in der Zauberflöte, wo die Königinn der Nacht plötzlich verschwindet, indem die leuchtende Sonne hervortritt.

Ueber die wachsende Theurung aller Lebensbedürfnisse.

Von Wien bis Schlesien begegnete mir nichts merkwürdiges; aber nicht lange nach dem Eintritt

in diese Provinz hatte ich einen hier sehr gewöhnlichen, mir jedoch sehr selten gewordenen Anblick. Ich fand in einem Wirthshause auf dem Lande eine ganze Stube voll großes, hausbackenes Brod, das zum Bedarf der Bewohner dieses Hauses frisch gebacken war. Dieser Anblick machte auf mich einen tiefen erfreulichen Eindruck, und ich fühlte zum ersten Mal lebhaft wieder, daß ich auf vaterländischem Boden sey.

Ich hatte zwar in allen den Ländern und Provinzen, durch welche ich gereist war, große Massen von Brod gesehen, aber nur in den Städten, nur zum öffentlichen Verkauf bestimmt, nie auf dem Lande, nie einem Privatmanne zum eignen Bedarf in dieser Fülle gehörig. Seit sechzehn Monaten sah ich dies nothwendige Lebensbedürfniß zum ersten Mal wieder zur Sättigung auch des gemeinen Standes im Ueberfluß, während es zu Rom, Neapel und an vielen andern Orten als ein Leckerbissen von den Armen betrachtet wurde, und segnete das Land, das diesen Schatz allen reichlich darbot.

Wie sehr hat sich dies alles seitdem geändert, welche traurige Erscheinungen hat besonders das schreckliche Jahr 1805 dargeboten! In dem fruchtbaren Schlesien ist der Brodmangel und die Theu-

rung so hoch gestiegen, wie je in Rom und Neapel. Dies Land hat mit dem angrenzenden Böhmen eine Hungersnoth erduldet, die beinahe beispiellos ist, die der Vorsichtigste und Erfahrenste nicht ganz vorauszusehen vermochte, und wovon die wirkenden Ursachen noch nicht hell ans Licht gezogen sind. Der Umstand, daß gerade in Schlesien, Böhmen und einen Strich von Sachsen der größte Mangel entstand, scheint sich aufklären zu lassen. Im Junius des Jahrs 1804 trat, als das Korn gerade in der Blüthe stand, die fürchterliche anhaltende Regenzeit ein, die den ganzen obengenannten Strich traf, eine große Ueberschwemmung verursachte, und, was beinahe noch schlimmer war, die Blüthen des Getreides verdarb. Nun konnte auch keine Frucht entstehen, und in dem ganzen Regendistrict war ein höchst geringer Ertrag von Körnern; hier also mußte die größte Theurung eintreten.

Das Ministerium sah dies voraus und ließ den fehlenden Bedarf des Landes untersuchen. Nach den eingegangenen Berichten der Landräthe war dieser ungeheuer groß, und Se. Majestät der König ließen sechs und zwanzig tausend Last Rocken aufkaufen, um auf der Oder nach Schlesien gebracht zu werden. Aber es war als hätte

ein böser Genius seine Freude gehabt, diese Anstalten auf das höchste zu erschweren. Ein dreiwöchentlicher Ostwind hinderte die Transportschiffe, bei aller Anstrengung der Schiffer, gegen den Strom die Oder heraufzufahren, und als dieser aufhörte, trat plötzlich der so frühe Winter ein, der Fluß bedeckte sich mit Eis, und bald darauf froren die Schiffe ein.

Einige Mal schien das eintretende Thauwetter die Fahrt wieder öffnen zu wollen, aber es folgte bald von neuen der strengste Frost, und dies Thauwetter hinderte bloß, daß man keine andere Anstalten zum Transport machte. Endlich wurde das Getreide durch Kreisfuhren in die nächsten Magazine geschafft, aber es braucht nicht bemerkt zu werden, wie sehr der Transport auf diese Art erschwert und vertheuert ward.

Unterdeß stieg der Preis des Getreides mit jeder Woche ansehnlich, und erreichte in einigen Städten die Höhe von zwölf bis dreizehn Thaler für den Scheffel. Mit Schrecken sah ich das Brod kleiner werden, wie in Rom, und oft war selber noch Mangel daran. Die Preise desselben stiegen so hoch, daß ein Pfund Brod am Ende mehr galt, als ein Pfund Fleisch. Die Noth der Menschen ging sehr weit, jeder Wohlhabende

litt, aber am schrecklichsten die Armen, die durch physische Uebel und Hunger unmittelbar angetastet wurden.

Es bleibt jedoch ein Räthsel, wie in dem sonst fruchtbaren Schlesien, und bei allen getroffenen Anstalten, die Noth bis auf diesen Grad steigen konnte. Ob der Getreidewucher zu sehr überhand nahm, ob die heimliche Exportation nach Böhmen zu groß war, oder ob sonst irgend Versehen vorfielen, vermag ich nicht zu entscheiden. So viel ist gewiß, daß es bei dem allgemeinen Mangel noch Güterbesitzer gab, die ihr Getreide zurückhielten, weil sie noch auf höhere Preise hofften, und daß die vielen Concessionen zum Getreidehandel wahrscheinlich dazu beitrugen, dem Wucher freies Feld zu lassen. Wenn die Concessionirten und die Güterbesitzer reich waren, so hatten sie die Preise des Getreides in ihren Händen; sie durften nur mit dem Verkaufe säumen, und die Preise stiegen so hoch, als sie wollten. Aber ganze Nationen sollten sich vereinigen, solche fluchwürdige Menschen, die durch den allgemeinen Jammer sich nicht erweichen lassen, sondern noch künstliche Mittel anwenden, ihn zu ihrem Vortheil zu erhöhen, mit Verachtung und Schande zu brandmarken.

In dem schlesischen Riesengebirge wohnt ein gutmüthiges, etwas beschränktes, arbeitsames Volk. Es treibt wegen seines Grund und Bodens wenig Ackerbau, und nährt sich meistens vom Spinnen, Weben und Bleichen der schlesischen Leinwand. Dieses traf der Mangel vor allen am meisten, und es zeigte sich nun deutlich, daß für Landbewohner kein besserer Nahrungszweig ist, als der Anbau der Erde. Die armen Spinner und Weber, die überdies durch den wenigen Absatz der Leinwand bei der Unsicherheit der Meere zurückgekommen waren, hatten keine Lebensmittel in Vorrath, und mußten jeden Bissen einkaufen. Nun trat Mangel und Hunger mit grinsendem Antlitz unter sie hin, und brachte die Unglücklichen beinahe zur Verzweiflung, da ihr Verdienst zugleich sehr geringe war *). Das Pfund Brod galt bei ihnen vier Silbergroschen, und zwar einen Silbergroschen mehr, als das Pfund Fleisch. Aus einer seltsamen Beschränktheit nun hielten sich die armen Menschen dennoch an die Nahrung des Brodes, indem es ihnen gar nicht

*) Die Preise der übrigen Sachen standen in gar keinem Verhältniß mit dem Preise der Lebensmittel. Ein Scheffel Kartoffeln galt in Glogau, wo die Theurung bei weiten nicht am größten war, so viel, als achtzehn Ellen guter sächsener Leinwand.

einfiel, daß man in solchen bedrängten Zeiten Fleisch essen könnte, und sie sich es zur Sünde rechneten.

Sie suchten sich indeß auf eine andere Art zu helfen. Auf dem hohen Gebirge wächst in Menge das sogenannte isländische Moos; dies sammelten sie, vermischten es mit Kleien, und buken eine Art Brod daraus, bei welchem sie sich wenigstens das Leben fristeten.

Aber wenden wir unsern Blick von diesen speciellen Jammerscenen auf etwas, welches das Ganze betrifft, und welches dem Denkenden und Nichtdenkenden, dem Armen und Reichen am Herzen liegen muß. Seit zehn und mehrern Jahren ist ein allgemeines Steigen der Lebensbedürfnisse in Europa entstanden, und manche Artikel sind bis zu dem dreifachen Preise gewachsen. Die schöne wohlfeile Zeit, wo der Arme mit wenigem sein Leben fristen konnte, ist vorüber und scheint nicht zurückkehren zu wollen. Dies hat die traurigsten Folgen für die Menschheit. Die Reichen bedürfen so viel, daß ihnen nichts übrig bleibt, andern zu helfen; die weniger Reichen können ihren Bedarf nicht bestreiten, müssen sich beschränken und versinken dennoch in Schulden; die Officianten, deren Gehalt in den wohlfeilen Zeiten

bestimmt

bestimmt wurde, müssen darben und können ihrem Stande nicht gemäß leben, die Armen aber, die unmittelbar von Hunger und Frost angefallen werden, gerathen auf Abwege und stürzen sich in Verbrechen, um die drückendsten physischen Bedürfnisse befriedigen zu können. Die Festungen, die Zuchthäuser, die Gefängnisse füllen sich mit Verbrechern, und füllen sich in dem Grade, daß kaum mehr Raum für sie vorhanden ist.

Diese wachsende Theurung ist also etwas Erschreckliches, denn sie untergräbt nicht allein das Glück, sondern auch die Moralität der Menschen, und dem Menschenfreunde kann nichts mehr am Herzen liegen, als ihr Grenzen zu setzen. Wenn man aber den Lauf eines Stromes hemmen will, muß man zuerst seine Quelle aufsuchen, um sie verstopfen zu können. Ich getraue mir nicht, alle Ursachen der Theurung zu erforschen, aber auf eine sehr bedeutende haben mich die Zeitumstände geleitet.

Seit mehr als zwölf Jahren herrscht in Europa ein bald auflodernder, bald etwas verlöschender Krieg. Die Meere sind unsicher, die Handlung stockt in mehrern Ländern, und die Magazine müssen bei dem Bedarf der Heere angefüllt erhalten werden. Dies allein schon könnte Theu-

rung hervorbringen, aber es giebt noch eine andere Ursache derselben, nämlich ein System, das die kriegführenden Mächte angenommen haben: das traurige Vernichtungssystem. Setzen wir, daß die Franzosen und Oestreicher gegen einander zu Felde ziehen. Wenn die letztern aus einem Orte vertrieben werden, worin sie ein Magazin haben, und sie können es nicht mit sich fortbringen, so vernichten sie es, damit es dem Feinde nicht in die Hände falle; es lodert in Flammen auf, oder wird ins Wasser versenkt.

Nun dringen die Franzosen ein, und besetzen den Ort. Aber sie finden keinen Unterhalt, und sind gezwungen von allen Seiten Lebensmittel herbei zu schaffen. Sie wollen sich hier halten, und haben die besten Aussichten dazu. Ein neues Magazin wird angelegt, und die Truppen sind auf eine geraume Zeit versorgt. Aber das Kriegsglück ist wandelbar, und dreht ihnen den Rücken. Sie verlieren eine Schlacht, und dies hat solche Folgen, daß sie sich eilig aus dem Magazinort zurückziehen müssen, und das Magazin nicht mitnehmen können. Sie opfern es dem Vulcan, und so wird es zum zweiten Male von den eigenen Händen des Besitzers vernichtet.

Die Oestreicher hätten jetzt ihr eignes Ma-

gazin wieder finden können, wenn das System des Krieges menschlicher gewesen wäre; jetzt finden sie auch das des Feindes nicht, und müssen ein neues herbeischaffen. Es entsteht Mangel, denn der Ertrag von ganzen Erndten ist schon vernichtet, und die Vorräthe müssen aus den entlegensten Gegenden angefahren werden. Nun leidet nicht etwa ein Heer, sondern beide leiden, und alle Bewohner des Kriegs-Schauplatzes dazu; selbst bis tief in die friedlichen Länder wird dies Vernichtungs-System gefühlt.

Wenn man nun häufig im Kriege so verfährt, wenn man auch in andern Sachen nach diesem Systeme handelt, wenn den Thieren die Sehnen zerschnitten werden, damit sie der Feind nicht forttreiben kann, und sie jämmerlich im freien Felde umkommen müssen, wenn man den Wein stromweise in die Keller fließen läßt, damit er nicht vom Feinde erbeutet werde, muß nicht bei einem langwierigen Kriege endlich eine allgemeine Theurung entstehn?

Man hat den Grundsatz im Kriege angenommen, dem Feinde so viel Abbruch zu thun, als nur möglich ist. Dieser Grundsatz, der in andern Kriegsbedürfnissen gültig seyn mag, ist, auf Lebensmittel angewandt, nicht allein höchst traurig

für die Menschheit, sondern bei beiden Heeren auch höchst unweise. Sie erschaffen dadurch mit vereinigten Kräften ein Ungeheuer, das sie am Ende selbst verschlingt.

Wenn ich ein Mahler wäre, so würde ich ein Gemählde entwerfen, worin die Jungfrau Europa vor den Mächten dieses Welttheils auf den Knieen läge, und mit aufgehabenen Händen flehete, die Frucht ihres Schoßes nicht zu vernichten, damit ihre Kinder nicht dem Mangel Preis gegeben würden.

Der Krieg hat die Eigenschaft, daß er wie ein unersättlicher Riese die Lebensmittel von allen Seiten herbeischafft, und auf einen Haufen aufthürmt, um seine ungeheuern Eingeweide damit anzufüllen: das ist schon schlimm genug; aber noch tausend Mal schlimmer ist es, daß er sie, wenn er es für gut befindet, in den Staub tritt und vernichtet.

Man hat ein Völkerrecht, wodurch mancherlei Barbareien untersagt werden. Man tastet keinen Gesandten an, ein herbeisprengender Trompeter wird von den feindlichen Kugeln verschont, man schießt nicht mit Ketten oder Glas-Kugeln u. s. w.; könnte man es nicht auch mit in das Völkerrecht aufnehmen: nichts zu vernichten,

was zur Nahrung oder Kleidung der Menschen dient?

Der Krieg beweist ohnedies, daß das Menschengeschlecht noch in seinem Knabenalter sey, weil es sich noch wie Knaben rauft und schlägt; aber durch das Vernichtungs-System wird es noch weit knabenhafter; denn es reißt sich die Speisen aus der Hand und tritt sie in den Koth.

Arbeiten wir daran, Männer zu werden, und uns und unsre Nachkommen glücklicher zu machen. Ein Großes dazu ist geschehen, wenn der Krieg überhaupt mit seinen Scheußlichkeiten vernichtet wird — Aber das ist nicht möglich. — So schreien tausend Stimmen; nach welcher Logik? weiß ich nicht. Es ist möglich, und es gehört weiter nichts dazu, als ein europäisches Reichskammergericht, das die Fürsten Europa's anerkennen, wie die Fürsten Deutschlands das Reichskammergericht zu Wetzlar, und eine allgemeine Acht für den, der sich dessen Aussprüchen nicht fügen will. Es wird anfangs noch Blutvergießen entstehen, aber es wird immer seltner werden, und endlich als etwas Abscheuliches ganz von der Erde verschwinden.

Genug! ich kehre zu der Theurung, als einer Folge des Krieges, zurück. Ob sie für jetzt nicht

noch manche andere Ursache hat, ob nicht mehrere schlechte Erndten, Wucher u. s. w. Schuld daran sind, will ich hier nicht untersuchen; aber so viel wird jeder einräumen, daß es für Fürsten und Unterthanen kein heiligeres Geschäft giebt, als dies Ungeheuer zu bekämpfen, weil die Menschen dadurch nicht nur glücklicher, sondern auch besser werden.

Ich weiß, daß dieser letzte Artikel nicht ganz in eine Reisebeschreibung gehört; aber die Sachen darin schienen mir für ein fliegendes Blatt zu wichtig, und ich habe sie gern hier aufgenommen, weil ich die angenehme Hoffnung hege, daß dies Buch wird gelesen werden. Auch dann, wann mir dieser Artikel bittern Tadel zuzieht, ertrage ich es gern, wofern ich nur etwas Gutes dadurch stifte.

Abschied von meinen Lesern.

Ich habe das Versprechen, das ich am Ende meiner Reisebeschreibung gab, gehalten, ich habe meine Leser noch ein Mal in das zauberische Land am thyrrenischen Meer, wo die Heiligthümer des Alterthums und die Naturmerkwürdigkeiten so

nahe bei einander liegen, geführt, und sie dann eilend in das süße Vaterland zurückgebracht. Ich stehe mit ihnen am Ziele meines Weges, und betrachte sie als eben so viel treue Gefährten, die mit mir in ein entferntes Land gewandert sind, und sich in dessen Gefilden von mir haben herumführen lassen.

Die Empfindung, die sich an diesem Ziele meiner bemächtigt, ist Dank für ihre Begleitung, und ich gestehe gern den Wunsch, dieselbe Empfindung in ihnen für meine Führung zu erwekken. Meine Kräfte sind dazu aufgeboten worden, und es ist manches in diesem Buche vorhanden, wodurch sie eine sehr genaue, beinahe anschauliche Kenntniß von wichtigen Dingen in Italien erhalten werden. Die beigefügte höchst genaue Karte ist ein wirkliches Miniaturbild von der Gegend bei Neapel, und sie werden mir darauf in meinen kleinen Exkursionen fast Schritt vor Schritt folgen können.

Ich kenne meine Leser nicht, mindestens nur einen höchst geringen Theil von ihnen; aber sie kennen mich: denn so wie ich schreibe, so bin ich, so empfinde ich, so denke ich. Noch nie habe ich etwas gegen meine Ueberzeugung geschrieben, und meine Schriften sind also wahr. Ich füge dies

mit Bedacht hinzu, weil ich glaube, daß sie dadurch gewinnen; denn man lies't etwas lieber, wenn man weiß, daß es so gemeint sey. Wenn man also Wohlwollen gegen die Menschheit darin findet, so kömmt dies aus vollem Herzen; denn ich umfasse damit, sobald es nicht durch äußere Umstände zurückgepreßt wird, alle meine Nebenmenschen, und besonders diejenigen unter meinen Lesern, die mit meinen Grundsätzen übereinstimmen, und mit mir gleich fühlen.

Unter dieser herzlichen Erklärung nehme ich hiermit, nach vollbrachter Reise, einen freundlichen Abschied von ihnen, und füge nichts als das Resultat derselben hinzu: daß, wenn man Deutschland und Italien mit einander vergleicht, die Natur zwar mehr für Italien gethan hat; daß aber dagegen in Deutschland die Menschen weit mehr für ihr Vaterland thun, und daß dadurch die Schale Deutschlands sinkt, wenn die Vorzüge beider Länder gewogen werden.

Anhang.

Nachrichten von dem Erdbeben in Neapel und den umliegenden Gegenden in der Nacht vom 26. Julius 1805, mit Berücksichtigung des Lokale dieser Stadt.

Um einen Begriff zu erhalten, wie furchtbar ein Erdbeben in Neapel seyn muß, ist es nothwendig, sich das Lokale dieser Stadt deutlich vorzustellen. Ich will es hier deshalb noch einmal kurz zusammendrängen.

Neapel liegt zwischen Bergen und dem Meere eingeschlossen; es hat nicht Raum genug gehabt, sich in der Ebene auszubreiten, und ist deshalb hoch an die Berge hinaufgeklettert. Gegen Norden liegt der Bergrücken Vommero mit seinem Kastel St. Elmo, gegen Abend der Bergrücken Pausilipp, gegen Mittag das Meer, und gegen

Morgen ist eine Landebene. Nur nach dieser letzten Seite hat es einen leichten und freien Ausgang, wie andere Städte.

Die Häuser sind meistens drei, vier, auch fünf und mehr Stockwerk hoch. Der bei weiten größte Theil der Straßen ist nur sieben bis zehn Schritte breit, und sehr viele sind so schmal, daß sie eher Felsritzen, als Straßen ähnlich sehen. Dies letzte ist besonders in dem ehemaligen Judenquartier, oder überhaupt in dem Theile der Stadt, wo die Kaufleute wohnen, der Fall. Zwischen dem Meere und der langen, schräg durch Neapel laufenden Straße, ist der eigentliche Abgrund der Stadt, wo ein so ungeheures Labyrinth von engen Gassen und culs de sac vorhanden ist, daß man fast unmöglich sich darin orientiren, oder ein Bild davon machen kann. Hier wohnen die Menschen dicht neben und über einander, gleichsam schichtenweise. Ein Theil befindet sich unten an der Erde, wie in Höhlen, wohin fast nie ein Strahl der Sonne fällt; ein anderer wohnt, gleich den Vögeln, in den Lüften, und muß tief zu Gottes Erde herabsteigen. Wohin sollen sie flüchten, wenn die Häuser-Gebirge über ihnen einzustürzen drohen? In diesem ganzen bewohntesten Theile der Stadt ist weit und breit kein

freier Platz, und überhaupt ist das ungeheure Neapel sehr arm an großen Plätzen. Der Platz vor dem königlichen Pallaste, Largo di Castello, del Spirito Santo, Largo delle Pigne, al Mercato, und der Raum in der Vorstadt Khiaja am Meer: dies sind alle die großen Plätze in Neapel, und manche Einwohner müßten eine Viertelmeile laufen, ehe sie zu ihnen kämen.

Dabei hat die Stadt eine ungeheure Bevölkerung, und die Anzahl der Menschen darin steigt auf 600,000. Nicht allein die Häuser, auch die Straßen sind gedrängt voll von Menschen.

Wenn also an einem solchen Ort ein Erdbeben entsteht, so muß eine Furchtbarkeit damit verbunden seyn, von der man sich kaum ein Bild aufzustellen vermag. Hier ist, was ich aus einigen Privatnachrichten und aus öffentlichen Blättern habe sammeln können.

Der Tag vor dieser Schreckensscene, der 26ste Jullius, war ruhig und still, und hatte eine Temperatur von 21 Graden nach Reaumür, also eine gemäßigte Hitze für Neapel. Am Abend zeigten sich leichte Gewitterwolken, und um acht Uhr blies ein kühler Wind, bei welchem die Fische häufig aus dem Wasser zu springen anfingen. Drei Minuten vor zehn Uhr, ein Zeitpunkt, wo

ein Theil der Neapolitaner sich im Schauspiele befindet, ein anderer an St. Lucian Produkte des Meeres zu Abend speist, noch ein anderer in den Straßen bei Licht feil bietet, der größte Theil aber in seinen Häusern verschlossen ist, und sich zur Ruhe begeben hat oder begeben will, in diesem Zeitpunkte, wo niemand ein Unglück ahnete, entstand plötzlich eine Erderschütterung senkrecht von unten herauf, und sodann horizontal in einer wellenförmigen Bewegung von Norden nach Süden, die beinahe eine Minute, nämlich funfzig Sekunden dauerte. Eine schreckliche Länge für eine so furchtbare Begebenheit!

Da die Bewegung der Erde nicht allein dauernd, sondern auch heftig und allgemein war, so wurden dadurch alle Häuser in Neapel aus ihren Sitzen gehoben, trennten sich schrecklich krachend aus ihren Fugen, und drohten einen augenblicklichen Einsturz. Bei dieser furchtbaren Erscheinung, die jedem einen nahen Tod drohte, flohen alle Einwohner der Stadt auf die Straßen, und zwar ohne weitere Rücksichten in dem Anzuge, worin sie gerade waren.

Man kann sich leicht einbilden, in welcher Gestalt Menschen erscheinen, die einem schrecklichen Tode zu entfliehen suchen. Vielen hatte

das Entsetzen die Besinnung geraubt, und sie handelten wie Besinnungslose, zerrauften sich die Haare, zerrissen sich die Kleider, warfen sich auf die Erde, und küßten sie oder fingen an, darin zu scharren. Andere standen wie betäubt in Haufen, und stießen einzelne Laute des Schreckens aus. Noch andere, und besonders die Weiber, rannten durch die Straßen, und da gerade der 26ste Julius der Tag der heiligen Anna war, so schrieen sie laut zu ihr: „o meine Mutter, heilige Anna hilf uns!" Wieder andere knieeten vor den Heiligenbildern, die man in Neapel in Menge an den Straßen findet.

Da man in dieser Stadt auch bei geringern Gelegenheiten sich ganz ohne Scheu seinen Empfindungen und den Ausbrüchen seiner Leidenschaft überläßt, so kann man sich leicht vorstellen, welch eine Scene hier entstand, zumal da es Abend und gerade Neumond war, und die tiefe Dunkelheit sich nur durch die Lichter der Verkaufenden erhellte. Die Menschen wurden hier plötzlich in den feierlichsten Zeitpunkt versetzt, der einen Menschen treffen kann, in den Zeitpunkt des nahen Todes. Alle wurden in einem Augenblick sich einander gleich gemacht, und zwar in der wichtigsten Beziehung. Aus den goldnen Zimmern,

wie aus den schwarzen beräucherten, stürzten die Bewohner ohne Ausnahme hervor, und hatten nun alle gleiches Schicksal. Die vielfachen Vorzüge der Erhabneren hörten in einem Augenblicke auf; denn ein allgemeiner Feind drohte den Vornehmen und den Geringen, den Reichen und den Armen, den König und den Bettler, ohne Ansehen der Person zu zerschmettern. Die Menschen wurden plötzlich in den ersten natürlichen Zustand zurückgeworfen, und zwar durch das Entsetzen. In diesem handelten sie, wie es ihnen ihre Gemüthsverwirrung oder ihre Grundanlagen eingaben, und die Menschheit erschien in ihrer ursprünglichen Nacktheit. Dergleichen Scenen mögen die Jahrtausende der Erde nicht viel aufzuweisen haben.

Der zweite Erdstoß erfolgte eine Stunde später, nämlich um elf Uhr, und zwei Stunden nachher repetirte, gegen ein Uhr in der Mitternacht, das Erdbeben noch einmal. Der Vesuv verhielt sich bei diesen Erscheinungen ruhig; denn seine Wuth ließ sich auf eine andere Art aus, und bloß Dampfwolken drangen aus seinem Krater hervor. Nach dem zweiten Erdstoße hörte man jedoch von seiner Seite her einen zwiefachen Knall, wie von zwei Kanonenschüssen. Vielleicht schoß

er Viktoria, daß er bei verstopftem Krater sich dennoch so wirksam beweisen konnte.

Die beiden letzten Erdstöße waren weit gelinder, als der erste, und es scheint, als wenn dieser die eigentliche Zerstörung verursacht hätte. In einer einzigen Minute ward eine der ersten Städte in der Welt dem Untergange nahe gebracht, und hatte nur noch einen ganz kleinen Schritt zum Verderben. Unter allen Naturerscheinungen ist das Erdbeben die furchtbarste, die mächtigste in Zerstörung. Denn welch eine andere Kraft, welch Element, welche Naturbegebenheit vermag eine so ungeheure Steinmasse, als Neapel ist, in einer Minute zu vernichten?

Ein Freund von mir in Neapel, ein Augenzeuge der traurigen Begebenheit, schreibt mir folgende Worte: „Es fehlte nicht viel, daß Neapel nicht in einem Augenblicke zusammengestürzt wäre, und alle seine Bewohner unter seinen unermeßlichen Trümmern begraben hätte. Dann wären Ihre und des Herrn von Kotzebue's Reisen hieher die letzten in ihrer Art gewesen, und künftige Reisende würden nur von den Ruinen Neapels, oder von einer neuen Stadt und von

neuen Menschen sprechen können." Diese Worte haben etwas Erschütterndes, und deuten viel von dem schrecklichen Augenblicke an.

Es gehört eine übermenschliche Kraft dazu, ein einziges Haus zu bewegen; welche Allgewalt wird erfordert, eine Stadt, wie Neapel, aus ihren Angeln zu heben! Welch eine unterirdische Hölle muß hier wüthen, um solche Zerstöhrung in einem Nu zu bewirken!

Wirft man seinen Blick auf das Einzelne in Neapel, so ist der angerichtete Schaden nicht zu berechnen. Alle Palläste, alle vorzüglich feste Gebäude, als Kirchen, Thürme, Klöster, Magazine u. s. w. haben drohende Spalten und Risse bekommen; vierhundert Häuser sind so zugerichtet, daß sie von Grund aus wieder erbauet werden müssen; diejenigen aber, welche unterstützt und ausgebessert werden müssen, sind unzählich. Mein Freund schreibt mir: „Es ist kein Haus in Neapel, das nicht gespalten wäre." Das fürchtbare Krachen, das damit verbunden gewesen seyn muß, läßt sich durch die Einbildungskraft kaum fassen; denn wenn nur ein einziges Haus einstürzt oder verrückt wird, so ist schon eine Art von Donner damit verbunden: wie muß eine

Stadt

Stadt krachen, deren gesammte Häuser erschüttert und dem Einsturz nahe gebracht sind! *)

Aber wer hat dies Krachen gehört, wer konnte es hören, da das nahe Geräusch das ent-

*) Ich habe einst in Neapel eine Kleinigkeit dieser Art erlebt; da sie aber einiges Licht auf die Polizei in dieser Stadt wirft, so mag sie hier einen Platz finden.

Ungefähr zwanzig Schritte von meiner Wohnung stand der alte verfallende Pallast Brancaccio, der einen weiten Raum einnahm, aber nur noch offene Zimmer, Gewölbe und Trümmer darbot. Eines Tages brannten einige Balken in diesem Pallaste, und obwohl er mit Häusern umgeben ist, so bekümmerte sich doch niemand darum, und bloß einige Straßenjungen warfen mit Steinen nach dem brennenden Balken, um sich an den herumsprühenden Feuerfunken zu ergötzen. Da zwischen meinem Hause und dem Pallast ein leerer Raum war, so achtete auch ich nicht weiter auf die brennenden Ruinen, und vergaß sie am Ende ganz. Am Abend, kurz vor dem Schlafengehen, hörte ich plötzlich ein dumpfes donnerndes Geräusch, das ich mir nicht erklären konnte, und zugleich wurde mein ganzes Haus erschüttert. Ich schrie sogleich nach meinem Bedienten, und rief ihm zu: „quel e un terremoto" (das ist ein Erdbeben)! Aber er schüttelte den Kopf; denn er war ein Apulier, und möchte schon ein Erdbeben erlebt haben. Doch wußte er sich die Sache ebenfalls nicht zu erklären. Am andern Morgen wurde mir das Räthsel gelöst; denn ich bemerkte aus meinem Fenster, daß ein Theil von dem Pallast Brancaccio eingestürzt war, und daß das drohende Geräusch, was mich in Bestürzung gesetzt hatte, gar nicht mit einem Erdbeben zu vergleichen war. Welch ein Donner, welch Krachen muß also mit dieser furchtbaren Naturbegebenheit verbunden seyn!

fernte überwog, und jeder nur in einem engen Raume um sich her wahrnehmen konnte? Es giebt einen Ort in Neapel, wo man den Total-Eindruck von der ganzen Scene hätte vernehmen können, wenn dies sonst etwas Erwünschtes gewesen wäre. Dies ist die Höhe St. Elmo, wo man über der Stadt schwebt, wohin zu allen Zeiten das Geräusch derselben in Masse dringt, und wo man auf das Ganze mit einem Blicke herabschaut. Wer sich hier befand, der hat etwas vernommen, das er nicht wird auszusprechen vermögen. Die Schildwachen auf dem Kastel und die Bewohner des Karthäuserklosters können Auskunft hierüber geben, wenn das Schrecken ihnen nicht die Kraft der Wahrnehmung geraubt hat.

Bei aller Furchtbarkeit des Erdbebens ist es dennoch in den öffentlichen Blättern übertrieben worden, besonders in den ersten Nachrichten aus Rom, worin man sagt, daß der größte Theil der Stadt Neapel zu Grunde gerichtet, daß das Kastel auf St. Elmo untergegangen sey, und fast niemand mehr in seinem Hause mit Sicherheit wohnen könne, auch es zugleich mit dem Erdbeben in Lissabon von 1755 vergleicht. Das Kastel St. Elmo ist nicht untergegangen, der größte Theil der Stadt ist nicht zu Grunde gerichtet,

und es läßt sich noch mit Sicherheit in Neapel wohnen, aber dennoch ist die Verwüstung unerhört. Das Erdbeben brauchte nur um ein weniges stärker zu seyn, und ganz Neapel stürzte zusammen.

Wie stark es schon war, läßt sich aus den folgenden Umständen berechnen. Die Glocken fingen von selber an zu läuten, so heftig wurden die Thürme bewegt; die Tänzer im Theater fielen nieder, wahrscheinlich weil sie, bei ihren künstlichen Bewegungen, durch die Bewegung der Erde das Gleichgewicht verloren, und die meisten Thüren und Fenster der Häuser wurden so verschoben, daß sie nicht mehr paßten. Die festesten Gebäude litten am meisten, wahrscheinlich, weil sie nicht genug nachgaben, und mehrere Kirchen stürzten ein.

Ein solches Erdbeben hat Neapel noch nie erfahren, und die Einwohner werden die Schrecken desselben lange nicht vergessen. Die ersten Nächte nach der furchtbaren Erschütterung wagte es keiner, in seinem Hause zu bleiben, und Vornehme und Geringe kampirten unter freiem Himmel, entweder auf dem Felde, oder auf den großen Plätzen der Stadt. Der König befand sich gerade zu Portici, und blieb in seinem Lustschlosse

Favorite. Die Königinn war mit den Prinzessinnen und dem Prinzen Leopold in Neapel; diese flohen in die Reitschule daselbst, wo sie den größten Theil der Nacht in Kutschen zubrachten. Der Kronprinz befand sich mit seiner Gemahlinn in Caserta, wo das Erdbeben nicht so stark war, jedoch die obersten Zimmer des prachtvollen königlichen Schlosses einstürzten.

Aus Rußland war kurz vor dem Erdbeben der neue Gesandte, Graf Tatischef, eingetroffen. Dieser rettete sich sogleich wieder mit der Flucht, da ihm die Natur einen so übeln Empfang machte. Es schien, als wenn er gekommen wäre, einem Erdbeben mit beizuwohnen, und sich wieder zu entfernen.

Da in Neapel eine große Menge bigotter und beschränkter Menschen ist, so suchen sie bei öffentlichen Calamitäten durch öffentliche Buße und Beweise von Demuth sich den Schutz des Himmels und der Heiligen zu verschaffen. Vornehme Personen gehen barfuß und mit entblößtem Haupte, andere ziehen schwere Ketten hinter sich her, und noch andere kleiden sich in einen Sack, singen Bußlieder, und knieen vor allen Heiligenbildern. Dies vermehrte auch dies Mal das Traurige der Scene.

Da ferner in dieser Stadt eine ungeheure Masse verworfenen Pöbels sich befindet, der sich jede Art von Verwirrung zu Nutze macht, um zu rauben und zu plündern, so war das Erdbeben nicht der einzige Feind. Die boshaften Menschen vermehrten die Gefahr. In jeder Nacht machten sie auf den Hauptplätzen der Stadt einen falschen Lärm, und setzten die Einwohner von neuen in Schrecken, um in einem Auflauf Gelegenheit zu Diebstählen zu finden, oder die sogenannte santa Fe zu machen. Denn in der Revolution schützte man den heiligen Glauben vor, um alle Arten von Unmenschlichkeiten und Grausamkeiten zu begehen, und von dieser Zeit nennt man rauben, plündern und morden in Neapel: santa Fe machen.

Zum Glück hatte Neapel in dem Duca d'Ascoli einen trefflichen und wachsamen Polizei-Minister, der seit dem würdigen Medicis so sehr vermißt worden war. Er setzte sich gleich bei dem Ausbruch des Erdbebens zu Pferde, durchritt mit einem Adjutanten und einigen Officieren die Straßen, um überall Ordnung zu erhalten, und ließ die 15,000 Mann starke Besatzung unter die Waffen treten, die öffentlichen Plätze und Zugänge zu besetzen. Dadurch ward der Pöbel im

Zaume gehalten, und konnte in dem schrecklich getrübten Wasser nicht fischen. Acht Nächte hindurch war der Polizei-Minister nicht in seiner Wohnung.

Wie nöthig aber diese Wachsamkeit war, sieht man daraus, daß 6000 Gefangene, schreibe sechstausend Gefangene, die allein in der Vicarie, einem öffentlichen Tribunal und Gefängniß, saßen, ihre Ketten zu sprengen und sich frei zu machen versuchten. Er verhinderte es, daß diese neue Geißel sich nicht durch Neapel verbreitete. Indessen kann man es den unglücklichen Gefangenen nicht verdenken, wenn sie bei dem Schrecken des Erdbebens auch ins Freie zu kommen versuchten, um nicht unter den Trümmern ihres Gefängnisses lebendig begraben zu werden.

Wunderbar ist es, daß bei dem Erdbeben in Neapel nur zwei Menschen umkamen, man weiß nicht, auf welche Art. Aber was mögen die Kranken, was die Greise, und alle diejenigen geduldet haben, die sich nicht ins Freie retten konnten, und jeden Augenblick erwarten mußten, daß ihre Behausung über sie einstürzte! Und wie viel mögen nachher noch in Gefahr gewesen seyn, unter ihren Häusern begraben zu werden, da man unmöglich so viel Maurer und Zimmerleute

zugleich hat aufbieten können, um mehrere tausend Häuser zu repariren oder aufzubauen. Der Schaden in Neapel wird auf zwanzig Millionen Ducati (à 1 Thlr. 6 Ggr.) berechnet.

Wir haben bis jetzt nur Neapel als den wichtigsten Schauplatz des Erdbebens vor Augen gehabt; aber hier war es bei weiten nicht am heftigsten, sonst hätte Neapel das Schicksal von Messina gehabt. Tiefer ins Land hinein äußerte es seine größte Wuth. In Contado di Molise, einer Grafschaft, die zwischen Terra di Lavoro, Abruzzo und Capitarata liegt, hatte es seinen Mittelpunkt, und verbreitete sich von da gegen Norden durch Abruzzo, gegen Süden durch Calabrien. Es ist indeß schwer, ja beinahe unmöglich, die Grenzen desselben zu bestimmen; denn wer mag berechnen, wo die letzte Wirkung der Stöße empfunden und wo sie unmerklich ward?

Die Gegend, wo es am heftigsten wüthete, weiß man genau. Fünf und dreißig Städte wurden zum Theil beschädigt, zum Theil gänzlich zu Grunde gerichtet. Zu diesen letzten gehörte die Stadt Isernia in der Grafschaft Molise, die ganz zusammenstürzte, und worin 1500 Menschen, oder 339 Familien, ihr Leben verloren. Die Erde öffnete sich bei dem Erdbeben, und es

schlug Feuer daraus hervor. Die Städte Theani in Abruzzo, und St. Agatha dei Gothi im Principato citra sind fast gänzlich zerstört. Ferner sind zerstört: Lorenzo, St. Amelo dei Lombardi und Froselone. Zu Castelpetrose kamen 132 Familien um, zu Cantalupo im Kirchenstaat 142 Familien, zu Baramillo 180 Familien, zu St. Angelo in Colta 43 Familien. Außerdem sind zu Campo basso, zu Avellino im Principato oltra, welcher Ort auch 1731 sehr durch das Erdbeben litt, zu Monte sarchio ebendaselbst, zu Benevento, einer schönen Stadt und Festung, und zu Aversa viele Menschen umgekommen.

Zu Capua stürzte eine Kaserne ein, und eine Menge Kavalleristen wurde darunter getödtet oder verwundet. Aus Pajano in der Grafschaft Molise ist ein See geworden, und aus Fomento ein Vulkan. Wer aus diesen Oertern gebürtig war, der findet seine Geburtsstätte nicht wieder. Soll er einen See oder einen Krater dafür erkennen?

Außer diesen Städten haben eine große Menge Dörfer oder vielmehr Mazarien (einzeln stehende Güter) sehr gelitten, und im Ganzen sollen 15,000 Menschen bei diesem Erdbeben umgekommen seyn. Ein kleiner unbekannter Fluß,

der 150 italienische Meilen durchlief, ist vier Meilen von seinem Ausfluß in die Erde versunken, und also aus der Zahl der Flüsse verschwunden. Die Physiognomie der Menschen verändert sich nur in Jahren, die Physiognomie der Erde hat sich hier in wenigen Minuten verändert.

Bis in sehr entfernte Gegenden, selbst bis nach Deutschland äußerte das Erdbeben seine Wirkung; denn in Carlsbad stand der Sprudel der dortigen heißen Quelle am 26sten Julius, als dem Tage des Erdbebens, sechs Stunden lang still. Man kann aus diesem Umstande sehr viel schließen, und ganz nahe liegt die Vermuthung, daß unter der Erde sehr entfernte Punkte Kommunikation mit einander haben, und daß unsere heißen Quellen in Verbindung mit feuerspeienden Bergen oder überhaupt mit unterirdischem Feuer stehen.

Der Vesuv bedarf auch des Wassers in seiner unterirdischen Werkstatt, und zieht gewöhnlich alle Brunnen in der Nachbarschaft an sich, ehe er einen Ausbruch macht. Das Erdbeben aber hat sich sogar einen Theil seines Bedarfs an Wasser aus Carlsbad geholt.

Wenn man die Begebenheiten der letzten Jahre in dem Königreich Neapel überdenkt, so

muß man gestehen, daß viele Unglücksfälle darin auf einander gefolgt sind. Das Besitznehmen des Landes von den Franzosen, die erfolgende Theurung, die Staatsumwälzung, die Kriegsscenen, das über alles schreckliche Einrücken der Glaubens-Armee unter dem Kardinal Ruffo, das Wüthen, Rauben, Morden, Plündern, und alle Unmenschlichkeiten derselben, die neue Staatsumwälzung, die darauf folgenden Hinrichtungen, wodurch die edelsten Menschen hingerafft, und die ersten Familien in Trauer versetzt wurden, die Abhängigkeit vom französischen Hofe, oder vielmehr das Spielballseyn in der Hand Bonaparte's, und nun das erschreckliche Erdbeben, das die noch nicht geheilten Wunden auf einmal wieder aufreißt!

Wenn man dies Bild des successiven Unglücks sich vor Augen stellt, so könnte man leicht auf den Gedanken gerathen, daß die Strafgerichte Gottes über ein Volk ergehen, das durch seine Religion so tief verdorben ist, und über eine Regierung, die so wenig dazu beitrug, dies Volk durch Erziehung zu bessern, und die jetzt den unseligsten Weg, die Wiedererrichtung des Jesuiterordens, dazu einschlägt.

Das Erdbeben war eine der schrecklichsten Begebenheiten; aber es folgte etwas darauf, das

beinahe noch schrecklicher, wenigstens noch quälender war: die Furcht vor neuen Erdstößen, die vollends alles darniederstürzen würden. Welch ein Zustand muß es seyn, wenn man in jedem Augenblick erwarten muß, daß ein unterirdischer Stoß uns unter unserer Wohnung begräbt; welch ein Gefühl, wenn man sich des Abends zur Ruhe begiebt, und es nicht unwahrscheinlich ist, daß das Bette mitten im süßen Schlafe unser Sarg wird, und herabstürzende Trümmern uns zerschmettern.

Mein Freund in Neapel schreibt mir: „Seit dem Erdbeben sind wir in beständiger Furcht, daß es repetiren möchte, so daß diese fortdauernde Aengstlichkeit schlimmer ist, als das Uebel selbst. Das einzige Hülfsmittel dagegen ist: eine gute Dosis Fatalismus zu haben."

Aber die Natur selber arbeitete daran, das Schrecken, das sie verbreitet hatte, wieder hinweg zu nehmen. Den 4ten August ging die Sonne blutroth auf, das Meer hatte eine schmuzige Leimfarbe, ohne stark bewegt zu seyn, und die Luft war höchst drückend und beängstigend. Die Sonne schien den Tag über wie durch einen gelben Schleier, und schien eine neue Naturbegebenheit zu verkünden.

Mehrere Tage darauf hörte man im Vesuv ein gewaltiges Getöse, und die Einwohner von Torre del Greco und Annunziata flüchteten deshalb mit ihren besten Habseligkeiten. Dieser Berg war bis jetzt immer ruhig gewesen, und hatte nur wenig Rauch ausgestoßen. Sein Krater war verstopft, und die unterirdische Wuth hatte einen andern Ausweg gesucht. Endlich den 12ten August, Abends um 10½ Uhr, öffnete sich die Stelle des Berges, die im Jahre 1794 bei der Verwüstung von Torre del Greco entstanden war, und ein Lavastrom drang mit ungeheurer Gewalt hervor. Er floß so schnell, daß er in wenigen Stunden das Meer erreichte, bewegte sich also ungefähr so fort, wie ein gewöhnlich gehender Mensch. Das Schauspiel beim Fließen dieser Feuermasse war prächtig und schrecklich. Der ganze Strich, über welchen sie floß, flammte zwanzig Minuten lang in einem rothen Feuer, die Bäume aber, die sie erreichte, loderten in einem weißen Feuer auf, und erschienen als lichtere Punkte. So fürchterlich und drohend dieser Anblick war, so erfreulich mußte er den Neapolitanern seyn; denn nun hatte sich ihr unterirdischer Feind an einem andern Orte Luft gemacht, und sie konnten zum ersten Male wieder ruhig schlafen.

S. 296.

Ausbruch des Vesuvs im Jahr 1805.

Die Lava theilte sich gleich bei ihrer Quelle in zwei Arme, wahrscheinlich weil sie auf die Lava von 1794 stieß, und der eine Arm floß auf Portici zu. Es muß ein furchtbarer, Entsetzen erregender Anblick seyn, wenn ein solcher Feind sich gegen die Wohnplätze der Menschen daherwälzt, und sie mit einem Flammenmeer zu bedecken droht. Er ist entfliehbar; aber die Menschen müssen ihm ihre Besitzungen rettungslos zurücklassen, und er verwüstet auch das, was kein anderer Feind verwüsten kann, den Grund und Boden. Wo er sich ergießt, da ist anderthalbtausend Jahre hindurch der Anbau der Erde verloren, und die grünenden Gefilde verwandeln sich unter seinem eisernen Schritt in schrecklich-emporstarrende Schlacken.

Zum Glück wandte sich der Lavastrom, der auf Portici zufloß, und bildete, indem er sich wieder mit dem andern Arme vereinigte, eine Insel. Ein Mensch auf einer solchen Insel, mit Feuer, statt mit Wasser umgeben, müßte in einer furchtbaren Lage seyn. Kein Sterblicher könnte ihm zu Hülfe kommen, wenn die Insel sich verengte. Beide Arme flossen nun in Gemeinschaft dem Meere zu, wo ein erschrecklicher Kampf der Elemente begann.

Als ich mich vor wenigen Jahren in Neapel befand, den Vesuv, die Lavaströme und ihren Gang in der Nähe sah, und die Wirkungen derselben überschaute, da fühlte ich mich hingerissen, einen Ausbruch des Vesuvs dichterisch darzustellen *), und ich erlaube mir, eine Stelle aus diesem Gedicht hier, wo sie ganz an ihrem Ort ist, herzusetzen.

Noch sprach der weise Somma so,
Als plötzlich, wie in wilden Schlachten,
Die Tiefen des Vesuvs von tausend Donnern krachten,
Und vor des Abgrunds Dampf der Sonne Glanz entfloh.
Ein Meer von Asche stieg mit gräßlichem Getümmel
Aus seinem Krater auf gen Himmel,
Und lagerte, wie ein unendlich Heer,
Sich auf Gebirg' und Thal und Meer.
Dann that sich auf an seinem Hange
Ein ungeheures Höllenthor;
Die Menschen bebten laut, es ward den Thieren bange,
Und schüchtern floh der Vögel Chor.

*) Helios der Titan. Tom. I. S. 92.

O Grausen! . . . Aus dem weiten Rachen
Ergoß laut brüllend sich ein Strom von Höllenglut,
Und zu den Wolken stieg, wie Blut,
Der Flammendampf mit nie gehörtem Krachen.

Die Erde bebte ringsumher,
Die Finsterniß ward hell vor seinem grausen Strahle,
Wohin er floß, da füllten sich die Thale
Und wurden schnell ein Feuermeer.
Die Hügel bückten sich zur Erde,
Die Fluren schwollen hoch empor,
Laut rief er der Zerstörung: Werde!
Und die Zerstörung ging hervor.

So stürzet er mit schrecklichem Gefieder
Sich an des Berges Abhang nieder,
Und nahet sich dem Ocean.
Der Menschen Wohnungen vergehn vor seinen Flammen,
Die Wälder sinken schnell, wie dürre Spreu, zusammen,
Und Gräuel zeichnen seine Bahn.

Jetzt ist er an dem weiten Meere,
Das schäumend ihm entgegen brüllt.
So nah'n sich zwei allmächt'ge Heere

Mit Rachsucht und mit Wuth erfüllt.
Der Kampf beginnt; aus tausend Feuerschlünden
Hört man die Schlacht, hört man den Tod verkünden.

So wälzt der Strom sich fort und schießet in die Wogen.
Die Wogen schäumen himmelan;
Die Fluthen wölben sich zu tausend schwarzen Bogen,
Und überflügeln schnell des Feindes stolzen Lauf.
Er wüthet fort, die Elemente mischen
Mit wildem Toben sich, das laut gen Himmel brüllt.
Wenn alle Höllendrachen zischen,
Wird so die Unterwelt mit Stimmen angefüllt.

Das Wasser fühlt die Glut. Ringsum in weiten Räumen
Beginnt es, sich empor zu bäumen,
Und stürzet wieder auf den Feind.
Umsonst, die Wasser müssen fliehen,
In seinen Tiefen muß das wilde Meer erglühen,
Die ew'ge Zwietracht wird vereint.
Die Menschen sehn von weit entleg'nen Fluren
Die Schlacht der feindlichen Naturen,

Des

Des Meeres Wuth, der Lohe schwarzen Dampf,
Und unter ihnen liegt die Erd' in bangem Krampf.

Der Glutstrom siegt, das Meer muß sich verengen,
Die heißen Schwefelströme drängen
In seine Tiefen sich hinab,
Und seinen Söhnen wird das Meer ein weites Grab.

So lagert eine Myriade
Von Kriegern, mordend, sich in eines Feindes Land.
Was Meer ist, wird zum glühenden Gestade,
Und weit zurück die stolze Fluth verbannt.

Was hier gesagt ist, geschah wirklich, besonders auch das letzte. Das Meer begann erschrecklich zu schäumen, als die Lava es erreichte, und mächtige Feuerwirbel, mit unermeßlichen Dampfwolken vermischt, stiegen gen Himmel. Ein Vorgebirge von vulkanischer Materie entstand an dem Orte, wo der Strom ins Meer schoß. Die Einwohner von Portici flüchteten sich auf das Wasser, da die Lava dicht bei ihrem Orte vorbeifloß, ohne jedoch einen Menschen zu tödten oder ein Haus zu vertilgen.

Durch diese furchtbare Begebenheit wurden die Neapolitaner wieder etwas beruhigt. Man sieht indeß daraus, daß diese Gegend Revolutionen ausgesetzt ist, die sie in wenigen Augenblicken verändern. Wer heute seinen Geburtsort verläßt, ist nicht sicher, ihn morgen wieder zu finden, und ein Gefilde, das in dieser Stunde noch bebauet wird, kann in der folgenden auf immer von der Erde vertilgt seyn. Auch in dieser Rücksicht ist Italien ein Land, das nicht mit sehnsuchtsvollem Blick angeschauet zu werden verdient. Es entstand wahrscheinlich aus dem Ocean, und wer weiß, ob das Meer nicht einst seinen Sohn zurückschlingt, besonders da er so ungerathen ist.

Ende.

Bei dem Verleger dieser Reise sind im J. 1805. nachstehende neue Bücher erschienen, und für beigesetzte Preise in allen Buchhandlungen Deutschlands zu bekommen.

Angerstein's, J. K, freundschaftlicher Aufruf an seine Amtsbrüder auf dem Lande, zur Impfung der Schutzpocken in ihren Gemeinden. Nebst Gesprächen zur Beherzigung der Landleute, und vorzüglich der Aeltern, welche ihre Kinder vor Verunstaltung und dem Tode verwahren wollen. 8. 9 gr.

Bauers, C. F, Kopfrechnungs-Spiel. Nebst einer sich darauf beziehenden Anleit. zum Kopfrechnen. 8. 16 gr.

Bratring's, F. W. A. statistisch-topographische Beschreibung der gesammten Mark Brandenburg, für Statistiker, Geschäftsmänner, und besonders für Kameralisten. 2ter Bd gr. 4 4 thl 8 gr.

Glörfeld's, Chr. Ben., über die gegenwärtige Lage der Landschullehrer und deren etwanige, ohne vielen Zuschuß des Landesherrn, mögliche Verbesserung 8. 7 gr.

Hahn's, Karl, Kinderfreuden. Ein Seitenstück des Stoffes zur Bildung des Geistes und Herzens. 1stes Bändchen. 8. 1805. auf Schreibp. mit 2 Kpf. geh. 1 thl 8 gr.

Dasselbe Buch auf Druckpap. mit Kupf. 1 thl.

Harl's, Jean Paul, Deutschlands neueste Staats- und Kirchenveränderungen, historisch, politisch, staats- und kirchenrechtlich entwickelt. Oder: Entwickelung der aus dem Säkularisations- oder Entschädigungssystem und dessen Folgen hervorgehenden politischen, bürgerlichen und kirchlichen Reformation des deutschen Reichs. Mit besondern Gesichtspunkten für die Entschädigungslande Sr. Majestät des Königs von Preußen, wie auch für das der deutschen Nation von dem römischen Pabste angedrohete Konkordat. gr. 8. 1 thl. 8 gr.

Hecker's, D. Aug. Friedr., medizinisch-praktisches Taschenbuch für Feldärzte und Wundärzte deutscher Armeen. 8. geh. 1 thl.

Jani, Joh. Christ., Versuch einer Beantwortung der Frage: Ob eine allgemeine reine Vernunftreligion in dieser Welt möglich, und von der Anschaffung oder Abschaffung der christlichen Religion zu erwarten sey? 8. 8 gr.

Jungius, W., ausführlicher Bericht über meine Luftreise am 16ten Septbr. d. J. 8 geh. 5 gr.

Meisner's, S. G., die Kunst, in drei Stunden ein Buchhalter zu werden. Ein kurzer und deutlicher Unterricht für unbemittelte Handlungslehrlinge, Handlungsdiener und angehende Kaufleute, die doppelte italienische, englische und neue deutsche Buchhalterei in einem äußerst kurzen Zeitraume ohne Hülfe eines Lehrmeisters gründlich zu erlernen. gr. 8. 16 gr.

Meyer's, D. Wilh. Elog., Eros. Eine Sammlung dichterischer und witziger Aufsätze. 8. 14 gr.

Moritz, K. P., allgemeiner deutscher Briefsteller, welcher eine kleine deutsche Sprachlehre, die Hauptregeln des Styls und eine vollständige Beispielsamml. von Briefen enthält. 5te Aufl. von neuen durchgesehen, verm. u. verb. von Dr. Th. Heinsius. 8. 18 gr.

Anhang hiezu, von Dr. Th. Heinsius. 2te verbesserte und vermehrte Auflage 8.

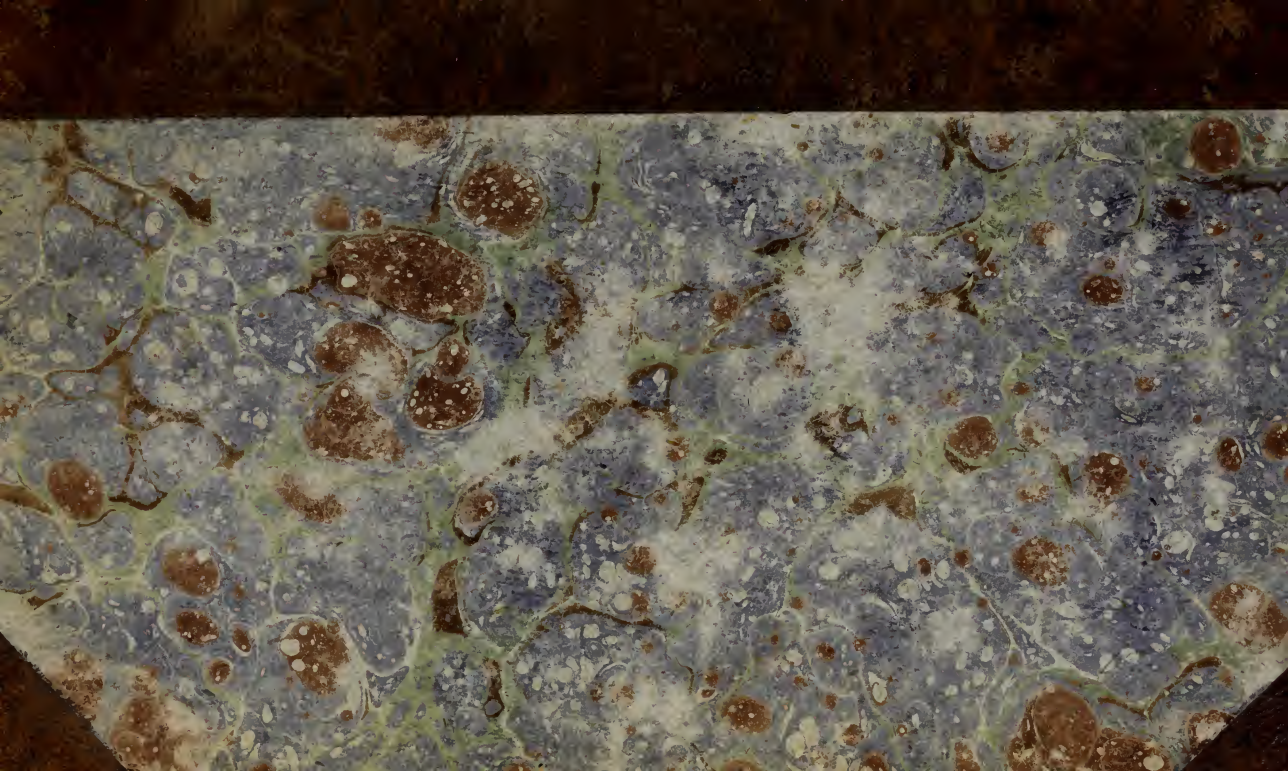
Auch unter dem Titel:

Der vollkommene Geschäftsmann, welcher alle nöthigen Vorkenntnisse zur richtigen und sichern Führung der Korrespondenz, besonders der kaufmännischen: ein alphabet. Verzeichniß aller im Handel und Wandel gebräuchlichen kaufmännischen Kunstausdrücke; einen ausführlichen Unterricht von Wechseln und Wechselgeschäften; eine kaufmännische Statistik zur Kenntniß der deutschen Staaten, ihrer Lage, Größe, Gewässer, Natur- und Kunstprodukte, ihres Handels, der Maaß- und Gewichtskunde, der Civilanstalten, des öffentlichen Geschäftsganges, des Postwesens in Deutschland, imgl. Resolvirungstabellen der Friedrichsd'or ꝛc. nach steigenden und fallenden Coursen in Silbergeld, Interessen-Berechnungen nach Jahren und Monaten ꝛc. enthält. Von Dr. Theodor Heinsius. 8. 6 gr.

Sammlung nützlicher Aufsatze und Nachrichten, die Baukunst betreffend für angehende Baumeister und Freunde der Architektur. Herausgegeben vom Königl. Geh. Oberbaurath Gilly, 6ten Jahrgangs 1ster, oder der ganzen Sammlung 11ter Band. Mit Kupfern gr. 4. 2 thl.

v. Selbiger's, Ludw., Reise nach Italien. Ein Seitenstück zur Reise nach Frankreich. 2ter Band mit Kupfern. 8. 1 thl 16 gr.

— Dess. Der goldene Stier.. 1ster Band: Biographie der Lauterwalde. Mit Kupfern 8. 1 thl. 12. gr.

KARTE von NEAPEL und der umliegenden GEGEND

87-B16860